Pariſer Briefe.

Von

Joſeph Mendelsſohn.

Erſter Band.

Pariser Briefe.

Von

Joseph Mendelssohn.

Erster Band.

Leipzig,
Verlag von J. J. Weber.
1841.

Ex
Biblioth. Regia
Berolinensi.

Erster Brief.

3. März.

Paris ist ein gigantisches Tollhaus, vom Neujahrstage bis zur Sylvesternacht. Natürlich geht es zur Epoche der allgemeinen katholischen Welttollheit, zur Carnevalszeit, am unsinnigsten, am kunterbuntesten her in diesem ungeheuren Zwinger für Narren und Narrheiten jedes Alters, Standes und Geschlechtes. Und diesem amusantesten der Abschnitte des pariser Jahres gehört mein erster Brief an. Heute ist Mardi gras, Fastnachtsdienstag auf gut Deutsch. Morgen, wenn die berüchtigten Tanzhöhlen der Courtille trunkne, schmutzige Volkshorden, die lärmend, tobend, mit widerlichem Stolze ihre abscheulich spaßende Gemeinheit, ihre durchschwitzten Masken, ihren zerfetzten, bunten Kleiderflitter zur Schau tragen, ausgespieen in die neblige, naßkalte Frühdämmerung, ist der Spaß vorüber. Aschermittwoch findet die Köpfe wüst, die

Taschen leer, die Magen krank, die Gesichter bleich und erschlafft. Doch wer darf in Paris beim Heute schon an das Morgen denken? Nur den Augenblick soll man beobachten und genießen, das Grübeln über Ursachen und Folgen der hiesigen Dinge mürrischen Philosophen und der Polizei überlassen. Sehen wir uns daher das Leben und Treiben des Hanswurstes Mardi gras wohlgemuth ein wenig näher an. Ohne Zweifel, die Pariser sind ein ganz eigenthümliches Völkchen. Sie sind originell in Allem, was sie thun und unterlassen, aber in ihren Carnevalszeiten fast abgeschmackt originell. Da führt man nun, in diesem Centralpunkte der Civilisation, ein festlich geschmücktes Ochsenungeheuer durch die unermeßliche Hauptstadt, und Hunderttausende wogen im lebensgefährlichsten Gedränge, um dies nahrhafte Schauspiel recht nach Herzenslust zu genießen. Wahr ist's, das gefeierte Rindvieh ist so majestätisch kräftig, so saftigen Ansehens, daß man in seinen ungebratnen Rücken beißen möchte. Die als Götter, Helden, Ritter und Cupidos herausstaffirte Fleischergilde begleitet den Kaiser des Carnevals, theils auf geharnischten Rosinanten, theils in wunderlich gebauten, entsetzlich vollgepfropften, Triumphwagen. Jubelnde Ausgelassenheit funkelt in allen Augen, brennt auf allen Gesichtern. Die stundenlangen, breiten Boulevards scheinen unter dem Drange der unabsehbaren Menschenmassen zu unscheinbaren Hohlwegen zusammengeschrumpft. Die Equipagen jeder Gattung zu zählen, welche feierlich gemessen

die Boulevardslinie verfolgen, möchte eben so unmöglich sein, als die Wellen des Oceans Revue passiren zu lassen. Miethcabriolet, Omnibus, Kutsche und Kalesche, Philisterpferd und stolzgezäumter englischer Vollbluthengst, Alles folgt einander in dichter, buntgedrängter Reihe, doch die Wagen der Pairs und der Gesandten allein — man weiß nicht recht, warum? — haben das ehrenvolle Recht, in der Mitte zu fahren. Daß auch in den weitgeöffneten Fenstern, an den Schwellen und auf den Vorsprüngen der Häuser sich schaugierig Kopf an Kopf drängt, daß die günstig situirten Cafés und Restaurants die Mehrzahl der Besucher an diesem Tage nicht zu fassen vermögen, kann eben nicht in Erstaunen setzen. Der auserwählte Ochse schreitet mittlerweile stumm, unter dem Gewichte seiner Würde und seines Fettes, dahin und erhebt nur zuweilen das gehörnte, mit bunten Bändern geschmückte Haupt, um einen melancholischen Blick auf alle die Narren und Närrinnen zu werfen, die ihn lärmend und jauchzend umwogen. Zuweilen aber erweckt sein tragi-heroisches Geschick auch eine Stimme des Mitleids.

„La pauvre bête," hörte ich eine niedliche, schwarzäugige Grisette murmeln; „elle est bien malheureuse!" „Va," spottete lachend ihr Begleiter, ein schnurrbärtiger Commis, „elle mourra pour la patrie."

Der Leser muß nämlich wissen, daß der Mardi gras zu gleicher Zeit der Tag des Ruhmes und des Todes dieses exemplarischen Rindviehes ist. Nachdem es die Tour

durch alle Straßen der Stadt gemacht, nachdem es besonders Sr. Maj. dem Könige und der königlichen Familie, die dem fetten Gaste und dem mitströmenden Volke von einem Balcone des Tuilerienhofes herab ihre gnädige Verbeugung macht, einen Besuch abgestattet, führt man es zur Schlachtbank. Am andern Morgen erhalten die Küchen Louis Philipp's und seiner Großen die köstlichsten Stücke des für das Vaterland Gestorbenen, die sie freilich mit unbequemer Großmuth honoriren müssen. Eine eigenthümliche Betrachtung schließt sich an den Triumphzug des Carnevalfürsten. Welch trauriger Unterschied zwischen seiner Sicherheit und der des Beherrschers der Franzosen. Der Erstere darf ohne Gefahr wagen, was kein Gutdenkender König Ludwig Philipp rathen könnte — er darf im dichtesten Gewühl der Volksmassen jede Gasse und jedes Gäßchen von Paris durchschreiten. Ueberall empfängt ihn unzweideutiger Enthusiasmus, bei dessen Donner die Häuser erbeben und die Herzen der Fleischer frohlocken, und er bedarf nicht des mindesten sergeant de ville, nicht des dünnsten Truppendetachement, um seine glorreiche Majestät zur Schau zu tragen:

„Car par l'amour du peuple il est seul gardé."

Im Uebrigen ist der pariser Carneval ziemlich armselig mit seiner großsprecherischen Miene, seinen stereotypen Redensarten, heiseren Trompetentönen und ungezognen Tänzen. Die Pariser sind, wie oben angedeutet, das ganze Jahr hindurch Narren, auch ohne Masken, Dominos

und ſonſtigem Flitter. Eine forcirte, vom Kalender und von dem Orcheſterdirector commandirte Narrheit will ihnen nicht recht ſtehen. Das merkt man am beſten beim Beſuche der Maskenbälle der großen Oper, im Grunde nichts als ein buntes, rohes Gedränge von Dominos und Schweiß, von Debardeurs und plattem Wortſpiele, von Staub und frechem Weſen, über welchem ein mit dämoniſcher Macht begabtes Weſen das Lachen und Weinen, das Jubeln und Seufzen, die Klagen und die bacchantiſche Freude ſeiner hundertundfunfzig Inſtrumente kreuzen und ſchwirren läßt. Man werfe einen Blick in dieſen rieſigen Saal, dem Auge einen wahrhaft orientaliſchen Luxus an Gold- und Lichtdecorationen bietend. Unzählige Quadrillen wirbeln in ihm, ſo eng an einander gepreßt, ſo ängſtlich verſchlungen, daß ſie, aus einiger Ferne betrachtet, ſich gar nicht zu bewegen ſcheinen. Aber dieſe Bewegung iſt unaufhörlich, ungeſtüm wie ein Strudel, athemlos wie ein mattgehetzter Hirſch, denn jener allmächtige Dämon leitet ſie mit einem kleinen, elegant polirten Stäbchen, von einem kaum bemerkbaren Dirigirpulte herab, wie ein Feldherr von der Höhe, ungeſehen von ſeinen Hunderttauſenden, mit einem Winke ihre gigantiſchen Evolutionen meiſtert. Ein despotiſcher Wille, eine Handbewegung wirft die in wilder Luſt glühenden Maskenwogen zur Rechten, zur Linken, hinauf und hinunter ſund Jeder gehorcht, als hinge die Dauer des Lebens, der Welt von dieſem Gehorſam ab, denn der Gebieter heißt Muſard, der Alexander des Gallopps, der

Napoleon der Quadrille. Ehre, dem Ehre gebührt! Honneur à l'illustre Musard. — — Aber ich kann das ganze wüſte, farben- und lichtfunkelnde Gewirr nicht für echte, natürliche Fröhlichkeit gelten laſſen; ſie trägt ein anderes Kleid und eine andere Miene. Doch muß ich bemerken, daß es unmöglich, ſich auch nur einen ſchwachen Begriff von dieſem glänzenden, originellen Gewühl zu machen, wenn man es nicht ſelbſt geſehen. Von zehn Uhr Abends bis kurz vor Mitternacht, wo die Thüren geöffnet werden, iſt das Gebäude der großen Oper im buchſtäblichen Sinne belagert von unabſehbaren Reihen fantaſtiſcher Figuren, die dem Beobachter den intereſſanteſten Coup d'oeil gewähren. Equipage nach Equipage rollt heran, um vor dem Periſtyle ihre mehr oder minder geſchmackvoll angeputzte Narrenlaſt abzuſetzen, die Municipalgarde zu Pferde und zu Fuß hat alle Fäuſte voll zu thun, um die andrängenden Gaffer in leidlicher Zucht zu halten; dazwiſchen ſchrillt das höhnende Gelächter der kecken pariſer Ueberall und Nirgends, der Gamins, die nicht leicht eine Maske ungeſchoren ſich der Queue anſchließen laſſen; dazwiſchen tönt auch das gellende „Faites cirer vos bottes, Messieurs! Vous ne pourriez pas entrer comme ça, Messieurs! Faites cirer vos bottes!" eines Heeres alter und junger Stiefelputzer, die ſich unbarmherzig jedes zu nahe ihrer niedern Holzbank vorüberſchreitenden Fußes bemächtigen und nach Leibeskräften darauf loswichſen, während der unſchuldig Gepackte ſie zu allen Millionen Teufeln der Hölle wünſcht.

Fünf Minuten nach zwölf bieten Foyer, Parterre, Bühne und Logen des grandiosen Hauses dem Blicke nur noch wirr in einander geschobene Massen dar; er vermag weder zu rasten, noch eine auffallende Erscheinung weiter als einige Schritte zu verfolgen. In früheren Jahren konnte man sich, wie ich hörte, aus der Hitze des Saales in das Foyer, zu einem abkühlenden Spaziergange retten; gegenwärtig, wo die Wuth, die Maskenbälle der großen Oper mitzumachen, bis ins Unglaubliche gestiegen, erstickt man darin. Wehe dem zarten Ballcostume einer Dame, das sich dem An- und Niederdrange dieser Dominos aller Farben, dieser Bateliers, Schäfer, Türken, Chinesen, Kalmücken, Titis und Südseeinsulaner anvertraute. Es würde in wenigen Minuten eines unfehlbaren Todes sterben.

Man hatte mir, ehe ich die Bälle der großen Oper besucht, unendlich viel von dem geistreichen Intriguiren gesprochen, zu welchem hier die Maskenfreiheit, besonders von Seiten der Damen, Veranlassung geben sollte. Aber der sonst so spannkräftige, liebenswürdige französische Esprit erschien mir nirgend läppischer und armseliger, als gerade hier. Man verfolgt sich durch das endlose Gewühl ein Stündchen lang, um etwa endlich die geistreiche Anrede losschießen zu können:

„Bon jour, Ernest!"

„Bon jour, — tu me connais?"

Nehmen wir an, daß die erste Frage von einer jungen Türkin an einen reizenden Otaheitier gerichtet ward. Die

Türkin, kurz entſchloſſen, fährt mit unbeſchreiblicher Anmuth fort:

„Oui; demeures-tu toujours Rue ***?"

Der reizende Otaheitier, verblüfft von einer ſo hellſehenden Intriguantin, erwidert:

„Mon dieu, oui; je voulais changer, mais je n'ai pas trouvé d'appartement."

Die Türkin, immer kühner vordringend:

„Pourquoi voulais-tu changer? à cause de ton portier?"

Der junge Otaheitier, immer verlegener:

„Non, mais j'ai une cheminée qui fume."

Die Türkin, ihr Syſtem auf glänzende Weiſe zum Schluſſe führend:

„Ah, c'est différent. Est-ce que tu ne me reconnais pas?"

Der reizende Otaheitier, mit einem Blicke ſeligen Stolzes:

„Attendez donc . . . si, ma foi! je te reconnais. Vous êtes Madame ***."

Die Türkin, nach einigen ſchwachen Verneinungen, ruft:

„Ah! mauvais sujet. Je te quitte. J'aperçois là-bas un monsieur qu'il faut que j'aille intriguer."

Gewiß, einen ſolchen Sprudel von Geiſt hat man nur in den wonnigen Tagen des Carnevals, wenn man Pappnaſen tragen und ſich duzen darf.

Auch die Bälle der komiſchen Oper, für die Sonntage des Carnevals feſtgeſetzt, während die der großen an den Sonnabenden ſtattfinden, erfreuen ſich eines enthuſiaſtiſchen Zuſpruchs von Seiten der feineren und gröberen Welt. Zu letzterer zähle ich kühn, und ohne im mindeſten ein Cartel zu fürchten, die Herren Notarſchreiber (Clercs) und Calicots. Greifen Sie nicht ſo ungeduldig zum Dictionnair, meine hübſche Leſerin. Die Nebenbedeutung des ſehr ehrenwerthen engliſchen Fabrikartikels, hier am Seineſtrand gäng und gebe wie die impertinentdicken Zweiſousſtücke, würden Sie doch nur vergebens darin ſuchen. Ich will Ihnen und den Herren Mozin, Schwan, Thibaut ꝛc. zu Hilfe kommen und beſcheiden bemerken, daß Calicot dem ſchmeichleriſch klingenden deutſchen Ellenritter vollkommen entſpricht. Die Notarſchreiber und Ladenjünglinge alſo, in gewöhnlichen Stunden mit eleganten Backenbärten, eleganten Pantalons, eleganten Fracks und elegant behandſchuht, das ſind die Plageteufel jener Bälle. Hier aber erſcheinen ſie meiſtentheils als halbtrunkne, heiſere, unverſchämte, ſchweiß- und ſchmutzbedeckte Masken zur Qual der mehr oder minder empfindlichen Damen und zur ohnmächtigen Entrüſtung der Herren. Ihre eigentliche Ballregion wäre in den Weinſchenken jener Courtille, die in der Nacht vom Faſtnachtsdienſtag zum Aſchermittwoch Schauplatz der widerlichſten, barbariſchſten, durchaus unbeſchreiblichen Scenen wird. —

Paris zählt sechsundzwanzig Theater und fast sämmtliche sechsundzwanzig öffnen ihre Pforten und ihre Cassen mindestens einmal wöchentlich den Maskeradelustigen und ihrem Gelde. Außer den Tempeln der Musen verwandeln sich ferner sämmtliche große und kleine Concertlocale der ungeheuren Stadt in geräumige Tanzsäle mit lustigen Gasflammen und einem Heere von Pauken, Geigen, Clarinetten u. s. w. Der Pariser liebt den tollen Uebermuth der Maskeraden, wie der Orientale den Opiumrausch. Der eigentliche allgemeine Carneval des Volkes beginnt erst am fetten Sonntage, also drei Tage vor dem finstern Aschermittwoch, aber schon mehrere Wochen früher werden in einer Unzahl von versteckten, schlecht erleuchteten und eben nicht wohlriechenden Winkeln, aus denen ein schmetternder, brausender, pfeifender, schrillender Höllenlärm, den man, frech genug, Musik nennt, jedes minder abgehärtete Ohr vertreibt, bis spät in die Nacht die wüstesten Bacchanalien gefeiert. Um vom Extrem zum Extrem zu springen, bemerke ich, daß auch der Hof während der Carnevalszeit mehrere glänzende Bälle in den weiten Sälen der Tuilerien giebt. Näheres von denselben zu erzählen, ist mir nicht wohl möglich, denn ich sah nichts von ihnen als hin- und zurückrollende Equipagen, erleuchtete Fenster und gallonirte Bediente — — bin auch nie gierig genug nach ihnen gewesen, um mich, wie es kürzlich ein eleganter Schlossergeselle gethan, einzuschmuggeln, was bei der Verwirrung an den Thüren eben nicht

unmöglich ſcheinen darf. Der kecke Burſche ſpielte die Rolle eines Hofgeladenen vortrefflich, hatte einen ſuperben Anſtand bei Walzer, Quadrille und Polonaiſe. Als aber das Souper aufgetragen ward und unſer Schloſſergeſell die feinen, weißen Glacéhandſchuhe ausziehen mußte, entdeckte ſeine Nachbarin, eine junge, zierliche, coquette Gräfin der Vorſtadt St. Honoré, zu ihrem Entſetzen eine rothglänzende, dicke, ſchwielichte Hand an ihrer Seite, und fünf Minuten ſpäter führte ein Officier du château den armen Burſchen, deſſen Geſicht nun noch röther war, als ſeine Hände, zur Tuilerienpforte. Da ſieht man, wohin man es mit einem Paar neuer Glacéhandſchuhe und einer tüchtigen Doſis Unverſchämtheit bringen kann!

Zweiter Brief.

Mitte März.

Wäre Herr de Balzac nicht ein so über alle Maßen berühmter Mann, würden seine unzähligen Romane nicht so gewissenhaft in Belgien nachgedruckt und in der ganzen civilisirten Welt gelesen, ich würde mir wahrlich nicht die Mühe geben, seinem ersten und wahrscheinlich auch letzten dramatischen Versuch ein Dutzend unschuldig weißer Blätter zu opfern. Aber man spricht so viel von diesem Balzac'schen Erstlingsstücke, man tritt von den entgegengesetztesten Seiten des literarischen Feldlagers so entschieden vernünftig, mit so gesundem Menschenverstande gegen den berühmten Autor und seine Tendenz auf, daß seine Arbeit, als in gewissem Sinne Epoche machend, bezeichnet und näher im Auge behalten werden muß. Einen so bis ins tiefste Lebensmark originellen und geistreichen Mann, wie Balzac, verfolgt der Denkende selbst auf einem Irrwege

mit Interesse, und namentlich dürfte dies von Seiten des deutschen Publicums, das den Verfasser des „Vautrin“ mit so vielem Rechte schätzt, der Fall sein.

Das Stück war für das Theater der Porte St. Martin geschrieben, censirt — bekanntlich besteht hier in Frankreich nur die Censur für die zur Aufführung bestimmten dramatischen Arbeiten — erhielt das Imprimatur, ward bereits vor der Darstellung vielfach in allen Journalen besprochen, endlich vor einigen Tagen gespielt, und — schon am folgenden Morgen vom Minister des Innern unterdrückt. Die Unterdrückung einer Theaterpièce, nachdem sie bereits eine Aufführung erlebt, ist gewiß ein sehr seltner Fall in dem freien Paris; ein noch seltnerer aber war die, wie schon angedeutet, ausnahmslose Uebereinstimmung der Blätter, welche, empört durch die Immoralität und Extravaganz des Balzac'schen Dramas, den Schritt des Ministeriums durchaus lobten und nur das in der That unbegreifliche Imprimatur des Censors tadelten.

Balzac wollte die Welt seiner Romane, durch originelle Schöpferkraft erzeugt, auch auf der Bühne heimisch machen. Der Entschluß war kühn — hören wir nun, wie er ihn ausführte. Er ließ das ganze Bataillon seiner Helden und Heldinnen aufmarschiren, seine vaporeusen Herzoginnen, seine abenteuerlichen Vicomtes, seine verfolgten, verkannten und verläumdeten Frauen. Sie Alle mußten eine scharfe Revue passiren und diese Musterung lehrte ihn, die tauglichen Personalitäten für seine dramatischen

Evolutionen zu verwenden, die dem Publicum bereits zu wohl bekannten aber wurden still bei Seite geschoben. Zum Chef des schlagfertigen Corps wählte er dann einen der sonderbarsten Charaktere, die je seiner Phantasie entsprangen — den geheimnißvollen Doppelmenschen Vautrin des „Père Goriot."

Das Geheimniß ist das große Element des Dramas, der Hebel des Interesses, das Schwungrad, dessen Speichen sogar das nüchternste und kälteste Publicum mit unwiderstehlicher Gewalt erfassen. Selbst dem vernünftelnden Kritiker spielt es mit seiner Zaubermacht nur gar zu oft einen bösen Streich und fängt ihn, fast wider seinen Willen, in dem Netze der Illusion. Balzac machte mit seltener Geschicklichkeit diese Fee zu seiner Alliirten. Im Vautrin ist Alles Geheimniß, ausgenommen er selbst. Alle Welt war bereits vor dem Aufrollen des Vorhanges überzeugt, daß der annoncirte fünfactige Vautrin kein Anderer, als der Pensionnair der Dame Vauquer, der Mephistopheles des jungen Rastignac, der steinherzige Verspotter des armen Goriot sein konnte. Das gute Publikum hatte sich nicht getäuscht, aber dennoch sind die beiden in Rede stehenden Erscheinungen zwei gänzlich verschiedene. Die bizarren Figuren und Theorien des „Père Goriot" können vertheidigt, sogar gerechtfertigt werden; die Gestalten bewegen sich, trotz aller anscheinenden Extravaganz, dennoch in dem Elemente der Wahrheit. Diese Wahrheit ist die so recht aus dem pariser Leben gegriffene Pension bour-

geoise der Madame Vauquer mit ihren meisterhaft gezeichneten Pensionnairs und Dejeuners, ihrer plumpen Magd und komisch-ehrwürdigen Eigenthümerin. Von diesem figurenwimmelnden Hintergrunde aus werfen wir dann und wann rasche und tiefforschende Blicke in das Getreibe und den innern Organismus der äußern Welt. Der Dichter hat das Recht, sie zu idealisiren, uns ihre Gestalten durch das Prisma seiner Phantasie zu zeigen. Vautrin selbst hat diese doppelte Färbung der Wirklichkeit und der Phantasie, Vautrin handelt nicht, er spricht nur. Wir erfahren durch ihn oder Andere die Resultate seiner Handlungen, aber das Räderwerk seiner Maschinen bleibt uns verborgen, wir belauschen ihn nie bei seinem geheimnißvollen Schaffen. Ganz verschieden aber erscheinen uns Gestalten und Dinge in dem Drama der Porte St. Martin. Wir schauen in die Welt selbst, wir umwandeln sie von allen Seiten, wir leben in ihrem geschäftigsten und vollsaftigsten Mittelpunkte. Vor unsern Augen arbeiten ihre angespannten Springfedern, ihre nackten Räderwerke, und während noch der Stoff in ihrem Schooße gährt, sehen wir bereits die vollendeten Formen. Welche Mittel können nun noch dem Dichter bleiben, unsere weitgeöffneten Augen fortwährend mit jenem Schleier der Illusion zu bedecken, in den uns der Roman mit unwiderstehlicher Gewalt hüllte? Wir appelliren bei den Ueberraschungen der Phantasie unwillkürlich an unsere grübelnde und analysirende Vernunft, und wir gehen als Sieger aus dem Kampfe,

obwohl wir, von einem seltsamen Gefühle getrieben, vielleicht lieber Besiegte sein möchten.

Wenige Züge mögen nun genügen, die Handlung des Stückes zu skizziren und die Beschuldigung der Immoralität und Beleidigung der Sitten, welche den Verfasser von allen Seiten und mit den schärfsten Worten traf, zu erklären.

Das Haus des Herzogs von Montsorel ist ein Haus der Verfluchung. Wir begegnen einem Gatten und einer Gattin, die seit zwanzig Jahren getrennt leben, und die just — zwanzig Jahre verheirathet sind. Wir begegnen einer Mutter, die den haßt, den sie ihren Sohn nennt, und deren Thränen im Geheimen fließen. Wir begegnen einem anderen Gatten, der argwöhnisch die Ursache dieser Thränen erforschen will, und einem Sohne, der seiner Mutter flucht. Wir begegnen endlich einem Kinde, das jenem Vater und jener Mutter geboren ward, und das gerade seit zwanzig Jahren aus dem väterlichen Hause verschwand, weil der Baron von Montsorel, ergrimmt durch eine zu frühzeitige Niederkunft seiner jungen Gemahlin, das nach seiner Meinung illegale Kind hatte auf die Landstraße werfen lassen. Eben um diese Zeit war es, als Vautrin, ein kühner und schlauer Galeerensklave, aus dem Bagno von Toulon entsprang. Die zahlreichen Gefahren, von denen er [illegible]roht ist, halten ihn nicht ab, sich des ausgesetzten Kleinen, den er auf seiner Flucht findet, zu erbarmen. Er nimmt ihn mit sich, erzieht ihn, und sein eisenhartes Gemüth zerschmilzt in väterlicher Liebe zu

dem unglücklichen, von aller Welt verlassenen Geschöpfe, das der Zufall in seine Arme warf.

Zwanzig lange Jahre hindurch ist sein ganzes Streben nur darauf gerichtet, für seinen Schützling zu spioniren und zu stehlen. Er hält ihm die ausgezeichnetsten Lehrer, um jede seiner Fähigkeiten glänzend zu entwickeln, besoldet für ihn eine zahlreiche Dienerschaft, giebt ihm eine Loge in der Oper, einen altadeligen, stammreinen Namen und — verschafft ihm sogar das Kreuz der Ehrenlegion. Um alles dies auszuführen, bedarf Vautrin natürlich wirksamer Unterstützung, und sie wird ihm. Eine Bande von dreizehn Dieben, Spionen und Schelmen jeder Art steht in seinem Solde und gehorcht seinen Winken, wie den Befehlen eines Gottes. Er lebt in den vertraulichsten Beziehungen zu den höchsten Classen der Gesellschaft. Die verborgensten Geheimnisse sind ihm bekannt, die Schlüssel zu den dunkelsten Räthseln in seinen Händen. Die ihm zu Gebote stehenden Hülfsmittel sind groß, seine Werke aber sind dennoch überraschend. Er hat seit langer Zeit die Eltern seines Schützlings entdeckt, will jedoch diesen, bevor er ihn wieder in den vollen Besitz seiner Kindesrechte setzt, mit einem unermeßlich reichen Mädchen, aus einer der vornehmsten Familien des Landes, vermählen. Dieses Mädchen aber wird von einem andern jungen und reichen Manne geliebt — von dem einzigen Sohne jenes Herzogs de Montsorel, der, nachdem er den vermeintlichen Bastard verstoßen, einen ihm von einer frühern Geliebten

geborenen Knaben als legitimen Sohn angenommen und auf diesen die Rechte eines solchen übertragen hat. Beide junge Männer also lieben ein und dasselbe Mädchen, die nichts Geringeres ist, als eine Fürstin Ines d'Acos und deren Wahl auf Ferdinand, den Pflegesohn Vautrin's, fällt. Der Herzog von Montsorel nun, um den glücklichen Nebenbuhler seines Sohnes aus dem Felde zu schlagen, bedient sich eines Agenten der hohen Polizei, um zu beweisen, daß der junge Mann, dem Vautrin den Adel und Titel des Barons Raoul de Frescas gegeben, ein verächtlicher Bastard sei.

Vautrin aber ist viel verschmitzter als die hohe Polizei; er hat dreizehn Diebe zu seiner Disposition, die ihm gleich treuen Hunden gehorchen, von denen der eine ihn nie anders als mit den Worten verläßt: „Oui, mon empereur." Er fürchtet also den Kampf nicht. Man meldet ihm die Ankunft des Polizeiagenten und Vautrin wirft sich rasch in die Gestalt und Kleider eines Diplomaten, um ihn zu empfangen. Er stutzt die Perrücke Talleyrand's auf sein struppiges Haar und läßt sich den Gräfen de Vieux-Chêne nennen. Diese Scene endet mit der Niederlage des Polizeiagenten, der, entlarvt, besiegt und überzeugt, die Ueberlegenheit Vautrin's anerkennt und diesen bittet — ihn als Kammerdiener in seine Dienste zu nehmen. Vautrin erscheint hierauf als General und Abgesandter der mexicanischen Regierung. Er spricht viel und mit Einsicht über Politik, lobt sein Gouvernement und

übergiebt endlich der jungen Fürstin Ines d'Acos die vollgültigsten Papiere, um den uralten Adel der Familie de Frescas und seines Schützlings darzuthun. Die Polizei ist ihm zwar abermals auf der Spur, aber er weiß ihr äußerst geschickt aufs Neue zu entwischen.

Die Nebenbuhlerschaft Ferdinand's mit dem Sohne des Herzogs de Montsorel führt endlich zu einer Herausforderung. Vautrin verhindert den Kampf, indem er den jungen Männern erklärt, sie seien Brüder. Ferdinand wird in die Arme seiner Mutter zurückgeführt, deren Nachforschungen nach diesem vor ihrer Vermählung in heimlicher Liebe erzeugten und ihr so früh entrissenen Kinde bisher vergeblich gewesen waren. Auch der Herzog v. Montsorel und sein Sohn setzen dem Lieblingswunsche Vautrin's, Ferdinand mit der jungen Fürstin d'Acos zu verbinden, keine weiteren Hindernisse entgegen, Alles ist erklärt, geschlichtet und in der schönsten Harmonie, Vautrin schwelgt in der Freude, seine Pläne vollführt zu sehen — als endlich die Polizei, die eine recht einfältige Rolle in diesem Drama spielt, des entlaufenen Galeerensträflings wieder habhaft wird und ihn in das Bagno zurückschickt.

Dies ungefähr ist das Resumé des Balzac'schen Stükkes. Nur das Eine muß ich noch hinzufügen: Der junge Ferdinand wird von dem eigentlichen Treiben seines Pflegevaters erst im vierten Acte, und zwar durch ihn selbst, unterrichtet, ohne jedoch darüber im mindesten bestürzt zu scheinen, oder seine Gesinnungen gegen ihn deshalb zu

wechseln. Das ganze Stück gehört, wie man beim ersten Blicke sieht, zu jenen neueren französischen Dramen ohne Anfang und Ende. Es enthält ferner ohne Zweifel einzelne ausgezeichnete Schönheiten, aber die Kritik würde unverantwortlich gegen ihre Pflicht handeln, wenn sie ein Werk dieser Art nicht auf das Schärfste tadelte. Welche Sprache! Welche Sitten! Welche zweideutige Mischung des Ernstes mit der Verhöhnung, wenn es sich um die Schilderung der heiligsten Gefühle der Menschenbrust der achtungswürdigsten Institutionen der menschlichen Gesellschaft handelt! Ein scheusliches Wesen, dessen Hände mit Blut besudelt, dessen Mund voll Lästerung gegen den Schöpfer und seine Creaturen, dessen Athem Gift ist und dessen ganze Erscheinung Ekel erregt, wird mit einer Glorie des Edelmuths und der Großmuth umgeben und redet zu einem schuldlosen Jüngling von Moral und Menschenpflicht, während er, unterstützt von einer Bande nichtswürdiger Schurken, Schändlichkeiten jeder Art begeht. Die französische Dramaturgie ist endlich so tief gesunken, daß sie sich selbst zum Spotte wird. Sie baut sich selbst den Scheiterhaufen, aus dessen Asche sich vielleicht! einst ein junger Phönix mit glänzendem Gefieder emporschwingen wird.

Das Balzac'sche Stück ist bereits im Drucke erschienen!

Dritter Brief.

Mitte April.

Ein schelmisch lächelnder Gast, von aller Welt mit Sehnsucht erwartet und freudig willkommen geheißen, ist endlich eingezogen in die Mauern der alten Lutetia. Es ist ein in üppigster Kraft blühender Jüngling, dessen Augen Sonnen, dessen Glieder Blumen und dessen Athemzüge glühende Liebesküsse. Nur einmal jährlich kehrt er wieder, aber von den vielen tausend Fremden, welche die Weltstadt täglich an ihrem gastlichen Heerde empfängt, ist er es, an dessen Brust sich Alt und Jung, Reich und Arm, Fremder und Einheimischer mit gleich hastiger Wonne stürzt — denn sein Name ist Frühling. Ja, sie grünen wieder, sie funkeln wieder im Blüthenharnisch, die alten Linden und Kastanienbäume des Tuileriengartens und der elysei-schen Felder. Ein Zauberschlag wandelte die todten Aeste in hochgewölbte Laubdächer, in herrlich decorirte Salons

für die Concerte der Vögel, denen ich oft Stunden lang voll Entzücken lausche, ohne 5 — 10 Franken Hörgeld zahlen zu müssen, wie in den oft entsetzlich langweiligen Matinées und Soirées der Pianisten, Violinisten, Flötisten, Vocalisten ꝛc. Ich möchte sagen, man muß nach Paris gehen, um die ganze Zauberkraft des Lenzes bewundern zu können. Ohne Zweifel! der Franzose ist im Sommer, Herbst und Winter ebenfalls ein munteres, lebenslustiges Geschöpf! Auch am Nordpole hat das Feuer Flamme und Licht und der schäumende Champagner berauscht an jedem der 365 Jahrestage. Aber diese Schaaren fröhlicher Menschen zu sehen, die an einem warmen, namensechten Frühlingssonntage, gleich einem munter summenden Bienenschwarm, aus den dumpfen Gassen und siebenstöckigen Häusern der großen Stadt hinaus in die frische, duftige, Frühlingslandschaft ziehen, um vor den Barrièren, oder in einem freundlichen Dorfe ein frugales, aber durch ungezwungene Lust gewürztes Mahl zu genießen, und daneben sich des Sonnenscheins, der Blumen zu erfreuen, sich tändelnd in das wollüstig weiche Gras zu strecken, — das ist ein köstliches Schauspiel. Wohlverstanden, ich rede hier nicht von den Salonmenschen, welche die Natur, wie es die verrückte Göttin Mode befiehlt, vier bis fünf Monate lang auf den Maisons de campagne bewundern, auch nicht von jenen enggeschnürten Dandys, die in buttergelben Glacéhandschuhen vorsichtig eine Rose pflücken, um sie mit einem süßlichen Complimente an den dürren

Buſen eines coquetten Fräuleins zu ſtecken; ich meine die ſpringlebendige, originelle Welt der Griſetten und Studenten, der fleißigen Künſtler, Employés und Handwerker, die ſechs lange Wochentage hindurch mit den rührigen Fingern ſchaffen und erwerben, aber am ſiebenten die Magazine, Collegien, Bureaux und Ateliers verlaſſen, um aus der kurzen Luſt einiger Stunden friſche Kräfte für die Arbeiten der beginnenden Woche zu ſaugen.

Das dreitägige Modenfeſt der monde élégant, die Promenade von Longchamps, wird gerade jetzt gefeiert. Es iſt, wie ſo manche andere Erſcheinung des modernen und beſonders des pariſer Lebens, karikirte Nachäffung einer alten, frommen Sitte, eine Parodie faſt. Bekanntlich war Longchamps in frühern Jahrhunderten eine Abtei, und lange Schaaren betender Pilger zogen in der ſtillen Woche zu ihr hinaus, um an den Tagen der Trauer ihre aufrichtige Andacht dort zu verrichten. Heutzutage hat ſich die Scene ein wenig verändert. Statt jener frommen Wallfahrer ſieht das Auge unabſehbare Züge goldblitzender Equipagen, prächtig geſchmückte Pferde, die haute volée im ſorgfältigſten Schmucke und reichgalonirte, dummſtolz auf die beſcheidenen Fußgänger herabblickende Bediente. Die Promenade geht durch die elyſeiſchen Felder bis an das Bois de Boulogne, doch ſo, daß die Kommenden und Zurückkehrenden fortwährend eine beſondere Linie bilden. Das Corps diplomatique und die der Pairs haben abermals allein das Recht, in der Mitte zu fahren. Die Promenade

von Longchamps ist eine der Wendepunkts-Epochen der Moden. Schneider und Haarkünstler, Modistinnen und Hutmacher, Goldschmiede und Wagenfabrikanten, Alles wetteifert, einen neuen närrischen Gedanken, in eine neue närrische Form gebracht, von der fahrenden und gehenden Welt bewundern zu lassen. Die geschmackvollsten der neuerschienenen Moden werden an den folgenden Tagen, gegen Geld und gute Worte, von den Journalen dem gesammten Europa und den umliegenden Dorfschaften zur Kunde gebracht. Ich brauche hier nicht hinzuzufügen, daß das Wort „Geschmack" der zweideutigste aller Begriffe ist. Zu beiden Seiten der Alleen drängen sich die Schaaren der schaugierigen Fußgänger, die nicht, wie die Fuhrwerke, mit dem Wunsche gesehen zu werden, sondern nur um zu sehen die Stadt verließen. Das ist freilich ein ganz bescheidner Wunsch, aber es kostet dennoch einige Mühe oder Münze, ihn zu realisiren. Die Seitenlinien des Weges sind nämlich mit drei- und vierfachen Reihen geflochtener Rohrstühle besetzt, von den Vermiethenden selbst gemiethet, und oft zu unverschämt hohen Preisen wieder abgetreten. Die derzeitigen Eigenthümer sind meistentheils alte häßliche Weiber, deren gellender Ruf: „Voilà des chaises! Messieurs et Mesdames! Des chaises! très bien placées! Prenez des chaises, Messieurs et Mesdames!" Wagengerassel und Peitschengeknall übertönt. Ich sah im Allgemeinen nur wenig schöne Frauen, die wenigsten aber in den Reihen der eleganten Fuhrwerke. Die sogenannten

höheren Classen der hiesigen Gesellschaft bringen der falschen Göttin Kunst zu viele Opfer, als daß ihnen die Reize der Natur lange treu bleiben könnten. Die Anstrengungen der vielen Ballnächte, die krampfhaften Aufregungen des pariser Lebens machen hier den Frühling des schönen Geschlechts zwar schmetterlingsumgaukelt, aber sehr kurz, seinen Sommer dürr, seinen Herbst kalt und unfruchtbar, seinen Winter einsam und freudenlos. Die Mädchen und Frauen der unteren Stände blühen frischer und natürlicher, aber im Durchschnitt nur ebenfalls wenige Frühlingsmonde, denn der Samum des Leichtsinns und der Leidenschaften vergiftet die duftendsten Blüthen und bricht die lieblichsten Blumen. Uebrigens ist es eine eigenthümliche und längst anerkannte Thatsache, daß in Paris die Zahl der männlichen Schönheiten die der weiblichen unverhältnißmäßig überwiegt. Das schwarze, ausdrucksvolle französische Auge, der, wenn auch durchschnittlich nur mittlere, doch anmuthige, regelmäßige Wuchs, die Leichtigkeit und natürliche Eleganz der hiesigen Männerwelt, verbunden mit künstlerischen Leistungen der Schneider, Hutmacher, Schuster und sonstiger Bekleidungsgötter, schafft oft ein Ganzes, das als wahres Musterbild moderner Schönheit gelten könnte.

Die nun als beendet zu betrachtende Saison war im Gebiete des Theaters ungemein reich an neuen Erscheinungen. Trotz der natürlichen Lebendigkeit und Spann-

kraft des französischen Geistes, trotz des anreizenden klingenden Lohnes, dessen sich hier das nur einigermaßen reussirende, schaffende Talent zu erfreuen hat, würde diese nimmer stockende Productivität dennoch überraschend sein, müßte man nicht unwillkürlich der von den französischen Bühnenschriftstellern mit schlauester Gewandtheit ausgeübten Multiplicationskunst gedenken. Dem geduldigen Publicum wird fast immer ein Gericht auf sechs verschiedene Arten zubereitet und aufgetragen. Diese Art zu produciren erinnert an jenen Gastgeber, der seinen zu einem ausgewählten Mittagsschmause eingeladenen Freunden zuerst Kartoffeln in der Schale, dann geschälte, hierauf gebratene, dann wieder geröstete Kartoffeln vorsetzte und sie endlich das Mahl mit Kartoffelbrei, Kartoffelsalat und einer Kartoffelpastete beschließen ließ. Das pariser Theaterpublicum hat übrigens, gleich der Kirche, um mit Mephisto zu reden, einen ganz vortrefflichen Magen und eine wahrhaft eiserne Verdauungskraft.

Das Theater des Renaissance indessen trug ihm in den letzten Tagen eine seltene, halbclassische Schüssel auf, die ein gar berühmter Vatel zubereitet hatte, nämlich der Dichter Casimir Delavigne. Ich bitte, das Wort Dichter zu durchschießen, denn Paris besitzt trotz seiner Million Einwohner kaum ein dünnes Halbdutzend dieser in unsern Tagen so häufigen und so seltnen Männer. Delavigne's neues Trauerspiel: „Die Tochter des Cid" hatte bereits vor seinem Erscheinen einen schweren Kampf mit einem unsterblichen Todten zu bestehen, mit einem

Zeus, der einſt die franzöſiſche Tragödie aus dem Nichts erſchaffen, mit dem großen Pierre Corneille. Es hat dieſen Kampf glorreich beſtanden und darf ſich als ebenbürtiger Bruder an die Seite jenes ritterlichen Helden ſtellen, deſſen Erſcheinen auf der Bühne den Verehrern der antiken Tragödie ſeit zwei Jahrhunderten ſo manche genußreiche Stunde gewährte. Delavigne hätte übrigens ſein Stück ebenſowohl „La vieillesse du Cid" als „La fille du Cid" nennen können, denn der greiſe, hohe Held mit dem Blicke voll Kampfglut und chevalereſker Biederkeit, der tapferſte der Krieger mit dem ſanften Kindesherzen, iſt allein der leuchtende Mittelpunkt dieſes Trauerſpiels — eine flammende Sonne noch, wenn auch eine untergehende. Claſſiſche Einfachheit iſt in ihm auf eine würdige Weiſe mit den Forderungen der Gegenwart in Uebereinſtimmung gebracht. Die Sprache iſt edel und der Styl zeugt von einer ſo gewiſſenhaften Sorgfalt im Feilen und Wählen und Schleifen, daß einem ſo ehrenwerthen Streben bei dem leidigen Handwerks-Treiben der heutigen franzöſiſchen Stücklieferanten doppelte Anerkennung gebührt. Caſimir Delavigne verdient ſicher, daß man, ſein äußeres Leben an ſein geiſtiges Schaffen knüpfend, ihn in den Phaſen beider näher verfolgt. So möge denn eine kurze, aber durchaus lautern Quellen entnommene biographiſche Skizze des Dichters den Inhalt meines nächſten Briefes bilden.

Vierter Brief.

Casimir Delavigne ward zu Havre im J. 1794 geboren. Die berauschenden Erzählungen von den ersten Siegen der jungen französischen Republik wurden gleichsam zu Feenmärchen, die ihm seine Amme vorsang, und die ihn, als er größer ward, im elterlichen Hause, in der Schule, in der Kirche, überall umtönten. Die Ruhmessonne, welche damals Frankreich mit ihren Strahlen erleuchtete, erschloß selbst in den jüngsten Herzen bald alle Keime der Männlichkeit. Glühende Säfte kochten in allen Adern und der Knabe reifte fast vor der Zeit zum Manne. Auch der junge Delavigne fühlte frühzeitig eine unerklärliche, geheimnißvolle Thatkraft in seiner Seele lebendig werden. Jedoch riß sie ihn nicht in wildem Ungestüme hin, sondern blieb ruhig, sanft, friedlich, wie das ganze spätere Leben und innere Sein des Dichters. An einem

schönen Morgen, wie die Franzosen sagen, machte er seine ersten Verse, ohne eigentlich zu wissen warum? ohne Mühe, ohne Erstaunen, mit der Unbefangenheit eines Vogels, der zum ersten Male singt. Jene fieberhafte Aufregung, jener schmerzliche Kampf mit der äußeren Welt, jene innere Zerrissenheit, die das Schaffen der meisten poetischen Talente begleiten, sind ihm fortwährend fremd geblieben. Ohne Erschütterung und ohne gewaltsame Anstrengung nahm sein Genius den Flug, der ihn so hoch getragen; denn Casimir Delavigne gehört ohne Zweifel zu den ausgezeichnetsten Männern der heutigen französischen Literatur. Sein Talent wuchs langsam, aber sicher und wurzelkräftig, wie eine junge Ceder, die vom zarten Sprößling sich zum majestätischen, weithin Schutz und Schatten spendenden Baume emporreckt. In seiner Jugend beschäftigte er sich ernst und anhaltend mit dem Studium der Alten. Er las die Griechen und Lateiner mit großer Leichtigkeit, besonders schenkte er den Ersteren seine innige Verehrung, denn sie elektrisirten gleichsam seine glühende Einbildungskraft. —

Die Geburt des Königs von Rom, dies bedeutungsvolle Ereigniß, das die Stirn des Kaisers mit einer neuen Krone zu schmücken schien, ermuthigte seine Muse zum ersten öffentlichen Auftreten. Sie entfaltete ihre Flügel mit der Kraft echter Begeisterung. Delavigne zählte damals siebenzehn Jahre und war Zögling des Napoleonlyceums. Er schrieb eine Dithyrambe, die durch edle

Sprache und erhabene Gedanken allgemeine Bewunderung erntete. Selbst der neue Jupiter versagte dem Günstling Apollo's seinen Beifall nicht. Verschiedene Biographen Delavigne's theilen aus dieser Periode seines Lebens eine etwas seltsame Anekdote mit, die ich anführe, ohne im mindesten ihre Glaubwürdigkeit zu bestätigen. Ich muß vielmehr bemerken, daß sie von genau unterrichteten Personen als gänzlich unwahr bezeichnet wurde. Der Kaiser soll bald, nachdem man ihm jenes Gedicht mitgetheilt hatte, das Lyceum besucht haben. Mitten unter dem begeisterten Jubelrufe der Zöglinge, die seine Gegenwart enthusiasmirte, fragte er nach dem jungen Casimir. Der wurde ihm vorgestellt. Der Kaiser, nachdem er ihn, wie gewöhnlich, wenn er zum ersten Male an Jemand das Wort richtete, vom Scheitel bis zur Sohle mit scharfen Blicken gemustert hätte, fragte ihn wohlwollend:

„Hast Du einen Wunsch?"

Casimir, von Natur etwas schüchtern, blieb ein wenig verwirrt und bestürzt vor dem großen Manne. Endlich wagte er zu stammeln:

„Sire, den, von der Conscription befreit zu werden."

Der Kaiser zog die Brauen zusammen, maß ihn mit strengem Blicke und erwiederte in trockenem Tone, indem er ihm den Rücken kehrte:

„Gut!" — und der junge Delavigne blieb in der That von der Conscription befreit.

Man hat diese Bitte dem Sänger jener Dithyrambe

oft zum scharfen Vorwurf gemacht. Man spottete über den Gegensatz seiner muthigen, hochtönenden Worte mit der Zaghaftigkeit seines Herzens. Ich wiederhole, daß sie gänzlich, oder doch zum größten Theile, bloße Erfindung ist. Indessen, wäre sie selbst buchstäblich wahr, so wird sie durch den sanften und friedlichen Charakter des Dichters, der sanfter Familienruhe, ungestörter Träume im stillen Hain oder an der knisternden Kaminflamme zu seinem inneren Schaffen bedarf, hinreichend erklärt. Delavigne ward das Echo des Waffenruhmes, er besang ihn.

Casimir verließ das Lyceum in seinem achtzehnten Jahre. Er hatte bereits eine Tragödie: „Polymene," geschrieben, die indessen weder zur Aufführung kam, noch vollständig gedruckt ward. Am Schlusse der „Messéniennes" findet man einige Bruchstücke daraus. Es ist eine kalte, farblose Nachahmung Racine's. Indessen hatte sie seinen Geist von jenem Schulstaube befreit, der den jungen Talenten, wenn sie die Collegienbänke verlassen, anzukleben pflegt. Casimir begann auf die Stimmen der Trauer und der Freude, der Reue und des edlen, thatkräftigen Bewußtseins zu lauschen, die ihn überall umtönten, und er beschloß, auf dem Felde des Dramas einen ernsten Schritt zu wagen. Eine entsetzliche Katastrophe, die Tausenden seiner Landsleute das Leben gekostet hatte, „die sicilianische Vesper", wählte er zum Sujet, ein mißlicher, spröder Stoff, der indessen in den Zeitumständen die

blutenden und ſchmerzzerriſſenen Gemüther tief bewegen mußte. Es war im Jahre 1816.

Während er dieſes Trauerſpiel in der Stille einer friedlichen Zurückgezogenheit ausarbeitete, entging ihm keines der Ereigniſſe in der Außenwelt. Der Dichter miſchte ſeine Stimme mit der Stimme der Nation und ſie ſang bald ein Lied der Trauer und des Leidens, bald Töne der Ermuthigung und Hymnen der Hoffnung, des Troſtes. — Dieſe verſchiedenen Geſänge, die ein gewiſſes altgriechiſches Weſen athmen, erſchienen unter dem Titel: „Les Messéniennes.“

Mittlerweile hatte Delavigne, der nun etwa zweiundzwanzig Jahre zählte, die „ſicilianiſche Vesper“ vollendet. Vor Furcht und Hoffnung zitternd, beeilte er ſich, ſie beim Théâtre français einzureichen. Man erlaubte ihm in der That, ſie dem Comité vorleſen zu dürfen. Zu ſchüchtern indeß und überdies eben nicht im Beſitze eines biegſamen und kräftigen Organs, fürchtete er, durch eignes Leſen einem Erfolge zu ſchaden, den er erwartete, den er ſo innig, ſo glühend wünſchte.

Ein gefälliger Freund übernahm es, ihn dieſer mißlichen Bürde zu entledigen. Aber, o ſchmerzliche Enttäuſchung! Niemand hörte auf das Stück. Man plauderte, man lachte, man ſang während des Vorleſens. Die effectreichſten Stellen gingen vorüber, ohne bemerkt zu werden, die erſchütterndſten Momente, die kräftigſten Verſe verloren

ſich in dem allgemeinen Charivari. Der arme Autor ſchwitzte, ſtöhnte, geberdete ſich auf ſeinem Stuhle wie ein Beſeſſener, verlorene Mühe! Niemand achtete darauf. Ein ſo junger Autor, wie hätte ſein Stück gut ſein können?! Als man ſich müde gelacht und getollt hatte, ſchlief man ein. Ich brauche kaum hinzuzufügen, daß die ſicilianiſche Vesper, als die Herren und Damen erwachten, zurückgewieſen ward.

Delavigne hatte bald darauf die Hoffnung gewonnen, ſein Stück auf der zweiten Scene Frankreichs, auf dem Odeontheater, ſpielen zu ſehen. Unglücklicherweiſe brannte dies Haus ab und es blieb ihm nichts weiter übrig, als noch einmal an die Thür des Théâtre français zu klopfen. Dieſes Mal aber verweigerte man ſelbſt, ihm zu öffnen. Tauſend ſcharfſinnige Vorwände motivirten dieſe Weigerung. Unter Anderm machte eine Schauſpielerin mit einer bewundernswürdigen Miene des Ernſtes darauf aufmerkſam, daß es unpaſſend ſein würde, das Wort Vêpres auf den Anſchlagzettel eines Theaters zu ſetzen. Dagegen ließ ſich natürlich nichts mehr einwenden. Der arme Dichter ging, ein wenig niedergeſchlagen zwar, aber keineswegs entmuthigt. Auf ſeinem Zimmer angelangt, brach er in ein helles Gelächter aus.

„Ah!“ rief er, „Ihr habt geſungen und gelacht, während ich auf der Folter lag! Gut denn, meine Herren Schauſpieler, Jedem ſein Theil. Ich habe Euch heute ſtudirt und fand Euch höchſt ergötzlich. Ich will mich

nun auch ein wenig auf Eure Kosten lustig machen. Zählt darauf!"

Und Casimir Delavigne entwarf sein Lustspiel: „Die Schauspieler," welches später den glänzendsten Erfolg hatte. Ein so widerwärtiger Vorfall hatte seine komische Ader geöffnet, die bis dahin noch nicht geflossen.

Indessen hatte sich das Odeontheater, glänzender als [illegible], aus seinen Ruinen erhoben. Eine umsichtige Di[illegible]a wußte ihre glückliche Lage zu sichern. Man bestrebte sich vor Allem, junge Talente zu ermuntern und erbat sich denn auch die Delavigne'sche Tragödie: „die sicilianische Vesper." Man erwies ihr die Ehre, den neuen Saal einweihen zu dürfen und der Dichter ward sogar beauftragt, den Eröffnungsprolog zu schreiben. Das Stück ward gespielt und fand die beifälligste Aufnahme. Die Masse ward bewegt, begeistert und Casimir Delavigne genoß fast die Ehre eines Triumphators. Die sicilianische Vesper erlebte späterhin mehr als dreihundert Vorstellungen.

Es war im Jahre 1819 und der Dichter fünfundzwanzig Jahre alt. Er hatte indessen erst halbe Genugthuung für die ihm im Théâtre français widerfahrene Schmach erhalten und er wollte eine vollständige, befriedigende Rache. Das Lustspiel: „die Schauspieler" war vollendet und man begreift, daß er eben keine Mühe hatte, es zur Aufführung angenommen zu sehen. Die eigenthümliche Arroganz und die Lächerlichkeit der Priester Tha-

liens war darin höchſt treu und geiſtvoll wiedergegeben. Das Stück ſprudelte von treffender Satyre, die indeſſen nie zu Giftpfeilen ward. Wie fein auch die Anſpielungen waren, fühlte ſich ſelbſt Talma in jenem Schauſpieler getroffen, der ſich weigert, einer Vorleſung beizuwohnen, weil er deshalb aus ſeinem maison de campagne in die Stadt kommen mußte.

Nach den „Schauſpielern" ſchrieb der Dichter ein neues Trauerſpiel: „Der Paria" für das Odeontheater. Dieſes Sujet, für die deutſche Bühne von dem leider ſo früh verſtorbenen Michael Beer ſo genial behandelt, erweckte auch in Frankreich die lebhafteſte Sympathie. Delavigne ſelbſt nennt das Stück eine ſeiner gelungenſten Arbeiten, und in der That herrſcht eine jugendlich lebendige Kraft darin und es zeigt von einer ſeltnen Stilvollendung.

Das Théâtre français ward endlich ein wenig ängſtlich über die fortgeſetzten Erfolge der mit ihm rivaliſirenden Bühne, und ſeinen trägen Schlummer ſtörten ſchreckhafte Träume. Delavigne glaubte übrigens, ſeiner Rache genug gethan zu haben. Er reichte beim Comité „die Schule der Alten" ein. Der Dichter übernahm das Vorleſen ſelbſt. Er ſchlug ſein Heft auf und begann. Niemand hörte, Alles flüſterte, lachte, gähnte, wie am Tage der „ſicilianiſchen Vesper." — Delavigne ließ ſich indeſſen nicht irre machen. Er endigte und ſein Stück ward einſtimmig angenommen. Man hatte kein Wort davon aufgefaßt. Aber, gleichviel; ein ſo großer Autor!

wie hätte sein Stück schlecht sein können? Zwei der anwesenden Mitglieder des Lesecomités hatten indessen aufmerksam gelauscht. Es waren Talma und die Mars. Talma ging mit großen Schritten im Saale auf und ab. Er schien äußerst aufgeregt. Er zog die Augenbrauen zusammen, gesticulirte, stand plötzlich still, heftete seine durchdringenden Blicke auf den Dichter und setzte seinen Spaziergang fort. Die Mars beobachtete ihn mit ihrer gewöhnlichen ruhigen Aufmerksamkeit, studirte seine Mienen und Bewegungen und beruhigte durch ein vielsagendes Lächeln den Dichter, den das seltsame Benehmen des großen Tragöden etwas besorgt machte. Als man sich trennte, flüsterte sie ihm leise ins Ohr:

„Versprechen Sie die Rolle Danville's Niemandem; Talma will sie."

„Aber es ist ein Lustspielcharakter."

„Gleichviel, er wird sie von Ihnen fordern."

Am folgenden Tage empfing Delavigne einen Brief Talma's, der ihn um einen Besuch bat. Er ging eiligst zu ihm und fand Frankreichs ersten Schauspieler in einem schwer zu beschreibenden Zustande inneren Leidens. Seine Haare hingen ihm verwirrt in das Gesicht, sein Hals war nackt, und seine schönen Züge zeugten von quälender Unruhe.

„Wollen Sie mir die Rolle Danville's geben?" fragte Talma hastig nach der ersten Begrüßung.

„Von Herzen gern, aber ich versagte sie bereits halb und halb.“

„Gleichviel, ich muß sie haben.“

„Aber bedenken Sie, daß Sie niemals im Frack auf der Bühne waren.“

„Was thut ein Frack zur Sache?“

„Sie traten bisher nie im Lustspiele auf, Sie verlassen Ihr Rollenfach — —“

„Die Rolle ist eine tragische, sie gehört mir!“

„Man wird Ihnen tausend Hindernisse in den Weg legen.“

„Ich beseitige sie alle.“

Delavigne ließ sich durch das dringende Bitten des großen Mimen bald bewegen. Was er vorausgesagt, traf indessen nur zu wohl ein. Talma fand den hartnäckigsten Widerstand und zwei lange Monate verstrichen in Intriguen, Hin- und Herreden, bevor er seine Wünsche gekrönt sah.

Der Tag der ersten Vorstellung erschien. Im ersten Acte fühlte sich Talma etwas unbehaglich in den engen, modernen Kleidern, aber er sammelte sich bald und spielte mit seiner gewohnten Vortrefflichkeit. Im dritten Acte gab das Publicum einige Zeichen des Mißfallens in Betreff des Stückes. Man fand den Charakter der Hortense unnatürlich. Delavigne eilte zu Talma und sagte mit einer leicht zu erklärenden Aengstlichkeit:

„Freund, das Stück schwankt, Sie müssen es retten!“

Danville stürzt auf die Scene, tritt hastigen Schritts, mit geschlossenen Fäusten und krampfhaft gepreßtem Munde den Zuschauern nahe und wirft ihnen die Worte seiner Rolle: „Nous rirons!" mit einem so seltsamen, so energischen Ausdrucke entgegen, daß der Saal durch den Beifallsjubel zusammenzustürzen droht. Talma, der stets dieselbe Intonation wiederzufinden vermochte, wenn er denselben Effect hervorbringen wollte, konnte bei den folgenden Vorstellungen nie wieder das „nous rirons!" auf gleiche Weise sprechen. Er war an jenem Abend dermaßen aufgeregt, daß er vergaß, sich selbst zu studiren.

Zu dieser Zeit arbeitete Delavigne bereits an seinem Trauerspiele: „Ludwig XI." Talma sollte die Rolle des allerchristlichen Königs spielen. Sie gefiel ihm ungemein. Er besuchte den Dichter oft, um über ihre Ausführung mit ihm zu sprechen. Jedermann erinnert sich der schönen Scene, in welcher, während Ludwig XI. auf seinem Paradebette ruht, der junge Dauphin versucht, wie ihm die Krone Frankreichs steht. Talma, der gern im Voraus alle seine Glanzeffecte berechnete, legte sich eines Tages im Zimmer Delavigne's auf ein Sopha. Er hatte die Lage angenommen, in welcher sich der König befinden sollte. Nun erwachte er allmälig und erhob sich mühsam auf seinem Kissen, wie ein Mann, der aus einem Starrschlafe zu sich kommt. Er bemerkte die Krone auf dem Kopfe des Dauphins und sein Blick wird stier, sein aschbleiches Gesicht noch farbloser. Er läßt sich zur Erde

gleiten, dann mit gekrümmtem Körper, brechenden Beinen, seine gekrampften Finger auf einen naheſtehenden Tiſch ſtützend, ſchleppt er ſich wie ein Geiſt zu Delavigne, legt die Hand auf ſeine Schulter und ſtarrt ihn mit einem Blicke an, der den Dichter zittern macht.

„Sehen Sie," rief er dann, „ſo will ich dieſe Scene ſpielen und man wird nichts von dem hören, was der Dauphin ſagt, man wird nicht auf ihn achten, man wird nur auf mich und mein Mienenſpiel ſehen. Ich will ſie Alle in Schrecken ſetzen."

Das Schickſal tödtete die Hoffnungen des modernen Roſcius. Talma ſtarb und Ludwig XI. ſchlummerte noch mehrere Jahre in dem Pulte Delavigne's.

Die „Schule der Alten" öffnete dem Verfaſſer die Pforten der franzöſiſchen Akademie. Er ward am 7. Juli 1825 zu ihrem Mitgliede erwählt.

Nach einer längeren italieniſchen Reiſe, die ſeine Muſe an dem claſſiſchen Heerde aller Poeſie neu belebte, gab er im Jahre 1828 ein Luſtſpiel: „Die Prinzeſſin Aurelie," welches, größtentheils nur durch politiſche Anſpielungen intereſſant, ziemlich kalt aufgenommen ward. Im folgenden Jahre erſchien: „Marino Faliero," dem ſowohl innerer Gehalt, wie die Zeitumſtände den günſtigſten Erfolg verſchafften. Der Dichter hatte eine Verſchwörung in Venedig zum Stoffe gewählt, und die Julitage von 1830 waren vor der Thür. Eine ſchwüle Luft machte das nahe Losbrechen des Unwetters zur Gewißheit. Das

Auge des Dichters besitzt prophetische Kraft und Delavigne wußte die seinige trefflich zu benutzen. Endlich, im Jahre 1832, erschien „Ludwig XI." Dieses charakteristische Werk, das wir in Deutschland durch die herrlichen Leistungen Seydelmann's und Döring's auf die würdigste Art kennen lernten, erhebt sich an dramatischem Interesse und echt poetischer Kraft über alle anderen Schöpfungen Delavigne's. „Die Söhne Eduard's" folgten 1834 und hierauf gab der fruchtbare Dichter „Don Juan von Oesterreich" oder: „Der Beruf," ein Stück, das trotz mannichfacher Schönheiten durch erkünstelte Situationen und Effecthascherei viel Gegner fand. „Die Popularität," ein Lustspiel in fünf Acten, hatte fast das Schicksal der „Prinzessin Aurelie." Delavigne's neuestes Trauerspiel indessen, jene „Tochter des Cid," zeigt uns den Dichter wieder in seiner vollsten poetischen Kraft.

Werfen wir nun einen übersichtlichen Blick auf die Werke Delavigne's in ihrer Gesammtheit, so finden wir vor Allem, daß er stets der Mann der Gegenwart ist. Er benutzte alle Hilfsmittel, welche ihm die Vergangenheit bot, um sich der Welt des Tages anzuschließen und nie wagt er, im Gegensatze zu Victor Hugo, mit kühnforschendem Blicke in die Zukunft zu dringen. Er folgte Schritt vor Schritt seiner Zeit und allen ihren Umwälzungen. Er studirte, analysirte, commentirte sie. Der Ehrgeiz, als Reformator gelten zu wollen, hat ihn nie

bewegt. Er befühlte, wie ein geſchickter Arzt, den Puls des Jahrhunderts, und entdeckte ohne Mühe die für den Augenblick am lebhafteſten aufgeregte Fiber. Alle ſeine Arbeiten dürften in gewiſſem Sinne Gelegenheitsgedichte genannt werden, dennoch aber ſind ſie, von der „ſicilianiſchen Vesper" bis zur „Tochter des Cid," edle Glieder eines gelungenen Ganzen.

Fünfter Brief.

Mitte Mai.

„Der Kaiser kommt! Der Kaiser kommt!“ tönt es seit einigen Tagen überall, in Pallast und Hütte, in Schulstube und Café, auf der Straße und im Salon — überall, überall. Aus dem Invalidenhotel trug man heute Morgen ein paar kalte, stumme, graubärtige Gesellen. Der freudige Schreck hatte ihnen, nachdem sie zur Seite des Todten von St. Helena ohne Wanken so manche Kugel pfeifen gehört, das Garaus gemacht, nun, da sie seine irdischen Reste nach einem Vierteljahrhundert der Trennung zurück erhalten sollen. Sie haben ein seliges Ende genommen.

Am 12. dies. Mts., dem Jahrestage der letzten Emeute, verlas der Minister des Innern in der Deputirtenkammer die Proposition der Regierung, die Gebeine des Kaisers von St. Helena nach Frankreich zurückbringen und sie

fortan im Dome der Invaliden ruhen zu lassen. Die Aufregung, welche ein solcher Antrag in der Kammer hervorbringen mußte, läßt sich nicht mit Worten schildern. Dem Minister, Herrn von Remusat, liefen während des Vorlesens die hellen Thränen über die Wangen. Der alte Las Casas wurde fast ohnmächtig vor freudiger Ueberraschung. Die Repräsentanten der entgegengesetztesten Meinungen schüttelten sich die Hände, sich gegenseitig beglückwünschend, daß endlich die letzten Wünsche des großen Todten erfüllt und dem Vaterlande Reliquien zurückgegeben würden, die nur in seinem Boden eine würdige Ruhestätte finden könnten. Die Mehrzahl der Deputirten wollte in ihrem stürmischen Enthusiasmus die von der Regierung für Transportkosten und das zu errichtende Grabmal des Kaisers geforderte Million sogleich votirt wissen. Nur der feste Widerstand des Präsidenten, der trotz der allgemeinen Aufregung nicht von dem Buchstaben des Kammerreglements weichen und daher den Vorschlag zuerst in den Bureaux besprochen wissen wollte, verhinderte dies.

Wahrlich, das Feuerbad des Unglücks läuterte das bereits halb fabelhafte Wesen des Kaisers in Aller Augen von den Schlacken der Leidenschaften und Schwächen. Ein Gang über den Vendomeplatz, vorbei an der Schlachtensäule, mit dem erznen Standbilde Napoleons droben, drängt die sämmtlichen Annalen der älteren französischen Geschichte in dunklen Hintergrund. Wenn man den kleinen, gewaltigen Mann in seiner stolzen Haltung so dastehen

sieht auf dem erhabnen Throne, die linke Hand auf die breite Brust gelegt, in der rechten das Fernrohr haltend, so kehrt das furchtbar prächtige Meteor dieses Seins im wunderbarsten Zauber zurück, so muß man sich's gestehen — nie war eine Apotheose schneller, glänzender, allgemeiner, als die des Kaisers, einst Unterlieutenants.

So allgemein der Beifallsrausch ist, mit dem Kammer und Land die Kunde von der Rückkehr der Gebeine Napoleons empfingen, eben so verschiedenartig sind die Ansichten und Vorschläge über die Bestimmung ihrer künftigen Ruhestätte. Die Einen wollen das von der Regierung in Vorschlag gebrachte Invalidenhotel, Andere das Gewölbe unter der Vendomesäule, eine dritte Partei will den Triumphbogen an der Barrière de l'Etoile, eine vierte das Panthéon und endlich haben die Bürger von St. Denis eine energische Petition eingereicht, um die Leiche des Kaisers in dem Gewölbe beigesetzt zu sehen, das er selbst, in der glänzendsten Epoche seines Glückes, zu ihrer einstigen Aufnahme bestimmte. Dies Gewölbe, in jedem Falle welthistorisch merkwürdig, befindet sich unter dem Hauptaltare der Basilique von St. Denis, jener düstern Abtei, deren todte Bewohner in der entsetzlichsten Periode der Revolution, am Tage der Hinrichtung Marie Antoinettens, von frechen Händen den bleiernen Särgen entrissen und den Verhöhnungen eines in wahnsinniger Wuth rasenden Pöbels Preis gegeben wurden. Dreizehn Jahre lang stand das älteste und ehrwürdigste aller kirchlichen Gebäude Frank-

reichs verwüstet und geschändet. Die wilden Revolutionsmänner hatten das gewölbte Bleidach der Kirche abgerissen und zu Kugeln eingeschmolzen. Sonnenbrand und Regen, Hagel und Schnee drangen ungehindert in die verödeten Räume und statt frommer Orgeltöne durchbrauste der Sturm die entweihte Abtei. Napoleons Decret vom 20. Februar 1806 machte sie endlich aufs Neue zum Begräbnißplatze der französischen Herrscherfamilie. Das alte zerrissene Gebäude wurde trefflich wieder hergestellt, die Reste der in eine einzige Grube geworfenen Königsgebeine wieder an ihre früheren Plätze gebracht und der Kaiser bestimmte für sich und seine Familie jenes Gewölbe zur letzten Ruhestätte, auf dessen Eingangspforte dem Besucher in goldnen Lettern die einfache, in ihrer Unvollendung aber um so bedeutungsvollere Inschrift entgegenglänzt:

Ici reposent les restes de — — — —

„Napoleon selbst," bemerkt Joseph Duesberg, der wackere Correspondent mehrerer deutschen Journale, mein freundlicher und trefflicher Cicerone im lärmenden Irrgarten Paris, in seinem vor Kurzem im „Morgenblatte" erschienenen Aufsatze über die Abtei St. Denis, „bewahrte die Schlüssel zu diesem Grabgewölbe." In der Nähe desselben wurden ferner drei Sühncapellen erbaut, um durch Gebete die beleidigte Gottheit, der in diesen geheiligten Hallen verübten Gräuel halber, zu versöhnen. Die Capellen sind vollendet worden, jener Sühnegottesdienst

aber, ich weiß nicht, aus welchen Gründen, wurde nie in ihnen verrichtet.

Das Geschick, dieser Herrscher der Herrscher, ließ bis heute den Willen des Kaisers unerfüllt. Er selbst schläft auf dem fernen St. Helena, und Josephine, ihrem letzten Wunsche gemäß, in der Kirche zu Ruel, einem Flecken in der Nähe von Paris, wo sie gestorben.

Doch ich bin vom eigentlichen Thema dieses Briefes abgekommen. Die Rückkehr der irdischen Ueberreste des Kaisers, welche Stätte immer zu ihrer Aufnahme bestimmt werden mag, wird sicher viele Tausend Fremde und Departementsbewohner nach Paris locken. Der Zoll der Ehrfurcht, den man den Manen des großen Todten darbringt, entspricht nur den Wünschen des ganzen Landes. Ich verstehe eben nicht viel von Politik, aber ich bin lange genug in Paris, um zu wissen, daß Herr Thiers ein äußerst schlauer und gewandter Premierminister ist. Es ist jetzt allgemein bekannt, daß Ludwig Philipp nur nach langem Widerstreben, halbgezwungen, seine Zustimmung zu einem Gedanken gegeben, der jedoch später in der Kammer als direct vom Könige ausgehend, bezeichnet wurde. Ludwig Philipp sah mit seiner gewöhnlichen Großpapa-Aengstlichkeit nächtliche Wolken am Horizonte einer solchen Leichenfeier. Thiers aber, der, wenn er sich auf die Sympathien des Landes zu stützen und seine Popularität zu befestigen vermag, Alles wagt, drang endlich durch. Eine andere Frage ist, ob man sich am Tage der großen

Trauerfeier noch entsinnen wird, daß Thiers sie ins Leben rief? Ich zweifle sehr. Uebrigens fürchtet man sicher mit zu großer Aengstlichkeit den Ausbruch von Unruhen bei Gelegenheit jener Feier. Die imposanten Militairmassen, welche man zu entfalten denkt, werden vielleicht eher aufregend als niederhaltend wirken. Die beste Bürgschaft für die Aufrechthaltung der bestehenden Ordnung ist ohne Zweifel die Schwäche und Unentschlossenheit der napoleonistischen Partei. Ja, wenn Napoleon als Republikaner auf St. Helena gestorben wäre — dann freilich würde seine Leiche schwerlich unter einer monarchischen Regierung nach Frankreich zurückgebracht werden. Die Republikaner sind Feuerköpfe mit Schlangenklugheit, Leute, die das Herz nicht auf der Zunge, sondern im Arme tragen, und die, wie noch der letzte Maiaufstand bewiesen, gerade dann den Boden am tiefsten unterminiren, wenn man ihn am festesten und sichersten glaubt. Wer eine Zeit lang in Paris gelebt, und besonders, wer während eines Aufstandes hier gewesen, weiß, in welchen Volksclassen eigentlich die wildesten und ungezügeltsten Kräfte der Republik gähren. Die großen Fabrikwerkstätten, die dumpfen Riesenateliers, in denen ein ganzes Heer körperstarker und ideenwilder Menschen von früh bis spät knechtet, ohne mehr als das nackte Leben zu gewinnen, in denen die freiesten Reden gehalten, die wüstesten, aufstachelndsten Lieder gesungen werden, das sind die unzerstörbaren Heerde der Emeute, deren Funke hier aschenbedeckt glimmt, bis ihn

von außen ein mächtiger Athem anbläst, und er als lodernde Flamme die Straßen von Paris durchwüthet. Uebrigens würde unter den gegenwärtigen inneren Verhältnissen Frankreichs selbst der kräftigste Aufstand der Republikaner keine Umwälzung der bestehenden Regierungsformen zu bewirken vermögen. Der nächste Kampf, denn früher oder später muß sich der Kampf erneuen, dürfte ein furchtbar blutiger sein, aber auf wessen Seite der Sieg fallen wird, kann keinem Zweifel unterliegen. Der Kaufmannsstand, diese Pulsader des Landes, an deren Schlägen man am sichersten den Stand der Parteiverhältnisse ermessen kann, ist durch und durch und gewiß so aufrichtig, wie nur möglich, conservativ gesinnt. Ein Wechsel der Regierungsformen, zu Gunsten welcher Partei er auch immer stattfinde, müßte nothwendig sein theuerstes Gut, sein Geld, in Gefahr setzen. Die kalte Theilnahmlosigkeit des Kaufmannsstandes aber muß selbst die energischsten Anstrengungen der Republikaner vollkommen fruchtlos machen. Ich unterhielt mich gestern mit einem geistreichen Franzosen über alle diese Dinge: Wir kamen endlich auf die Rückkehr der Gebeine Napoleon's und auf die Besorgnisse der Regierung vor ausbrechenden Unruhen. „Il n'y a rien à craindre," sagte der Mann sarkastisch, „toute la France d'aujourd'hui n'est qu'une grande épicerie!"

Von Victor Hugo ist ein neuer Band Dichtungen erschienen. Sie führen den Titel: „Les Rayons et les

Ombres" und werden mit einer Vorrede in Prosa und einer anderen in Versen eingeleitet. Hugo versteht, wie wenig andere französische Schriftsteller, die Kunst Vorreden zu schreiben. Er erzählt uns in ihnen stets von einer Menge schöner Dinge, die das Buch selbst enthalten soll, die wir aber vergebens suchen. Er stellt in seinen Vorreden die bündigsten Theorien auf, aber es ist ihm bisher noch nie eingefallen, diese Theorien, in Werke verwandelt, der Welt zu übergeben. Man begreift nur mit Mühe, wie derselbe Mann, der die Vorrede zum „Cromwell" geschrieben, die Breter, welche die Welt bedeuten, unter den wüsten Schritten der Melodramen „Lucrezia Borgia" und „Angelo" ächzen lassen konnte. In der Vorrede zu den „Strahlen und Schatten" spricht Hugo viel von der unerläßlichen Einheit, welche die verschiedenartigsten Schöpfungen des Dichters mit einander verbinden, von dem souverainen Gedanken, der die Launen seiner Phantasie beherrschen soll, von allen jenen Vorzügen, die seine Werke und besonders seine Gedichtsammlungen entbehren. Er hofft, daß der Leser, trotz der Verschiedenheit der Melodien, die er gesungen, sich selbst einen Gesammtaccord geschaffen, aus den wild zerstreuten Noten sich selbst ein formgerechtes Ensemblestück gebildet habe. Victor Hugo irrt. Weil ihm bei seinen Schöpfungen dunkel das Gesetz der Einheit vorgeschwebt, glaubt er, es erfüllt zu haben und nimmt so den Willen für die That. Der Leser aber liebt es eben nicht, sich ohne eigenes Interesse einer

Selbsttäuschung hinzugeben, und wird schwerlich auf die Entdeckung von Dingen ausgehen wollen, die in der Wirklichkeit gar nicht vorhanden sind. — Abgesehen von diesen Widersprüchen, enthalten die neuen Dichtungen Hugo's außerordentlich viel Schönes. Seine Sprache hat sich veredelt, seine Bilder sind reicher, seine Formen reiner und anmuthiger geworden. In der poetischen Vorrede, „des Dichters Beruf", nennt er den Sänger, den Gottbegeisterten, den Tröster in allen Trübsalen, den unbestechlichen Richter, den Propheten, der, das Auge zum Himmel gewandt, den Menschen, seinen Brüdern, die Bahn entdeckt, welche sie wandeln sollen:

„— — Die Dichtung ist der Stern,
Der hin zu Gott die Kön'ge und die Hirten führt."

Ein anderes, seltsames Stück der Sammlung ist der „Regard jeté dans une Mansarde." Ich kann nicht umhin, es ein wenig näher zu skizziren. Victor Hugo schildert uns das Innere eines Dachstübchens, dessen blumenumduftetes Fenster einer alten Kirche gegenüberliegt. Hinter einer grünen Jalousie erscheint dann und wann ein flüchtiger Schatten, eine ätherische Form, die sich nur für das fromme Auge des Dichters in die liebliche Gestalt einer zarten Jungfrau verwandelt. Ihr trauliches Kämmerchen ist mit wenigen aber trefflichen Zügen gezeichnet:

Entre la bonne vierge et le buis de l'année
Quatre épingles au mur fixent Napoléon.

In einer Fensternische hängt das Kreuz der Ehrenlegion. Der Vater des jungen Mädchens trug es einst. Er ist schon lange todt. Ein wenig Ruhm sollte einst seine Tochter beschützen, darum nahm der Mann das Ehrenkreuz nicht mit sich ins Grab, sondern ließ es als einziges Erbtheil seinem verwaisten Kinde. Auch ist das Mädchen selbst noch eben so unschuldig, wie arm und schön:

Pas de perle à son front, mais aussi pas de ride,
Mais un oeil chaste et vif, mais un regard limpide.
Où brille le regard, que sert le diamant?

Nachdem nun der Dichter dies Alles mit entzückend schönen Farben geschildert, nachdem wir das Dachstübchen, seine Bewohnerin, ihren gestorbenen Vater, kurz alle nur irgend berührte Dinge recht herzlich liebgewonnen, bricht er plötzlich in die schrillen Worte aus: „Aber diese Jungfrau mit ihren süßen Reizen, mit dem ganzen Zauber ihrer Unschuld, schwebt in der augenscheinlichsten und entsetzlichsten Gefahr. Bald wird ihre Ruhe dahin, ihr Herz verdorben, ihr Gefühl vergiftet sein — — denn dort auf dem Kaminsims hat Jemand einen Band vom Voltaire zurückgelassen:

Voltaire — — — ce singe de génie,
Chez l'homme en mission par le Diable envoyé.

„Wenn sie einen einzigen Blick in das Buch wirft," fährt der Dichter fort, „so ist sie verloren!" Der Leser

wird ohne Zweifel versucht sein, den seltsamen Schluß dieses Gedichts für einen bizarren Scherz zu nehmen, aber Hugo spricht nichts destoweniger im vollsten ernsthaftesten Ernste. Wie Voltaire, dieser Herkules der französischen Literatur des vorigen Jahrhunderts, der dem lernäischen Ungethüm des Pfaffenthums den Todesstoß beigebracht, der die Stickluft der Dummheit und des Vorurtheils durch die Blitze seines Geistes gereinigt, dessen Schriften einen so unberechenbaren Einfluß auf den Ausbruch der ersten französischen Revolution gehabt, wie Voltaire im Jahre 1840 und von einem Manne, wie Victor Hugo, auf eine solche Weise geschmäht werden konnte, ist für mich ein unauflösbares Problem. Vielleicht erhalten wir in der Vorrede zu dem nächsten Hugo'schen Buche die nöthige Aufklärung.

Sechster Brief.

Mitte Juni.

Paris hat kürzlich einen seiner Männer verloren. Die Hauptstadt Frankreichs zählt gegenwärtig fast eine Million Einwohner, ohne die Hunde, Pferde, Papageien und sonstiges Gethier zu rechnen, aber die Zahl seiner Männer ist sehr klein. Der Gestorbene hieß Nepomuck Lemercier, war Mitglied der französischen Akademie und ein Mann in der edelsten Bedeutung des Wortes. — Als Napoleon sich aus dem ersten Republikaner in den ersten Kaiser von Frankreich umgewandelt hatte, war Lemercier wohl der Einzige, der es wagte, dem neuen unumschränkten Machthaber mit den kühnen Worten entgegenzutreten: „Ich bin gezwungen, dem Kaiser zu gehorchen, aber nur den Feldherrn kann ich achten!"

„Buonaparte," schrieb er ihm ein anderes Mal, „der Name, den Sie sich durch Ihre Thaten erworben, wird durch

den eitlen Titel entwürdigt, mit dem ein charakterschwacher gesetzgebender Körper Sie geschmückt. Jeder Regierungsform, welcher Frankreich sich unterwirft, muß ich mich als Bürger des Vaterlandes beugen, aber in meinem Herzen werde ich ewig Republikaner sein!" Napoleons kleinliche Rache gegen Lemercier ist bekannt genug. Erst unter der Restauration wurde dem freimüthigen Republikaner eine Entschädigungssumme für sein Haus gezahlt, das der Kaiser gegen den Willen des Eigenthümers hatte niederreißen lassen, um eine Straße hindurchzuführen. Lemercier verließ trotz der mannichfachsten Plackereien sein Vaterland nicht. — „Sire, ich warte!" antwortete er bedeutungsvoll dem Kaiser, als dieser ihn bei einer der Akademie bewilligten Audienz leutselig fragte: „Was machen Sie, mein lieber Lemercier?" — Der Mann hat sechsunddreißig Jahre lang gewartet, aber seine Erwartungen als Republikaner sind nicht in Erfüllung gegangen. Als Literat und Gelehrter war er glücklicher. Sein Trauerspiel „Agamemnon" und sein Lustspiel „Pinto" fanden ehrende Anerkennung. Das letztere, mit dem er ein Werk der guten alten Schule schaffen wollte, ward unter dem Kaiserreiche verboten, obwohl sein Inhalt ziemlich unschuldig, und der Witz darin giftlos war. Indessen, ein Censor, wie der Kaiser, konnte unmöglich einem Werke seines kühnen Widersachers das Imprimatur ertheilen. Lemercier war ein Mann von tiefem, gründlichem Wissen, von unerschütterlicher Charakterfestigkeit, und besaß jenes sanfte

Wohlwollen, jene keinem Sturme mehr ausgesetzte Gemüthsruhe, die einen silberharigen Greis zu einem Gegenstande allgemeiner Liebe und Verehrung macht. Durch seinen Tod ist abermals einer der vierzig weich gepolsterten akademischen Lehnsessel frei geworden. Die alten Werbekämpfe werden aufs Neue beginnen. Die Akademie hat wohlweislich die Wahl des neuen Mitgliedes bis zu ihrer Novembersitzung aufgeschoben. Sie denkt, gleich jenem Spitzbuben, unter dem der Karren brach, als man ihn zum Galgen führte: „Zeit gewonnen, Alles gewonnen!" Aber einige Monate früher oder später ändern an dem kritischen Endpunkte nichts. Es wäre in der That zu wünschen, daß einmal wieder jugendliches, heißsprudelndes Blut die alten verknöcherten Adern der Akademie durchströme. Als Richelieu im Jahre 1635 dies Institut begründet hatte, wurden nicht nur die Männer der staubigen Bücherwustgelehrsamkeit, sondern auch Männer, die den Blitz des poetischen Genies in das Dunkel des Jahrhunderts zu schleudern vermochten, seine Mitglieder; Corneille starb als Dekan der französischen Akademie, obwohl die Kritiker in derselben, durch den Privathaß des Cardinals angeregt, den „Cid" mit so scharfen Waffen angegriffen hatten. Der heutige Körper der vierzig Auserwählten würde sich vielleicht zu der alten würdigen Höhe erheben können, wenn er mit dem Geiste des Jahrhunderts gleichen Schritt zu halten vermöchte. Die Akademie in ihrer jetzigen Gestalt aber ist ein Unding. Vierzig Männer,

von denen kaum zehn den Namen Männer von Talent verdienen, sagen: „Wir sind die höchste Autorität in Allem, was in das weite Gebiet der Kunde unserer Sprache, der Beredtsamkeit und Dichtkunst gehört! Wir haben die einzige Machtvollkommenheit, ein Urtheil abzugeben, das keine weitere Appellation zuläßt — wir sind Classiker!" Das Alles klingt sehr pathetisch, aber es ist nur schade, daß heut zu Tage kein Vernünftiger eine solche Autorität der Akademie anerkennt. Der Geist einer lebendigen Sprache gleicht dem Strome der Zeit, der nicht träge zu seiner Quelle zurückkriecht, sondern rasch und aller Schranken spottend, in das Meer der Unendlichkeit stürzt. Die künstlich geschmiedeten Ketten, in die man ihn zwängen will, reißt er unwiderstehlich mit sich fort und sie treiben wie dünnes Strohgeflechte auf seiner klaren Fläche. Die Akademie hat gut Gesetze machen; weder der Sprachforscher, noch der Redner oder Dichter wird sich an dem Gängelbande derselben leiten lassen. Halb im Scherz, halb ernsthaft muß ich hier an den Herrn von Balzac und andere Häupter der modernen Schule erinnern, die Hunderte von neuen Wörtern erschaffen haben, von denen das dickbäuchige „Dictionnaire de l'Académie française" nicht die geringste Spur enthält und die den Geist der Sprache oft in so phantastische Formen gießen, daß den armen Akademikern die Haare zu Berge stehen. Der Geschmack des Publicums ist der einzige competente Richter in den Schöpfungsgebieten des Geistes. Er kann sich verirren, kann

lange Zeit hindurch eine unnatürliche, absurde Richtung nehmen, aber früher oder später kehrt er auf den Pfad der Wahrheit und Schönheit zurück. — Die Franzosen sind übrigens das einzige Volk, das mit harmloser Heiterkeit die eigenen Lächerlichkeiten zu persifliren vermag, das, wenn auch sehr schwer zu bewegen, selbst anerkannte Thorheiten abzulegen, dennoch freimüthig genug ist, einzugestehen: „In dem und dem Punkte sind wir Narren, aber wir sind jovial genug, uns selbst auszulachen!" So werden unter Anderem, bei dem jedesmaligen Jahresschlusse, auf den kleineren Theatern sogenannte Revuen aufgeführt, muthwillige, einactige Farcen, die in grellen Farben die bekanntesten Ereignisse des Jahres parodiren. Die Bühne des Palais Royal, die Variétés und die Ambigue Comique sind besonders glücklich in derartigen Erfindungen. Diese Vorstellungen beginnen gewöhnlich am Sylvesterabende und dauern fast den ganzen Januar hindurch.

Es giebt in Paris Revuefabrikanten, welche die Bedürfnisse eines halben Jahres mit dem bestreiten, was ihnen ein paar solcher witzsprudelnden Possen eingebracht. Die Form derselben ist verschieden. Auf der einen Bühne befand man sich in der Mitte lärmender Irokesen, an deren Küste ein französisches Fahrzeug Schiffbruch gelitten, und die nun von den seltsamen Fremdlingen die wunderbarsten Dinge erfuhren, welche sich jenseits des Oceans, in dem großen Dorfe Paris, zugetragen. Der Irokesenhäuptling hatte einen in dicke Bärenpelze gehüllten Premierminister,

Namens Akajou, der eine höchſt drollige, aber etwas unangenehme Rolle in der Revue ſpielte, indem er auf Befehl ſeines Monarchen Fußtritte, Rippenſtöße, Lanzenſtiche und ſonſtige Unbequemlichkeiten ohne Murren ertragen mußte. Bei jeder neuen Erſcheinung aus der transatlantiſchen Wunderwelt giebt der König ſeinem Günſtling einen derben Puff und fragt höchſt leutſelig: „Comment t'amuses-tu, mon cher Acajou?" und dieſer antwortet mit unterthänigſtem Lächeln: „Je m'amuse beaucoup!" Unter Anderm wollten die ſchiffbrüchigen Franzoſen ihren gaſtfreundlichen Wirthen die Herrlichkeiten des berüchtigten Eglinton'ſchen Tourniers vorführen. Von beiden Seiten der Couliſſen kamen eine Anzahl Cavaliere, auf ausgeſtopften Pferden reitend, ungeheuer lange Lanzen in den Händen, aufeinander losgeſtürzt. Der Irokeſenkönig aber hielt den Kampf auf und zweifelte an der wirklichen Schärfe der Lanzen. Die Fremdlinge betheuerten dieſe und der Irokeſe rief endlich: „Donnez un grand coup de lance à Acajou!" Der Herrſcher befahl und die Ritter gehorchten. Dem armen Akajou ward das Bärenfell nach allen Seiten durchſtochen, worauf der König abermals leutſelig fragte: „Comment t'amuses-tu, Acajou?" und der Premierminiſter abermals mit grimmigem Lächeln brüllte: „Je m'amuse beaucoup!" Auf dieſe Weiſe wurden die Pirouetten und Entrechats der gegenwärtig in der Wirklichkeit nicht weit von den Irokeſen tanzenden Fanny Elsler, die wilden Thiere Van Amburghs und Carters, die Da-

guerrotypen, die akademiſchen Wahlen, kurz Alles, womit ſich das Publikum im Laufe von 1839 längere Zeit beſchäftigt hatte, auf eine höchſt witzige und ergötzliche Weiſe parodirt. Dies Irokeſenſtück ward in der Ambigue Comique gegeben. Die Variétés führten eine drollige Revue unter dem Titel: „Je m'en moque comme de l'an 40" auf. Hier wurden beſonders die Carter'ſchen Beſtien und die Akademie hart mitgenommen. Löwen, Tiger und Hyänen wurden von ihren Bändigern mit höchſtwichtigthuender Miene auf die Scene geführt und ſtießen als Introduction ein furchtbares, ohrzerreißendes Gebrüll aus. Endlich ſiegte die Kraft des Menſchen über die der Beſtien. Der Thierzähmer ſteckte mit ſtolzer Miene ſeinen Arm in den Rachen eines ſeiner wilden Zöglinge, riß ihm dann die Kinnlade auf und zeigte dem wüthend „Bis!" ſchreienden Publikum, daß das unſchuldige Vieh auch nicht die Spur eines Zahnes mehr in dem großen blutrothen Rachen hatte. Darauf gingen Löwen, Tiger und Hyänen höchſt bedächtig in die Couliſſen, holten ſich Lehnſeſſel heraus, klopften von dieſen, bevor ſie ſich ſetzten, mit den Vordertatzen behutſam den Staub ab und lorgnettirten endlich die Zuſchauer auf eine ſo drollige Weiſe, daß donnernder Beifallsſturm den Saal zuſammenzuſtürzen drohte.

Auf die bevorſtehenden akademiſchen Wahlen hatten die Verfaſſer der Revue höchſt beißend ſatyriſche Couplets gemacht, die nicht nur verſchiedene Male wiederholt werden

mußten, sondern zuweilen sogar von dem Publikum selbst angestimmt wurden. Die Akademie hatte gerade durch den Tod des Erzbischofs von Paris eines ihrer Mitglieder verloren und war daher auf die Zahl von 39 Beisitzenden reducirt. Dies hatte den Herren Théaulon und Dartois Stoff zu folgendem gallscharfen Schlusse ihrer Lieder gegeben, der mehrere Wochen lang in allen Journälen und allen Kaffeehäusern, in allen Salons und Restaurants als eine der wichtigsten Tagesneuigkeiten wiederholt wurde:

A l'Académie au lieu de quarante
Il n'y a que trente neuf maintenant.
Cela n'est plus si bête!!!

In Sachen des Geschmackes, der Eleganz steht kein Volk den Franzosen gleich. Das beweisen vor Allem die Damen und Magazine aller Art. Von der Herzogin bis zur Grisette herab, kleiden sich Frauen und Mädchen mit gleicher Anmuth, die Eine in Sammet und Seide, die Andere in schlichten aber allerliebst zugeschnittenen Kattun oder Wollenstoff. Von dem inneren und äußeren Reichthume der pariser Läden jeder Gattung, von der geschmackvollen Anordnung ihres Inhaltes, von ihrer blendenden Erleuchtung am Abende kann sich in der That Niemand einen Begriff machen, der nicht selbst hier gewesen. Stundenlang möchte man vor den hohen Krystallfenstern eines solchen lichtfunkelnden Magazins, in welchem die rege Thätigkeit eines Bienenschwarmes herrscht, stehen,

um alle ſeine Herrlichkeiten wenigſtens mit Blicken genießen zu können. Diogenes ſelbſt, glaube ich, würde vor einem pariſer Juwelen-, Uhren- oder Modewaarenlager einen großen Theil ſeines philoſophiſchen Gleichmuthes verloren haben. Gegenwärtig leben wir jedoch in der ſogenannte morte saison für den Putz- und den Salonluxus. So ſagen wenigſtens die Kaufleute, die Magazine jedoch ſind nichts deſto weniger beſtändig mit Kaufgierigen gefüllt. Um die Neujahrszeit freilich iſt der Andrang ſo groß, daß man ſelbſt in den breiteſten Straßen und Paſſagen nach allen Seiten mit Paketen und Ballen in die unangenehmſte Berührung kommt. Der unſchuldige Flaneur wird auf das Unbarmherzigſte gepreßt, geſtoßen und getreten, denn die Leute drängen ſich mit einem Eifer in die Läden, als ob dort Königreiche verſchenkt würden. Jede Straße iſt doppelt und dreifach belebt, Alles iſt in einer fröhlichen, gleichſam fieberhaften Aufregung, heitere, lachende Geſichter ſind die einzigen, denen man begegnet, unzählige Wagen jeder Art rollen vorüber und man ärgert ſich nicht einmal über den Koth, mit dem ſie verſchwenderiſch die Fußgänger beſpritzen. Jedermann kauft oder verkauft, der Aermſte trägt wenigſtens einige ſchöne, goldgelbe Apfelſinen nach Hauſe, um ſie ſeinen Glückwünſchen beizufügen — denn der große Tag naht, an dem man aller Welt mit den Worten entgegentritt: „Je vous souhaite la bonne année!“

Siebenter Brief.

Mitte Juli.

Gestern endlich habe ich erfahren, wer Charles Fourrier war und was seine hinterbliebenen Jünger wünschen, hoffen, wollen — aber nimmer erreichen werden. Allerdings war zuweilen der Name jenes Mannes, als der eines modernen Weltverbesserers, meinem Ohre flüchtig vorübergeklungen, aber nie hatte ich Gelegenheit gehabt, tiefer den Kern, das geheimnißvolle Wesen seiner Lehre zu ergründen. Diese ward mir nun in einem der Gerichtssäle des Palais de Justice. Bekanntschaften, in den Hallen der Themis gemacht, haben immer einen eigenthümlichen Reiz, lassen indessen meist einen für den Gegenstand derselben nicht ganz vortheilhaften Eindruck zurück. Das Glaubensbekenntniß Fourrier's jedoch, in seiner heiligen Angst, in seinen treuherzigen Phantasien für Wohl und Wehe der Menschheit, schien mir aus seiner Berührung

mit der ſchwazzröckigen Juſtiz vollkommen unentweiht, vollkommen jungfräulich rein hervorzugehen. Es iſt ſo verzeihlich, zu ſchwärmen, ſchön und edel zu ſchwärmen; in die Maſſen ſogar iſt dieſe Toleranz gedrungen, ſeitdem Schiller ſeinen Poſa geſchaffen.

Eines der zur Verbreitung der Ideen Fourrier's begründeten Journale: „Le nouveau monde," hatte die Grenzen ſeines Kampffeldes ein wenig überſchritten und ſich auf die halsbrecheriſch gefährliche Eisbahn der Politik gewagt. Nun darf in ganz Frankreich keine periodiſche Schrift, deren Tendenz eine politiſche iſt, ohne eine zuvor niedergelegte Caution von kleinen 100,000 Francs erſcheinen. Der Gérant und Redacteur en Chef der „Neuen Welt" ward demnach, in Gemäßheit eines alten Geſetzes, zu einer Gefängnißſtrafe von einem Monat und einer Geldbuße von 200 Francs verurtheilt. Es war der erſte unangenehme Handel, den die Fourrieriſten mit den Behörden auszugleichen hatten. — Der Gérant des Journals führte ſeine Vertheidigung ſelbſt. Obwohl es ihm nicht gelang, ſeinen Aufſatz zu rechtfertigen, wußte er wenigſtens die Ideen Fourrier's auch vor den Gerichtsſchranken in ein günſtiges Licht zu ſtellen und ihnen eine Achtung zu erkämpfen, die ihnen kein Denkender verweigern kann, obwohl ihre glückliche Realiſirung wohl für immer in das weite Reich der „frommen Wünſche" gehören möchte. Fourrier's Theorie beruht, wenn ich ſo ſagen darf, auf dem Organismus der menſchlichen Leidenſchaften. Nach

Ihm wird der Mensch mit Neigungen und Leidenschaften geboren, welche aus seiner Natur selbst entkeimen, gleich allen seinen geistigen und körperlichen Fähigkeiten. Leidenschaften und Neigungen aber sind die ersten Beweggründe aller Handlungen des Menschen, denn er handelt nur, um ihnen zu genügen. Alle gesellschaftlichen Beziehungen beruhen demnach auf dem Leidenschaftssysteme der Bürger dieser Gesellschaft. Man nennt die Handlungen eines Individuums gut, wenn sie sich mit den Interessen seiner Nebenmenschen vereinigen, und schlecht, wenn sie mit ihnen im Widerspruche stehen. Dieselbe Neigung, dieselbe Leidenschaft gebiert oft Handlungen der reinsten Tugend und der abscheulichsten Laster. Der Grund ist also keineswegs in der menschlichen Natur, sondern einzig nur in den socialen Verhältnissen zu suchen, die, statt ihren Neigungen einen glücklichen und gerechten Aufschwung (essor) zu gewähren, ihnen fast immer nur den Weg des Truges, des Kampfes, der offenen oder versteckten Feindseligkeit übrig lassen. Da die menschlichen Leidenschaften stets dieselben sind und man die menschliche Natur nicht umzuformen vermag, so muß man, nach Fourrier, das Wesen der socialen Zustände in so weit zu modificiren suchen, als dies nothwendig ist, um sie mit den Bewegungen der menschlichen Natur in Uebereinstimmung zu bringen. Die Institutionen des Gesellschaftskörpers, sagt er, müssen für die Menschen geschaffen werden und nicht die Menschen für die Institutionen. Und

was fehlt zur Realisirung dieser so einfachen, so anspruchslosen Ideen? Nichts, als daß die Völker ihnen Vertrauen schenken möchten. Das Phalanstère (das gelobte Land, wohin die Fourrieristen den verirrten und verwirrten Gesellschaftskörper führen wollen) wird ein großer, herrlicher Pallast sein, ein des Menschen würdiger Aufenthalt, wo alle Vergnügungen der Städte, vereinigt mit ländlichen Genüssen, die Arbeiten der treulich für und mit einander Wirkenden belohnen. Dort wird man keinen Armen, keinen hilflosen Kranken, keinen verlassenen Greis ohne Stütze lassen. Das Weib wird nicht mehr gezwungen sein, seine Ehre zu verkaufen, um ein Stück Brod zu haben. Die Kinder, auf Kosten der Gesellschaft erzogen, werden ihre natürlichen Fähigkeiten entwickeln und den mit ihnen geborenen Bestimmungen folgen; die Erde wird der Industrie ihre unermeßlichen Schätze schenken. Schon das erste Phalanstere muß von so glücklichen Resultaten zeigen, muß so süße Reize darbieten, daß die Armen und die Reichen, die Regierten und die Regierenden sich beeilen werden, die Provinzen, die Reiche, den ganzen Erdball mit Phalansteren zu bedecken. Die Idee des Gleichgewichts muß die Idee der Einheit werden. Die Völker werden sich als Verbündete betrachten, um das Werk der Wissenschaften, der Industrie und Künste auf der ganzen Erde blühen und gedeihen zu machen. — — —

Schade nur, daß der gute Fourrier bei der Entwerfung seines Reformsystems, bei seiner philanthropischen

Berechnung der menſchlichen Leidenſchaften und Neigungen des Dämons vergaß, der ſchwerlich aus dem Heiligthume eines Phalanſteres zu verbannen ſein möchte, und ſicher in kurzer Zeit eine ganze Welt dieſer intereſſanten Gebäude über den Haufen werfen würde — ich meine den Egoismus. — Im neunzehnten Jahrhundert eine Art Gütergleichheit!? Und das auf demſelben Erdball, der ſeit der Sündfluth von dem großen Weltallsbäcker nicht umgeknetet ward! Und das von dieſem Frankreich, von dieſem Paris ausgehend, wo der Egoismus mit ſeiner neidgelben Zwillingsſchweſter, der Habſucht, und ſeinem wüſten Bruder, dem Genußtriebe, den ewigen Reigen der zügelloſeſten Leidenſchaften tanzt! Schon der bloße Traum dieſer Weltverbeſſerungspläne iſt ein nichtiger Schatten. Die unmenſchlich menſchenfreundlichen Ideen Fourrier's werden bei jedem Aufſchwunge, den ſie verſuchen könnten, von dem Eishauche des Egoismus raſcher vernichtet werden, als die wächſernen Flügel des Ikarus in dem Meere glühender Sonnentropfen dahinſchmolzen. Der Beweis wird eben nicht lange auf ſich warten laſſen. Wir haben die angenehme Hoffnung, binnen kurzer Zeit, und zwar in der Nähe von Paris, das erſte Phalanſtere ſich erheben zu ſehen. Seit Jahren ſchon wurden in den unteren Klaſſen der Bevölkerung Subſcriptionen eröffnet, welche bald die genügenden Summen herbeigeſchafft haben werden, um die erſten bedeutenden Koſten zu decken. Die Leute der Leichtgläubigkeit ſetzen natürlich gern eine Kleinigkeit in

eine Lotterie, in der sie nur gewinnen können, da sie eben nichts zu verlieren haben. Indessen darf ich nicht verschweigen, daß auch einige Personen der höheren Gesellschaftsclassen bedeutendere Beiträge zur Realisirung des Phalanstereparadieses hergaben. Fern sei es übrigens von mir, das Fourrier'sche System ein unsinniges zu nennen. Im Gegentheile! es beruht auf Principien allgemeiner Gleichheit, allgemeiner Thätigkeit und allgemeiner Glückseligkeit, gewiß die süßesten Erdenträume. Aber schade, es leidet an einer einzigen kleinen Schwäche, an der seiner Unausführbarkeit. Der brave Fourrier will, daß die Menschen ihren angeborenen Neigungen und Leidenschaften folgen, daß sie ihre angeborenen Fähigkeiten entwickeln sollen. Bei Guttenberg! Es giebt hier viele Tausende, die dies System auch ohne Phalanstere buchstäblich befolgen. Die Lions der großen Oper, die Banquiers in den Börsensälen, die Damen in ihren Logen und eleganten Carossen, die Millionärs der Vorstadt St. Germain und der Chaussée d'Antin und alle anderen Glieder der großen Familie der reichen Müssiggänger, der erwerbenden Industriellen, thun und lassen Alles, was ihren Neigungen, Leidenschaften und Fähigkeiten bequem ist, in freiester Freiheit. Ich erlaube mir, gelinde zu zweifeln, daß diese Guten die Conjunctiv-Glückseligkeit des Phalanstere's der Indicativswonne ihres heutigen Seins vorziehen könnten.

Achter Brief.

Den 31. Juli.

Die Julifeste sind vorüber. Dem Himmel sei Dank! Noch dröhnt mir mein armer Kopf von den unbarmherzigen Trommeln und Pfeifen der Nationalgarde und Linientruppen, von dem Trauermarsche Berlioz's, dem jubelnden Kanonengesang der Invaliden und dem dumpfen Gebrause der unendlichen Volksmassen! Noch zischen, sprühen und flammen die Sonnen, die Feuerräder, die buntfarbigen Girandolen, die phantastischen Bouquete und sonstigen Figuren des prachtvollen Feuerwerks in meinen Ohren und mein Auge blinzelt noch wie geblendet von der in der That grandiosen, mährchenhaft reizenden Erleuchtung der elyseischen Felder. Die Außenseite des Festes war schön, imponirend schön, das läßt sich nicht läugnen. Man sieht, daß ein paar Millionen Francs — die Julisäule allein kostet 1,200,000 Francs — vollkommen hinreichen,

nicht nur der großen Masse des französischen Volks, sondern dem gesammten Europa ein r für ein u zu machen, wie ein ehrliches, deutsches Sprichwort sagt. Das Ding hatte in Wahrheit den Anschein, als freue sich die Regierung ganz außerordentlich über die Wiederkehr der Revolutionsfeier, als wäre es ihr innigster Wunsch, die Pariser an den Muth, die Ausdauer und Energie zu mahnen, mit denen sie vor kleinen zehn Jahren einen Königsthron wie einen Omnibus umgestürzt, und die Siegesgewalt des vereinten, eisengliederigen Volkskörpers den Bajonetten und Kanonen der Soldaten gegenüber dargethan. Mit welch geheimem Grauen aber mag Ludwig Philipp dieser Energie, dieser Ausdauer gedenken, auf deren Schultern er den Thron der Bourbons erstiegen. Was gäbe er darum, die Nation vergessen zu machen, daß sie zwei gewaltige Revolutionen wie ein Bonmot improvisirte, sie glauben zu machen, daß sie das Podagra habe, auf Krükken schleichen müsse und daß er als Monarch sich vollkommen fest und sicher auf seinem Throne wisse. Die imposanten Militairmassen, welche man während der Julitage überall schlagfertig aufgestellt erblickte, waren indessen ein schlechtes Mittel, solchen Glauben hervorzurufen. Ludwig Philipp ist ein guter Hausvater — er legt seinen Kindern neben dem Zuckerbrote die Ruthe hin. Er sagt: „Seht, ich bin Euch gut, ich gebe Euch Leckereien, aber wißt, daß ich Euch züchtigen kann, wenn Ihr nicht artig seid.“ Es wurde mir gestern Abend, als ich durch den

Tuileriengarten in die elyseischen Felder ging, ganz wunderlich zu Muthe, als ich dicht neben den Seiltänzern, Reiterbuden, Hanswürsten, Affencomödien, Athleten, Tanzsälen und sonstigem Jahrmarktskrame ein vollzähliges Regiment Linientruppen, den gepackten Tornister auf dem Rücken, mit aufgepflanzten Bajonetten und drohendem Trommelschlag dahinmarschiren sah. Ein Mann aus dem Volk, der neben mir stand, rief bezeichnend genug in seinem Kernfranzösisch: „On voit ça tous les jours, les soldats, le roi nous croit-il faible de mémoire?“ Das Louvre glich während der drei Tage einem Bivouac. Das Innere der Tuilerien war vollgepfropft mit Soldaten aller Waffengattungen und in den Kasernen lagen mehr als 40,000 Mann marschfertig und mit scharfen Patronen versehen. Die Vertheidigungsmaßregeln waren mit einer beinahe fabelhaften Vorsicht genommen. Das Vertrauen der Regierung in die Bürger und in die eigne Sicherheit zeigte sich einmal wieder von seiner natürlichen, maskenfreien Seite. Paris war so ängstlich bewacht, daß man eine feindliche Armee vor den Thoren glauben konnte.

Die Beisetzung der im Juli 1830 für die Freiheit Gefallenen, oder vielmehr die Beisetzung ihrer ausgegrabenen Knochen, unter das Gewölbe der Juliussäule, fand am 28. statt. Die Säule selbst ist edel und großartig in Form und Ausführung. Sie ward gänzlich aus Bronze gegossen, verbindet in allen ihren Theilen das Antike mit dem Modernen und gehört zu den schönsten Monumenten

der Hauptstadt. In ihre Mittelwölbungen sind mit goldenen Buchstaben die 504 Namen der unter ihr ruhenden Juliopfer gegraben. Wenn nun die Sonne das Revolutionsdenkmal mit funkelnden Reifen umschlingt, dann schießen die breiten Linien tausend Flammenpfeile in weite Ferne und das ganze riesige Monument scheint sich aus lichtem Golde emporzurecken. Auf seiner äußersten Spitze erblickt man den schwebenden Genius der Freiheit aus vergoldeter Bronze, einen Stern auf dem Haupte, eine zerbrochene Kette in der Linken, und eine auflodernde Fackel in der rechten Hand. Diese Idee, obwohl es noch ziemlich lange dauern wird, bis der Genius der Freiheit mit seiner Fackel in alle Länder geflogen und die Ketten der Knechtschaft zerbrochen, ist sinnig und harmonirt vollkommen mit dem Ursprung und dem Zwecke der Säule. Nur stehen die unteren gigantischen Formen des Denkmals etwas mit den wohlgelungenen aber dünnen, unscheinbaren der obenschwebenden Figur im Mißverhältniß.

Die ganze Boulevardslinie, vom Madeleinetempel bis zum Bastilleplatze, war vom frühen Morgen des 28. bis 6 Uhr Abends ein einziges wogendes Menschenmeer. Mehr als 50,000 Mann Nationalgarden, 10,000 Mann Linientruppen, Cavallerie und Artillerie bildeten die militairische Begleitung des Zuges. Die ungeheueren Volksmassen verhielten sich im Allgemeinen als neugierige, aber höchst gleichgültige Zuschauer. Daß man die ganze Feierlichkeit nur als eine fromme, formprangende Ceremonie,

ohne höhere Bedeutung der volkskräftigen, aus Fleisch und Blut geprägten Wahrheit, betrachtete, mit einem Worte: das Bewußtsein, ein Ziel, für welches vor zehn Jahren so viele Ströme edlen Blutes geflossen, in ein trügerisches Spiegelbild verwandelt zu sehen — das lag deutlich in den meisten Gesichtern ausgeprägt. Indessen sollte dem Feste auch das echte Siegel einer pariser Feierlichkeit aufgedrückt werden. Es gab nämlich einen Emeutelärm, einen Kampf en miniature und eine Flucht im Großen. Die gestrigen officiellen Journale stellen zwar die Berichte der Oppositionsblätter über diesen unangenehmen Zwischenfall als übertrieben und unwahr dar. Ich bin indessen so kühn, meinen eigenen Augen mehr als ihnen zu glauben, und so behaupte ich, daß die Sache ernsthaft genug werden konnte. Ein Zug von nahe an 2000 Studenten und Arbeitern, Fahnen mit der Inschrift: „Vive la réforme! Vive la Charte!" tragend, zogen unter hallendem Gesange der Marseillaise durch die Stadt und über die Boulevards nach dem Bastilleplatze. Es waren echt republikanische trotzige Gesichter mit dichten Bärten, lebhaften Augen und gelben Todtenblumen in den Knopflöchern. Die Nationalgarden und Truppen schienen Anfangs gute Miene zum bösen Spiel zu machen, ließen die jungen Leute ruhig vorüberziehen und stimmten sogar zuweilen selber ein wenig in ihren Gesang ein. Der Platzcommandant von Paris, der Anfangs einen barschen Versuch gemacht, sie zu zerstreuen, beunruhigte sie nicht weiter, als

ein Anführer des Haufens für die Aufrechthaltung der Ruhe und Ordnung einzustehen versprach. Auf der Höhe des Place royale angekommen, versuchten die jetzt mindestens 3000 Mann stark gewordenen Freunde der Reform und der Charte, sich zwischen zwei Legionen der Nationalgarde zu drängen und sich so das Erreichen des eingesperrten Bastilleplatzes zu sichern. Ein Officier der hintern Legion schien indeß die Ausführung dieses Manövers nicht für legal zu halten. Drei Polizeicommissäre, von denen der Eine stark getrunken hatte und sich kaum auf den Beinen halten konnte, forderten die Republikaner auf, sich zu zerstreuen und die Fahnen abzugeben. Zur selben Zeit stürzt sich jener Officier der Nationalgarde und ein Sergent de ville (Polizeimann) auf einen der Fahnenträger und versucht, ihm die Standarte zu entreißen. Der Fähnrich, ein hochgewachsener, kräftiger Bursche, kreuzt die Fahne und hält den Angriff wacker aus. Der Nationalgardist zieht den Degen und durchbohrt — den Hut seines Gegners. Nun springen mehrere der jungen Leute aus ihren Reihen, werfen den Stadtsergenten mit einigen Faustschlägen zu Boden und umringen Fahne und Fähnrich. Mittlerweile hatte sich ein panischer Schrecken der zu beiden Seiten des Trottoirs dichtgepreßten Volksmenge bemächtigt. Man spricht von Flintenschüssen und Kanonensalven, von Bajonnetchargen und einer neuen republikanischen Verschwörung, und flieht nach allen Seiten. Die Sache war allerdings etwas mehr, als blinder Lärm, denn nach dem

Fahnenhandgemenge erhielt eine Schwadron der Garde municipale den Befehl, den Republikanerhaufen zu zerstreuen. Einem solchen Angriffe konnte dieser natürlich nicht widerstehen. Er wirft sich in enge Nebengassen und mit ihm Frauen, Kinder, Hunde und sonstige harmlose Zuschauer. Auch ich friedfertiger Fremdling, unglücklicher Weise mich mitten im verworrensten Knäuel befindend, und nicht stark genug, 50,000 Mann Nationalgarden und 10,000 Mann anderen bis an die Zähne bewaffneten Truppen zu widerstehen, halte es für gerathen, einen eiligen Rückzug zu nehmen. Hinter mir jagten in kurzem Galopp ein Dutzend Reiter, den blanken Pallasch in der Faust, einen bunten Haufen von Blousen, Röcken, Fracks, Weiberröcken und Fahnen vor sich hertreibend. Vor mir gleichfalls Zetergeschrei und das Hasenpanier in anmuthigster Entfaltung.

Die Läden schließen sich, die Frauen jammern, die Männer pfeifen und schreien, die Hunde heulen, und ein kindesunschuldiger, argbedrängter Correspondent deutscher Journale setzt, gleich anderen behenden Flüchtlingen, mit einem kühnen Satze durch das offene Erdgeschoßfenster eines marchand de vins, dessen Hausthür so eben den Andrängenden vor der Nase zugeschlagen wird. Das war eine köstliche Viertelstunde! Paul de Kock hätte in der Schenkstube dieses Weinhändlers, die eine wahre Noahsarche der buntesten Zusammenwürfelung von frischen Mädchengesichtern und runzlichen Alten, von Gamins, Republikanern, Spießbürgern und

sonstigen interessanten pariser Volkstypen zeigte, Stoff zu einem halben Schock neuer Romane finden können. Eine geraume Weile hörte man nichts als Verwünschungen der Reiter und besonders ihrer Pferde, ängstliche Rufe nach verlorenen Familiengliedern, zweideutige Beruhigungen, Klagen über zerrissene Toiletten und zuweilen das rauhe Gelächter eines stämmigen, blaublousigen Gesellen, der am Schenktische ein Glas nach dem andern leerte, und den ich kurz vorher in der Nähe des Fahnenträgers bemerkt hatte. Endlich sah man die Reiter aus der Tiefe der etwas gesenkten Straße langsam und ohne Gefangene gemacht zu haben, wieder heraufreiten und sich ihrem auf dem Boulevard haltenden Regimente anschließen. Die Flüchtlinge verließen allmälig das schützende Dach des Weinhändlers, dem der Emeutelärm klingenden Vortheil gebracht, und wagten sich wieder in die Reihen der Zuschauer. Auch auf einem andern Punkte der Boulevardslinie hatte ein scheugewordenes Pferd, das wüthend die dichten Volksmassen durchbrach und mehrere Personen arg verwundete, einen blinden Aufruhrlärm veranlaßt. Zur Vergrößerung der Verwirrung warf sich eine Diebesbande in mehrere Seitenstraßen, sperrte den Fliehenden durch umgestürzte Bänke und Tische den Weg, plünderte nach Herzenslust, riß den Männern Uhren und Börsen aus den Taschen, raubte den Frauen die Ohrringe und Shawls, übte die frechsten Gewaltthaten, ohne daß es in dem un-

geheuern, lebensgefährlichen Gedränge möglich war, auch nur einen dieser Schurken in Haft zu bringen.

Man sieht, die pariser Volksfeste sind nicht so gefahrlos, wie unsere nüchternen deutschen Jahrmärkte und materiellen Guttenbergsjubiläen. Hier zu Lande begnügt man sich nicht mit Schauen und Ohrenkitzel, mit schüsselreichen Mittagsmahlen, Bällen und Erleuchtungen. Man ist gewohnt, den Dingen einen pikanten Beigeschmack zu geben. Die Regierung wässert freilich die Speisen, so viel sie es irgend vermag. Sie gießt in den feurigen, aufstachelnden Wein hübsch frisches, eiskaltes Quellwasser, und als Wächter der Ruhe und Ordnung versieht sie die öffentlichen Ballsäle und sonstigen Vergnügungsplätze mit einem ganzen Heere schlagfertiger Krieger. Die Nerven des Volksgaumens sind indessen fein genug, den Urgeschmack des Aufgetragenen herauszufinden. Ueberdies werden bei derartigen Festen gewöhnlich mit bewundernswürdiger Gewandtheit Gerichte und Ergötzlichkeiten improvisirt, von denen sich das Regierungsprogramm nichts träumen ließ. Das französische Volk ist ein wilder Koch. Die Entrüstung ist seine Kohlengluth, die Leidenschaften sind seine unverwüstlichen Herde und seine Faust sein einziger Cordon-bleu *). 1789 und 1830 zeugten von jener

* Titel der meisten französischen Kochkunstwerke.

wilden Genialität auf eine unwiderlegliche Weise. Ganz Europa berauschte sich an dem Dufte der Schüsseln. Das Feuer glimmt wieder unter der Asche. Ein Windhauch kann es zur Flamme emporlodern machen. Wer würde diesmal löschen?!

Neunter Brief.

Der alte, brave Leonato ſagt in Shakeſpeare's „Viel Lärm um Nichts“:

„Und nimmer gab es einen Philoſophen,
Der mit gelaſſ'nem Muthe Zahnweh litt,
Doch ſchrieben ſie in hochgeſchrob'nen Phraſen,
Und ſchlugen Schnippchen keck dem Leid und Zufall.“

Ich nahm mir die Freiheit, dieſe köſtlich wahren Worte hierher zu bannen, obwol ich keineswegs ſo frei bin, den Shakeſpeare im Original verſtehen zu wollen. Das iſt ſicher ein Beweis von meiner Beſcheidenheit, für den mir meine Vaterſtadt nach meinem Tode mindeſtens ein paar Denkmale ſetzen muß, denn es wimmelt jetzt in Deutſchland wie in Frankreich von Shakeſpeareverſtehern und, was ſchlimmer iſt, von Shakeſpeareüberſetzern.

Ich hatte, seit undenklichen Zeiten, bei Weitem mehr Philosophie im Kopfe, als Geld im Beutel. Der Anfang, das Wesen und das Ende aller irdischen Dinge interessirt mich ungemein, vor Allem, was das Wesen betrifft. Zu diesen rechne ich, als wichtige Glieder der Kette, ein gutes Mittagsessen, ein Liebesabenteuer und die Geduld meiner Gläubiger. Nichts aber wird mir leichter, als das Entsagen. Ich genieße, was ich eben genießen kann, und rufe mit den Quäkern: „Was drüber ist, ist vom Uebel." Ich gehe hier mit einem Gleichmuthe, den selbst Sr. Ehrw. der Pastor Diogenes nie übertraf, an den prächtigsten Pallästen, den goldfunkelndsten Wechslerbureaux und und den einladendsten Restaurants vorüber, ohne daß nur der Schatten eines Wunsches in mir aufstiege. Vergnügungen, welcher Art sie immer sein mögen, reizen mich nicht, wenn ein Griff in meine Westentasche mich belehrt, daß der Gott, der die Raben speist, sie vergaß. Aber auch ich wurde oft von einem Zahnschmerz geplagt, den meine Philosophie vergebens mit Geduld zu ertragen suchte. Ich kann keinen Reisewagen erblicken, ohne ein innerliches, krampfhaftes Zucken zu empfinden. Ich möchte mich hineinstürzen, und mit den Glücklichen, die er in die Ferne führen soll, hinausfliegen in die weite Welt. Ich beneide das Loos der Staatscouriere und der Kraniche. Im Lenz und in den ersten Herbstwochen, wenn die Tage so freundlich sonnig, und die Luft so frisch und stärkend ist, die blauen Wolken in scharfen Umrissen, wie meiner

ſpottend, dahin ziehen, quält mich das Reiſe- und Verſefieber von Morgens bis Abends. Im Traume erſt finde ich Beruhigung und Befriedigung meiner Sehnſucht. Ich fliege auf einer unſichtbaren Eiſenbahn von Paris nach Toulon und Marſeille, grüße den alten Salzwerksdirector, den Ocean, grüße die Schiffe, grüße die Matroſen, und durcheile dann mit Blitzesſchnelle das ganze ſchöne Italien. Von der Spitze der St. Petetskirche herab ſieht mein Auge ſehnſüchtig nach dem lieben Norddeutſchland. Mit einem einzigen Kraftſchwunge, man fliegt ſo ſchnell im Traume — bin ich da. Ich werfe einen Blick in manche bekannte, gemüthliche Stadt und auf manchen ſchlummernden Freund, ſteige in Hamburg zu Schiffe und lande an der Kreidefelſenküſte des ſtolzen Albions. Bah! es riecht mir zu ſehr nach Bier und Steinkohlen in Altengland. Ich ſehe die Weſtminſterabtei, die Paulskirche, Meacready und die Königin, und beſteige den Great-Weſtern. Herrlicher Dampfvogel, diesmal lege deine vierzehntägige Fahrt in fünf Minuten zurück, und ich will deine Steinkohlen und deinen Capitain in achtzeiligen Stanzen beſingen. Ha, wie raſch durchſchießen deine Räder das Weltmeer. Seid gegrüßt, Freiſtaaten von Nordamerika. Zum guten Glück kam ich an keinem Sonntage. Eure langweilige Sabbatfeier wird mich alſo nicht quälen. Ein herrliches Land, wahrhaftig! Vernunft und Freiheit Hand in Hand gehend, das thut dem Herzen und dem Verſtande wohl! Aber welch frenetiſcher Beifallsdonner tönt dort aus dem großen

Hauſe? Die Leute ſchreien und jauchzen ja, wie unſere genialſten europäiſchen Theaternarren. In der That, ich bin in einem Theater. Wie! das iſt ein bekanntes Geſicht! Fanni Elßler in New-York? Richtig, ich las davon in den Journalen, als ich noch in Paris war. Wandelte ſich denn New-York in ein einziges großes Tollhaus um? Die Decke droht einzuſtürzen, der Boden unter den Füßen droht zuſammenzubrechen von dem donnernden Beifallsruf und Fußſtampfen. Lebe wohl, glückliche Tänzerin, ſammle mit den lieben, langen, laſterhaften Beinen, wie Börne ſagt, vollwichtige Dollars und Lobgedichte, je me sauve! Hin nach Philadelphia, zur Stadt des ſchlichten, biederen William Penn, deſſen Geiſt ſie ſicher, wie ein Minervaſchild der Vernunft, vor europäiſchen Tollheiten bewahrt. Ach, ich vergaß, daß hier 36,000 Deutſche und 25,000 Franzoſen leben. Auch hier iſt meines Bleibens nicht, denn ſchon melden die Anſchlagzettel an den Straßenecken das baldige Eintreffen der berühmten Tänzerin. In Waſhington, Maine, Boſton, Havannah, überall wird ſie erwartet, ſo will ich mich denn zu den Irokeſen flüchten. Die Romane Fenimore Coopers machten mir ſchon ſeit langer Zeit Luſt, ihre Scalpirkunſt ein wenig in der Nähe zu ſtudiren.

Sir, J pray you, tell me — — —

A l'eau!

Wie, ich wollte den Herrn mit dem Quäkergeſichte und den Nankingbeinkleidern auf engliſch um den Weg

nach dem Poſtbureau fragen, und er will mich auf franzöſiſch ins Waſſer werfen?

J am much obliged to you, Sir, but — — —

A l'eau!

Schon wieder? Zu Hilfe, Mörder, Diebe, Haifiſche! Zu Hilfe!

Marchand d'habits! Marchand d'habits!

— — Ah! Schon ſechs Uhr! Ich ſchlief lange. Meine gewöhnlichen Wecker, die Waſſerträger und die Kleidertröbler, die Morgenlerchen von Paris, ließen heute auf ſich warten. Verwünſchte Träume! Ihr führt mich mit Siebenmeilenſtiefeln nach allen Weltgegenden, und dennoch bleibe ich in den Matratzenmauern meines Bettes. Ach, und da unten jagt eben ein mit Vieren beſpannter Reiſewagen im Galop durch die lange, noch menſchenleere Straße. Grauſame Ironie!

Das Poſthorn ſchmettert ſo luſtig,
Und miſcht ſich mit Vogelgeſang,
Die Azurwolken ziehn lächelnd
Die Heerſtraß' des Himmels entlang.

Ihr blauen Berge dort drüben,
Du winkendes, blinkendes Meer,
Mit Sehnſucht füllt ihr die Seele —
Doch, leider! die Taſche bleibt leer!

Gut denn, da ich nicht ſelbſt reiſen kann, ſo will ich mich wenigſtens über die Reiſewuth der vornehmen und nicht vornehmen pariſer Welt luſtig machen. Das iſt eine

unſchuldige Rache, und ſie wird mich in meinen Leiden tröſten. Ich ſprach bereits in einem früheren Briefe von der Sucht der Pariſer, auf dem Lande zu wohnen, wäre ihre Maiſon de Campagne auch nur ein Zimmer im fünften Stock in einem Flecken der Umgegend. Ihre Reiſewuth iſt noch bei Weitem fürchterlicher. Man wundert ſich faſt, daß die Straßen auch in den Sommermonaten mit den wimmelnden Menſchenmaſſen bedeckt ſind. Freilich, im Grunde iſt es doch nur la haute volée, die weite Reiſen unternimmt, und dieſe läßt ſich nur in eleganter Equipage auf den Straßen blicken.

In England herrſcht in dieſer Hinſicht eine ganz entgegengeſetzte Sitte. Die ſchöne, feine oder reiche Welt, wie man ſie gerade nennen will, begiebt ſich in der freundlichen Jahreszeit nach London, und kehrt gegen den Winter auf die Schlöſſer zurück. Allerdings iſt die engliſche Hauptſtadt reich an grünen, freien Plätzen, an Parks und luftreinen Spaziergängen, Vorzüge, die man in Paris faſt vergebens ſucht. Die Gärten der Tuilerien und des Luxembourg ſind groß, ſchattig, reich an Fontainen und herrlich gepflanzten Baumgruppen; aber ſie liegen in der Rieſenſtadt ſelbſt und das Ohr des Spaziergängers wird beſtändig von einem dumpfen Donner betäubt, von dem Athemholen der Rieſin — es iſt ihm, als hörte er Oceane gegen ein Himalaya-Gebirge branden. Was mich betrifft, ich ziehe das Paris des Sommers bei Weitem dem des Winters vor. Man hat behauptet, daß Paris hauptſäch-

lich durch ſeine Monumente ſchön ſei; wohlan denn, ein Monument kann nur in den Strahlen der Sonne einen erhebenden und freundlichen Eindruck hervorbringen. Die Leute, die Paris regelmäßig vom Anfange bis zum Ende des Sommers verlaſſen, können es ihr ganzes Leben hindurch bewohnen, ohne es geſehen zu haben. Im Winter verſchwinden die Spaziergänge unter dem Schnee, oder vielmehr unter dem Schmuz, die Monumente werden von einem ewigen Nebel verhüllt, und einen deutlichen Anblick der Straßen erhält man nur am Abend und nur da, wo luſtige Gasflammen flackern. Nur der Sommer iſt hier die einzige freundliche Jahreszeit. In den Wintertagen lebt man nicht. Man ſtirbt langſam am Nebel, Regen und Schnee, um erſt am Abend in einem glänzend erhellten Ballſaale, in einem ernſten oder heiteren Theater, oder bei einer wohlbeſetzten Tafel wieder zum Leben zu erwachen. Ueberdies befindet man ſich noch in der unangenehmen Nothwendigkeit, Stiefel mit doppelten Sohlen tragen und die Kammerverhandlungen leſen zu müſſen. Im Junimonate ſchweigen endlich die franzöſiſchen Parlamente, und man iſt von den meilenlangen Reden dieſes oder jenes großen Mannes befreit. Auch die Räubereien in den Straßen werden ſeltener, und man kann mit einiger Sicherheit gegen Mitternacht mit einem Fünffrankenthaler in der Taſche vom Concordeplatze bis zur Notredame gehen. Die Seine fließt ſo ruhig, ſo wohlgeſittet, ſo durchſichtig, und zuweilen wird ſie ſelbſt für einige

Wochen bankerot und fließt gar nicht. Die Unglücklichen, welche mit Selbstmordsgedanken an ihren Ufern spazieren gehen, sehen sich gezwungen, ihre finsteren Vorsätze zu verschieben, bis der November mit seinen Regenströmen und seinen Austerbergen ihre Ideen zur Reife bringen wird. Wie könnte man auch in einem Monate, wo man gelbe Strohhüte und weiße Beinkleider trägt, ernstlich an den Selbstmord denken?

Jede Jahreszeit hat ihre Vögel, ihre Blumen und ihre Frauen. Im Frühlinge sieht man meistens junge Mädchen, es sind die Liebesprimeln. Der Sommer gehört der jungen Frau. Nach der Blume kommt die Aehre. Der Herbst führt die Frau von dreißig und einigen Jahren auf die Promenade. Unter den vom ersten scharfen Windzuge entblätterten Bäumen sieht man melancholische Schönheiten, deren Haare auszufallen und deren Wangen sich zu entfärben beginnen. Der Winter ist die Jahreszeit der Alten. Sie trippeln langsam dahin, mit rother Nasenspitze runzligen Wangen und beide Hände fröstelnd in weiten Aermeln begraben.

Für den Psychologen bietet das Paris des Sommers ein unerschöpflich reiches Feld der Beobachtung. Die Physiognomien sind lachender, offner, wahrer. Im Winter quält uns der Anblick des trübgestimmten Mannes, der nicht vom Kamine weicht, und dennoch an allen Gliedern zittert und in beständiger Verzweiflung seine Finger anbläst.

Im Theater ſitzt alle Welt in dicke Mäntel, oder lange Surtouts gehüllt da, und das ununterbrochene Huſten, Spucken und Naſeſäubern macht oft ganze Scenen der intereſſanteſten Stücke unverſtändlich. Wie heiter, wie lebensluſtig ſind dagegen die Sommertypen des drolligen pariſer Völkchens. In den erſten Rang derſelben gehört der Mann, der den ganzen, langen Tag mit Biertrinken hinbringt. Kaum hat er das Bett verlaſſen, ſo fühlt er, daß der menſchlichen Kehle, gleich dem Ackerfelde, die Dürre am unerträglichſten iſt. So ſieht man ihn denn bereits gegen neun Uhr Morgens, eine Flaſche ſtraßburger Bier vor ſich, in oder vor einem Café auf dem Börſenplatze. Er trinkt und lieſt ein Dutzend Journale von allen Farben und Formaten. Um Mittag bemerkt man ihn, natürlich in Geſellſchaft ſeiner Flaſche, auf einem Strohſtuhle vor einem Boulevardcafé! Am Abend macht er, um ſich Bewegung zu verſchaffen, abwechſelnd den Weg vom Palais royal zur Madeleine, und von der Madeleine zum Palais royal. Man kennt ihn überall, man grüßt ihn überall, und er — er trinkt überall.

Eine zweite, der Anführung werthe Sommertype iſt der Mann, welcher beſtändig ſchwitzt. Sein Taſchentuch würde weit richtiger Stirntuch heißen. Es raſtet nie, die rieſelnden Schweißtropfen zu trocknen, die dem Gedankenthrone ſeines unglücklichen Beſitzers entquellen. Es iſt juſt die umgekehrte Geſchichte vom Faſſe der Danaiden. Stirn und Geſicht des ewig ſchwitzenden Mannes leiden an einem

Wasserüberflusse, der ihn immer wieder von Neuem peinigt, wenn er ihn erschöpft zu haben glaubt. Im Schauspielhause, auf den Spaziergängen, und selbst in der Schwimmschule fließen Wasserströme aus allen seinen Poren. Er ist eigentlich kein Mensch, nein, ein Triton, ein Delphin, ein Meergott.

Ein Anderer ist zu jeder Tagesstunde im Begriff, auf das Land zu gehen. Man trifft ihn beständig, den Strohhut auf dem Kopfe, mit entblößtem Halse, breitgelapptem Hemdkragen und mit einem derben Stocke in der Hand, denn es ist seine Leidenschaft, den Weg zu Fuß zu machen. Er entschuldigt sich, in solcher Toilette einen Besuch empfangen zu müssen. Er ladet Jedermann ein, einige Tage mit ihm auf dem Lande zuzubringen. Er schüttelt dann dem Freunde die Hand, steckt einen höchst moralischen und gräulich langweiligen Roman in die Tasche und begiebt sich eiligst nach seinem Landhause — auf sein Bureau nämlich. Zuweilen macht er indessen in der That eine Reise nach Auteuil oder Passy.

Wieder Andere strecken sich mit innigem Wohlbehagen in das Gras der elyseischen Felder, und lesen, auf dem Bauche liegend, die interessanten Abenteuer des Chevalier Faublac.

Im Garten des Luxembourg wimmelt es von blassen Frauen in verschossenen Seidenkleidern, die hier regelmäßig in acht Tagen sämmtliche sechszig Romane des Herrn de Balzac durchmachen. Man entdeckt sie, von früh bis

spät, auf einer einsamen Steinbank, im Schatten düsterer Baumgrotten. Zuweilen, wenn eine muntere Bonne mit einem trippelnden Kinderschwarme vorübertollt, scheinen recht wehmüthige Gedanken in der blassen Balzacdame aufzusteigen. Sicher, sie würde eine Elegie schreiben, hätte sie nur Dinte und Feder. Im Tuileriengarten sieht man im Sommer fortwährend Menschen jedes Alters, Standes und Geschlechts, die nur gekommen zu sein scheinen, um skizzirt und studirt zu werden. Das Palaisroyal mit seinen Gärten, seinen Läden und seinen Cafés ist gegen Mittag und Abend eine wahre Musterkarte der pariser Welt. Und dennoch giebt es Leute, dennoch giebt es Schriftsteller, die vom Mai bis zum September Paris verlassen, um unter einem andern Himmel, sei es auch nur in einem Dorfe der Umgegend, Menschen und Charaktere zu studiren, um die Freuden des Lebens zu genießen. Als ob irgend ein Ort der Erde mit dem Boulevard des Italiens, wohlverstanden an einem lauen Sommerabende, den Vergleich aushielte? Man spricht von den Frauen Neapels, von dem Sorbet Mailands, den Concerten Venedigs. Jener Boulevard ist unerschöpflich reich an Frauen, Sorbet und Concerten. Bei jedem Schritt stößt man mit dem Ellenbogen an eine Schönheit. Tortoni und das Café de Paris harren nur der Eintretenden, um ihre köstlichen Schätze aufzutischen, und die Guitarre, die Violine, die Savoyardendudelsäcke feiern glänzende Triumphe auf der ganzen Linie der Boulevards.

Die ſanfte Romanze, das ernſte Quartett, das monotone piemonteſiſche Lied ertönt überall. Während der überraſchte Fremde, gemächlich vorwärts ſchlendernd, ſeine Cigarre raucht, oder, vor einem Café ſitzend, den Moccatrank ſchlürft, verſetzt ihn ein Kuhreigen nach der Schweiz, ein Bolero in die Orangenwälder Valencias, und Strauß'ſche Walzer bringen ihn auf Flügeln der Töne in den wiener Prater.

Bis jetzt ſprach ich nur von den Sommerreizen der Weltſtadt ſelbſt; die ihrer Umgebungen ſind nicht minder anziehend. Wie einladend iſt nicht Verſailles mit ſeinen Kunſtſchätzen und ſeinem großartigen Parke, dem Meiſterwerke Le Notres? St. Cloud mit ſeinen ſinnigen Anlagen und dem Schloſſe, an das ſich ſo bedeutungsvolle hiſtoriſche Erinnerungen knüpfen! Meudon, Neuilly, Ruel, in deſſen Kirche die edle Joſephine ſchlummert, St. Denis, das ehrwürdige St. Denis mit ſeinen einſt ſo ſchwer heimgeſuchten Königsgräbern? Man denke auch an die beiden Trianon, Malmaiſon, den Lieblingsaufenthalt, gleichſam das Familienzimmer des Kaiſers. Wann wären wohl Ausflüge nach dieſen Puncten belohnender als im Sommer?

Zehnter Brief.

Den 15. August.

Meine ehrwürdige Nachbarin, die greise Notredame, brummt eben eilf lange, mürrische Schläge zu mir herüber. Ich brauche kaum hinzuzufügen, daß es 11 Uhr Abends ist, denn am Tage in Paris eine Thurmglocke zu hören, ist seltener, als einem weißen Raben oder einem sentimentalen Censor zu begegnen. Die späte Stunde soll mich indeß nicht abhalten, einen seltsamen Gottes- oder vielmehr Kaiserdienst zu schildern, dem ich so eben beigewohnt. In dem modernen Babel muß man empfangene Eindrücke schnell in geschriebene Worte zu verwandeln suchen, wenn man sie bewahren will. Sie verwischen sich sonst in dem ewigen Gewirr neuer Erscheinungen und neuer Ereignisse. Man lebt so rasch in Paris. Die Tage, die Wochen, die Monate fliegen hier hin, wie vom Sturmwind gepeitscht. Ich sah mich schon oft nach dem Diebe um, der mir

meine Zeit gestohlen — habe ihn jedoch nimmer finden können.

Vor einigen Tagen las ich in einem Blatte, daß am 15. August, dem Geburtstage des Kaisers, in der französischen Kirche Mittags und Abends ein feierlicher Gottesdienst zum Andenken de Napoléon le Grand stattfinden würde. Ich muß gestehen, daß mir die Bezeichnung: Église française, etwas unklar blieb. Nichtsdestoweniger bewog mich meine Verehrung für den großen Todten von St. Helena, am Abend die in der Vorstadt St. Martin belegene Kirche aufzusuchen. Diese Entdeckungsreise war keineswegs so leicht gemacht, wie man glauben könnte. Ein Epicier schickte mich gutmüthig in einen großen Hof, in welchem ich allerdings einen grimmigen Boxerhund, aber keinen Prediger fand. Eine dicke Schlächtersfrau, welche die ganze Thüröffnung ihres Ladens einnahm, wies mich in eine dunkle Nebengasse, in der nicht einmal eine Laterne, vielweniger ein Kirchenlicht brannte. Ein Vorübergehender sagte mir sehr verbindlich, er kümmere sich den Teufel um die Ketzerspelunke. Alles dies steigerte meine Neugierde um einige hunderte Grade Réaumur. Mir fiel eben zu rechter Zeit ein, daß Napoléon le Grand einen Kopf ohne Gedächtnißkraft eine Festung ohne Besatzung genannt hatte. Ich sann und sann und erinnerte mich endlich, daß jenes Zeitungsblatt No. 39 als die Hausnummer der französischen Kirche bezeichnete. Ein langer Gang, an dessen beiden Seiten breite Bretterhaufen auf-

gestapelt lagen, führte mich auf einen geräumigen Platz von wüstem Ansehen. Ich folgte einigen alten Weibern, die mit langsamen, frömmelnden Schritten vor mir hergingen. Am Eingange des Gotteshauses stand ein Haufen bloßköpfiger Kerle in Blousen und Holzpantoffeln, die mit wichtiger Miene von Lord Palmerston und der Quadrupelallianz sprachen. Dergleichen darf übrigens in Paris, wo jedes Fischweib und jeder Fiakerkutscher die „Débats" wie den „National" liest, nicht in Erstaunen setzen. Links an der Mauer befanden sich mehrere Placate, die Église française betreffend und mit der großgedruckten Ueberschrift: Liberté religieuse versehen. Endlich trat ich in die Kirche. Ich bin weder Katholik, noch Protestant. Die schmucklose Nüchternheit der evangelischen und der kunstausstellungsartige Bilderluxus der katholischen Gotteshäuser sind mir also beide vollkommen gleichgültig. Für mich war von jeher die freie Natur der einzige Tempel, in welchem ich mit aufrichtigem Herzen andächtig sein konnte. Das ist meine Kirche, in der zu jeder Stunde Messe gelesen, gepredigt, gesungen und die Orgel gespielt wird. Hier darf man beten, wenn man eben das Bedürfniß fühlt, und nicht, wenn es die Kalender oder die Herren Vorsteher befehlen. Ueberdies wird man weder von Klingebeuteln, noch Stuhlpfennigen geplagt. Doch zurück zur Église française. Sie ist einfacher, als es ein Quäkerbetsaal sein kann. Eine Art schmaler, niederer Gallerie von riesiger Länge, mit weißen Lehmwänden, ohne Spitzbogen,

ohne Kreuzwölbungen, in welche das Licht durch einige in der Decke angebrachte Rundfenster fällt, das ist die Kirche. Zu beiden Seiten stehen dichte Reihen Rohrstühle, diese stummen, geduldigen Bürger der pariser Kirchen und Promenaden. Gußeiserne Kronleuchter mit schmalen Wachskerzen hängen hie und da von der Decke herab. Seitwärts befindet sich eine plumpe Kanzel aus braungefärbtem Holze. Als ich eintrat, war es noch dunkel im Saale. Indessen sah ich in der Nähe des Altars etwas Weißes schimmern. Ich trat näher und fand, daß es eine Gipsbüste des Kaisers war, die auf einem mit goldenen Sternen und verschlungenem N reichverzierten rothsammetnen Teppich stand. Allmälig füllte sich die Kirche, doch waren die Andächtigen meistens Leute aus dem Volke. Die Wachskerzen wurden angezündet. Eine Gruppe weißgekleideter Mädchen und dunkelröckiger Herren stand zusammengedrängt in einem Winkel seitwärts vom Altare und schien im Begriffe, einen Gesang anzustimmen. Ich sah mich nach der Orgel um, konnte indeß nirgends eine Spur von ihr entdecken. Eine pariser Kirche ohne Orgel, dachte ich, das ist in der That originell. Plötzlich schlug ein Mann in priesterlichem Anzuge dreimal in die Hände. Augenblicklich erhob sich die ganze Versammlung. In demselben Momente wurden sehr angenehme Töne eines musikalischen Instrumentes hörbar, das ich für den in den französischen Kirchen häufigen Serpent nahm. Mein Nachbar belehrte mich jedoch auf meine Frage, daß

es eine neuerfundene Handorgel sei, die man in einer anstoßenden Nische drehe. Das Räthsel war also gelöst.

Jene Herren und Damen sangen ein französisches Kirchenlied, ohne daß die Gemeinde einstimmte. Die Église française verbannt nämlich, wie eines der am Eingange angehefteten Placate sagt, die lateinische Gebetsprache. Die Messe wird französisch gelesen, alle Lieder werden französisch gesungen und der neue Ritus nennt sich eben nach dieser Eigenthümlichkeit. Nachdem man eine Stunde lang abwechselnd, bei fortwährendem Händeklatschen, aufgestanden war und sich wieder gesetzt hatte, nachdem die Handorgel recht anmüthige, weltlich kitzelnde Melodien gespielt und die Sängergruppe Ensemblestücke, Solos, Duos und Terzette, von opernartigen Trillern begleitet, aufgeführt, bestieg ein Geistlicher die Kanzel. Er erzählte der Versammlung zuvörderst, daß die französische Kirche das Andenken aller wahrhaft großen Männer feiere, solcher Männer nämlich, deren Sein der Menschheit ein Segen gewesen, und daß auch der unsterbliche Napoleon zu ihnen gehöre. Man könne allerdings fragen, wie ein Mann, der so viele Kriege geführt und so viel Blut vergossen, ein Recht auf die Verehrung ihrer Secte habe, aber er werde sogleich beweisen, daß Napoleon gezwungen gewesen, diese Kriege zu führen und dieses Blut zu vergießen. Er sagte nun ein Langes und Breites, um darzuthun, daß die zwei Millionen Menschen, welche der Kaiser in seinen verschiedenen Feldzügen opferte, nur einem unabänderlichen

Zusammentreffen seltsamer Umstände gefallen wären, daß Frankreich in diesem Augenblicke, gleich dem unglücklichen Polen, nicht mehr in der Reihe der Nationen sein würde, hätte nicht Napoleon's Schlachtengenie es gerettet und zum größten und ersten aller Völker gemacht. Uebrigens, schloß der Redner, überlasse er seinem ehrwürdigen Bruder, dem Herrn Primat, sonnenklar darzulegen, daß der Kaiser der Verehrung der französischen Kirche würdig sei. Nun erhob sich aus einer Reihe Geistlicher, seitwärts vom Altare sitzend, zuerst ein langer, reichvergoldeter bischöflicher Krummstab und dann ein ältlicher Priester mit höchst geistvollen Zügen und dunklen, schwärmerisch funkelnden Augen, der eine schöngestickte Mitra trug. Er sagte etwa dasselbe, was ich von dem ersten Redner gehört hatte, aber in kräftigern, bilderschwellenden und ausdrucksvollern Worten. Dieser Priester war Niemand anders, als der vielbesprochene Abbé Chatel, derselbe, den Talleyrand die Treppe hinunterwerfen ließ, als Antwort auf das Gesuch des Abbés, ein Beschützer und Beförderer seiner antirömischen Principien zu werden. Dem Fürsten von Perigord lag in seinen letzten Lebensjahren seine eigne Sündhaftigkeit gegen die römischen Kirchengesetze zu schwer auf dem Gewissen, als daß er geneigt sein konnte, die Anderer zu begünstigen. Der Abbé Chatel also kam wider Willen von dem Zimmer des berühmten Diplomaten sehr rasch auf der Hausflur an, wünschte sich Glück, das Genick nicht gebrochen zu haben, ging und begründete die Église

française. Es war bald nach der Julirevolution. Der Siegesrausch und Freiheitstaumel kochte noch in den Gemüthern. Der Zeitpunkt eignete sich ganz vortrefflich, nach der politischen Umwälzung auch eine religiöse zu versuchen. Man haßte das Pfaffenthum, wie man die Bourbons haßte, und die Extravaganzen der neuen Secte fanden daher zahlreiche Jünger. Sicher ist es, daß der Abbé Chatel viel weiter sein würde — wäre er nicht zu weit gegangen. Er wollte den Papst nicht länger anerkannt, oder doch die Autorität desselben tief herabgesetzt wissen, wollte in den Predigten politische Grundsätze vertheidigen und verbreiten, die Kirchenordnung ändern, die Geistlichen verheirathen, läugnete die Wunder der Bibel u. s. w. Er selbst nannte sich den Bischof Primat der französischen Kirche, brachte eine Anzahl junger Geistlicher auf seine Seite und vertheidigte die neue Secte gegen ernste und satirische Angriffe der Blätter. „Es ist ein Mann, der die ganze Schule des Skandals durchgemacht hat, und den jetzt alle Welt in Frieden läßt," schloß mein gefälliger Nachbar seine Bemerkungen über die französische Kirche und ihren Primat. Aus dem Allen ersah ich, daß der Abbé Chatel manches Gute und Wünschenswerthe gewollt, daß er aber, gleich den meisten Neuerern, eines Theils gewisse Grenzen überschritten und andrerseits in der Wahl der Mittel fehlgegriffen hatte. In seiner Rede bewies er, daß Napoleon sich in der Nothwendigkeit befunden, die bekannte Secte der Theophilanthropen (die er les Théo-

philantroupes genannt) aufzuheben. Da die Anhänger der französischen Kirche im Grunde nur die wiederauferstandenen Theophilanthropen sind, so ist es sicher bemerkenswerth, daß ihr Bischof Primat jenes Edict des ersten Consuls vertheidigt. Nachdem sich die beiden Priester den Gegenstand der Rede eine geraume Weile wie einen Fangball hin- und wieder zurückgeworfen, begann der Primat in höchsteigener Person die milden Gaben der Versammlung für die Armen in Empfang zu nehmen. Die Bischofsmütze auf dem Haupte, den glänzend vergoldeten Krummstab in der Hand, preßte er sich durch die engen Stuhlreihen und erntete eine ungeheuere Menge dicker Sous- und Zweisousstücke. Ihr fortwährendes Geklapper störte mich in dem Anhören des andern Redners, der mittlerweile eine Menge Dinge besprach, die glauben machen konnten, man befände sich auf einem englischen, politischen Meeting. Er berührte abwechselnd die Gegenwart und Vergangenheit, kam von dem Verrath der Generale Custine und Dumouriez gegen die Republik auf die Männer der jetzigen Epoche, von denen Mancher alten und neuen Verraths angeklagt werden könne. Leider, schloß er, sei es ihm noch nicht erlaubt, diese Männer näher zu bezeichnen. Die Versammlung gab oft sehr deutliche Zeichen ihrer Sympathien mit den Ansichten und Hoffnungen des Redners. Manche seiner satyrischen Wendungen erregte sogar ein halbunterdrücktes Lachen. Nach dieser Quasipredigt, die mich seltsam überraschte, erfolgte

aufs Neue ein dreimaliges Händeklatschen. Die Drehorgel spielte, man sang und der Gottesdienst war beendet. Ich ging, mit dem Vorsatze, am nächsten Sonntage die französische Kirche abermals zu besuchen, denn soi d'un honnête homme! dieser Ritus ist interessant. Vor zwölf Jahren, als man mich am Sonnabend in den wohllöblichen neuen israelitischen Tempel zu Hamburg schickte, fand ich es viel unterhaltender, an der Alster oder auf der Sternenschanze umherzulaufen. Ich erzählte dann beim Nachhausekommen den Fragern die drolligsten Predigttexte, die je vor und nach der Sündfluth erfunden worden. Gegenwärtig aber bin ich eben so gern in einem Gottes- wie in einem Schauspielhause. In Paris lernt man allerdings in den Kirchen mehr, als in den deutschen — Französisch nämlich. Die pariser Kanzelredner sind für die Fremden die besten Sprachmeister. Die Art ihrer Vorträge bedingt an und für sich eine ruhige, gemessene Rede, und man folgt daher dem Gedankengange, ohne die einzelnen Theile des Satzbaues zu verlieren. Die Mehrzahl der Prediger zeigt übrigens jene echt französische Lebhaftigkeit in Gedanken und Betonung auch auf der Kanzel. Der melancholischen, schnarrenden Sprechart, welche viele unserer deutschen Homiletiker so classisch schön finden, daß sie ihr ewige Treue geschworen, begegnet man nirgend. Einer der ausgezeichnetsten pariser Kanzelredner ist Anastasius Coquerell, erster Prediger der sehr starken, evangelischen Gemeinde, deren Kirche sich in der Nähe des

Louvre befindet. Er hatte die Güte, mich, als wir, durch freundliche Vermittelung einer deutschen Dame, Bekanntschaft gemacht hatten, für einen Protestanten zu nehmen und lud mich ein, den Privatvorträgen, welche er zur Vorbereitung seiner Confirmanden hielt, beizuwohnen. Er erklärte in diesen den jungen Leuten das alte Testament, und dies mit einer Klarheit, mit einem so ätzenden Scharfsinn, daß mir ganz einfache, längst abgemachte Dinge von einer neuen und überraschenden Seite erschienen. Sein Vortrag ist überaus lebendig und dennoch so einfach, so ungekünstelt, wie nur denkbar. Anastasius Coquerell trägt das Kreuz der Ehrenlegion und war früher erster Prediger der evangelischen Gemeinde zu Amsterdam. Er ist einer der Kanzelredner en vogue und die Kirche bleibt bei seinen Vorträgen stets gedrängt voll. Die homiletische Literatur dankt ihm verschiedene treffliche Werke.

Elfter Brief.

Den 16. August.

Ein anderes Bild des tollen Guckkastens Paris. — Diesmal ist die Scene in einem noch ärmlicheren, nackteren Raume, als die Église française. — Ein bleicher, junger Mann sitzt dort in dem wurmfraßigen Sessel. Er raucht eine Cigarre und liest Broschüren, muß demnach nicht mit dringenden Geschäften überhäuft sein. Er trägt das Haar schlicht gescheitelt, hat schwarze Augen, keinen Backenbart, ist von mittlerem Wuchse und mißt jetzt mit starken Schritten und über die Brust gekreuzten Armen das Zimmer. Der junge Mann hat drei Gesellschafter von seltsamem Aussehen. Wüßte man nicht, daß es joviale Burschen sind, die sich den Spaß gemacht, Militairkleider anzuziehen und Säbel umzuschnallen, wahrhaftig, man könnte sie für Polizeisoldaten halten. Die guten Leute! sie scheinen dem Inhaber des Zimmers die zärtlichste Sorgfalt zu schenken.

Mindeſtens beobachten ſie die kleinſte ſeiner Bewegungen mit der Aufmerkſamkeit einer Mutter, die an dem Krankenbette ihres einzigen Sohnes ſitzt. Der junge Mann im weißen Paletot und dito Pantalon — man könnte ihn faſt für einen öſterreichiſchen Linienſoldaten nehmen — ſieht oft nachdenkend durch ein ſchmales Fenſter, welches man, höchſtwahrſcheinlich um das Zimmer vor Dieben zu ſchützen, mit einigen dicken Eiſenſtangen verſah. Unten auf dem großen Hofraume bemerkt man eine Compagnie Soldaten. Ihre Gewehre ſind recht unſchuldig in einem Winkel des Gebäudes zuſammengeſtellt. Die Herren haben ſicher, trotz der aufgepflanzten Bajonette, die friedlichſten Abſichten von der Welt. Ich möchte wohl wiſſen, was in dem Hirn des Mannes brütet, der ſo trübſinnig auf die Rothhoſen und Blaujacken niederſieht? Er trommelt mit den Fingern auf die Scheiben, und ſeine Wächter, Geſellſchafter wollte ich ſagen, ſehen ſich bedeutungsvoll an, als fürchteten ſie, dies Trommeln könnte ein geheimes Bundeszeichen ſein. Werden wir nicht bald Namen und Stand dieſes ſo ängſtlich beobachteten Mannes erfahren? Vielleicht. Die Thür öffnet ſich eben und ein Herr in ſchwarzem Fracke und gleichfarbigem Backenbarte tritt ein.

„Eh bien! Herr Inſpector?“ fragt der Zimmerinhaber.

„Mon prince,“ ſagt der Schwarzbefrackte in verlegenem Tone, „ich bin untröſtlich, indeſſen — die Regeln des Hauſes, die beſonderen Befehle ſeiner Excellenz des Herrn Juſtizminiſters erlauben dem Herrn Director der

Conciergerie nicht, Ihrem Gesuche zu willfahren und Ihnen Ihren Kammerdiener zu schicken. Sobald das Secret* aufgehoben sein wird, werden Sie ihn bei sich sehen."

Der junge Mann im weißen Paletot wendet sich kurz ab und trommelt wieder auf die Scheiben. Der Herr im schwarzen Fracke wechselt einige Blicke mit den Wächtern und verläßt das Zimmer.

Wir aber erfuhren, daß der Inhaber desselben ein Prinz und zwar ein gefangener Prinz ist. Ich weiß nicht, ich möchte lieber, müßte ich einmal einen solchen Titel führen, ein verwünschter, als ein gefangener Prinz sein. Was ist ein Prinz? Das Justemilieu zwischen einem König und einem Bettler — oder einem Unterthan, wenn dies besser klingt. Ein altes, orientalisches Sprüchwort sagt zwar: „Besser ist es, der Schwanz des Löwen, als der Kopf des Fuchses sein," indessen — ich liebe das Justemilieu nicht.

Auch ohne Sphynxräthsel lösen zu können, wird man in dem jungen Mann im weißen Paletot den Prinzen Louis Napoleon Bonaparte, den Neffen des Kaisers, Sohn König Ludwig's und der Königin Hortense von Holland, den unglücklichen Revolutionsschiffbrüchigen von Straßburg und Boulogne sur Mer erkannt haben.

* Der einsame Verwahrsam, während dessen der Gefangene keinen Besuch empfangen darf.

(Unschuldige Bemerkung des Autors, nicht des Conciergerie-Inspectors.)

„Meine Freiheit! meine Freiheit! mein Königreich für meine Freiheit!“

Gewiß, ſo etwas ungefähr muß der gefangene Prinz denken, oder auf engliſch ausrufen. Die franzöſiſchen Polizeiſoldaten ſind nämlich ſo warme Patrioten, daß ſie aus purer Antipathie gegen ihre Nachbarn jenſeit des Canals kein Engliſch verſtehen. Der arme Louis Napoleon Bonaparte! Es iſt jedenfalls viel angenehmer, im Hydepark ſpazieren zu reiten, Macready im Hamlet zu ſehen, ein geſchmeicheltes Schoßkind der engliſchen Ariſtokratie zu ſein, Rubini, Tamburini und Lablache in dem Opernhauſe Ihrer Majeſtät zu hören, Bälle und Landpartien mitzumachen, — als in der proſaiſchen, finſtern, drohenden pariſer Conciergerie zu ſitzen. Säße man noch in Geſellſchaft, aber gerade der vertrauteſte Freund des Prinzen, der General Montholon, ward in das entlegenſte Zimmer des entgegengeſetzten Flügels gebracht. Jeder der dreiundfunfzig Gefangenen ſitzt en secret und alle Verbindung zwiſchen ihnen iſt unmöglich gemacht. Nicht einmal der Kammerdiener — doch, das wiſſen wir bereits.

Ludwig Napoleon iſt für den Augenblick der Held, man darf ſagen, der unglückliche Held des Tages. Ein Name, deſſen Klang den höchſten kriegeriſchen Ruhm, rieſige Geiſtesgröße, die ganze Macht des Genies über eine halbe Welt ſchwächerer Weſen zurückruft, einen ſolchen

Namen mit dem Stempel der Lächerlichkeit und des Wahnsinnes gebrandmarkt zu sehen, gewiß, das erregt ein bitteres, wehmüthiges Gefühl. Im Dome der Invaliden bereitet man die letzte und würdige Ruhestätte für den Schläfer auf St. Helena, dessen Leiche ein Königssohn über das Weltmeer wieder an die Gestade des Landes führt, das ihn mit vergötternder Begeisterung erwartet. In einer öden Kammer des Polizeigefängnisses sieht ein für immer entwaffneter bleicher Mann, der Neffe jenes Halbgottes, einsam dem Urtheilsspruche des Pairshofes entgegen, der ihn entweder in lebenslängliches Gefängniß, oder — in ein Irrenhaus schicken wird. Welch ungeheuere Ironie des Geschicks! Wahrhaftig, dies Geschick hat wahre Sultans-Launen. Man könnte den Verstand verlieren, wenn man sie lange Zeit durchgrübelt. — Die Regierungsblätter schlugen allen Ernstes vor, den Urheber der boulogner Vorfälle kurzweg in ein Tollhaus zu sperren. Er habe, sagen sie, durch seinen Doppelversuch, den Thron von Frankreich zu besteigen, mindestens einen eben so deutlichen Beweis des Wahnsinnes gegeben, als Oxford, der ein paar Pistolenkugeln auf die Königin von England abgeschossen. Sicher, man könnte seinen Plan, mit einem Haufen zusammengeraffter Burschen die Dynastie Orleans zu stürzen und die kaiserlichen Adler wieder in Frankreich aufzupflanzen, für Tollheit halten, müßte man nicht vermuthen, durch welche schlaue Ränke und Machinationen man ihn glauben machte, es bedürfe nur seines Erscheinens

an der französischen Küste, um seine Wünsche mit vollkommener Erfüllung zu krönen. Es unterliegt zur Stunde, wo ich dies schreibe, für Viele keinem Zweifel mehr, daß die plötzliche Landung Ludwig Napoleon's nichts als ein von der Regierung herbeigeführtes, oder mindestens beschleunigtes Ereigniß ist. Man wußte nämlich seit lange, daß der Prinz Pläne schmiede und Agenten besolde, um die bestehende Ordnung der Dinge in Frankreich zur Abwechselung ein wenig über den Haufen zu werfen. Obwohl nun die Regierung wieder am besten wußte, daß die napoleonistische Partei die schwächste und unentschlossenste aller politischen Factionen ist, mußte sie sich dennoch gestehen, daß ein Handstreich des Prinzen zur Zeit der Rückkehr der Kaiserleiche bei der nothwendigen allgemeinen Aufregung und dem ganzen Wesen der Feier von unabsehbaren, für Land und Herrscher traurigen Folgen sein würde. Die Sympathie für die Napoleoniden ist freilich seit dem Scheitern des straßburger Revolutionsversuches fast gänzlich erloschen, aber auch der Funke kann zur Flamme werden und eine Welt in Brand setzen, wenn ein kräftiger und zur rechten Zeit wirkender Hauch ihn anzufachen weiß. Die französische Regierung, sagt man, wollte den Prinzen Louis vor der Ankunft der Gebeine seines Oheims in sicherem Gewahrsam haben. Ihr Plan gelang. Man will wissen, daß in den letzten Monaten zahlreiche Agenten von Paris nach London gingen, um ihn zu überzeugen, daß die Zeit zum Handeln erschienen, daß die Garnisonen der

französischen Nordstädte ihn mit offenen Armen empfangen und ihn in den Stand setzen würden, mit bedeutenden Kräften nach Paris vorzurücken. Die Phantasie Ludwig Napoleon's, berauscht von dem Thatenruhm seines Oheims, träumte seit Jahren nur von abenteuerlichen Unternehmungen und sein plötzliches Erscheinen in Boulogne sollte eine zweite Auflage der Landung des Kaisers bei Cannes sein. Aber es ward die Schwelle eines St. Helena für ihn, eines St. Helena, auf dem er sich nicht in den ehrfurchtgebietenden Mantel gefallener Größe hüllen kann, sondern nur dem Spotte seiner Feinde und dem fast eben so verwundenden Mitleide seiner Freunde preisgegeben ist. Louis Philipp aber kann gegenwärtig der Rückkehr der Kaiserleiche mit vollkommener Ruhe entgegensehen. Das vereitelte Unternehmen des Prinzen leistet ihm sogar einen doppelten Dienst. Es entbindet ihn nämlich von dem allerdings noch nicht officiell, wohl aber in engerem Kreise gegebenen Versprechen, den Gliedern der napoleonischen Familie baldige Rückkehr nach Frankreich zu bewilligen, falls die bevorstehende bedeutungsvolle Bestattungsfeier ohne Störung von Seiten ihrer Partei vorüber wäre. Ob übrigens das Versprechen zu Lebzeiten des Königs gehalten worden wäre?

Die Pairskammer ist für den 18. d. Mts. zusammenberufen. Die eigentlichen Verhandlungen dürften indeß erst gegen Mitte Septembers beginnen, da die einleitende Untersuchung ziemlich verwickelt und schwierig werden muß.

Der Prozeß wird zu den intereſſanteſten gehören, die je vor die Schranken des höchſten Gerichts gebracht wurden. Wenn der Prinz nicht eine reſignirte Einſilbigkeit beobachtet, ſo müſſen ſeine Antworten hochgeſtellte Amtsperſonen dieſſeits und jenſeits des Canals compromittiren. Obwohl die engliſchen Hofjournale die kürzlich abgeſtatteten Beſuche Lord Palmerſton's im Hotel des Prinzen in Abrede ſtellen, darf man mit Gewißheit vermuthen, daß auch das engliſche Miniſterium, wer weiß, vielleicht mit Wiſſen und Willen des franzöſiſchen, ihn zu ſeinem tollkühnen Unternehmen ermuntert hatte. Die ehrwürdige Geſtalt des Generals Montholon, jenes greiſen Waffengefährten des Kaiſers, wird ſicher einen ſeltſamen Eindruck bei den Verhandlungen hervorbringen. Es liegt etwas Tieftragiſches in der Ergebenheit des alten Kriegers, den die Fahne des Kaiſerreichs, der er ſo oft in Schlacht und Tod gefolgt, noch am Ende ſeiner Tage in ein ſo hoffnungsloſes Unternehmen verwickelte. Der Greis findet unter ſeinen Richtern in der Pairskammer ſieben ſeiner näheren oder entfernteren Verwandten — ein ſpitzfindiger Umſtand. Der Prinz wird, wie oben angedeutet, Tag und Nacht von drei Polizeiſoldaten bewacht, welche den ſtrengſten Befehl erhielten, ihn keinen Augenblick zu verlaſſen und auf jede ſeiner Bewegungen zu achten. Man fürchtet, der Neffe des Kaiſers könne ſich durch Selbſtmord ſeiner Schmach und dem Urtheil des Pairshofes entziehen und welches Intereſſe bleibt, wenn der Held des Trauerſpiels

den Schauplatz verläßt? — Das [illegible]gnißzimmer Ludwig Napoleon's ist dasselbe, in welchem vor fünf Jahren der Corse Fieschi gesessen. Die Wachen der Conciergerie sind angewiesen, den Prinzen, im Fall eines Angriffes auf das Gefängniß, nicht lebend entkommen zu lassen.

Die Lieblingsanlagen der Gemahlin Heinrichs IV., Maria von Medicis, der Pallast und Garten des Luxembourg, hatten bereits gestern ihre philisterhafte Langweiligkeit ein wenig abgeschüttelt. Im Pallaste selbst ist es gewöhnlich todtenstill, selbst wenn die Pairskammer darin ihre Sitzungen hält.

Der Kanzler von Frankreich, Baron Pasquier, Expolizeiminister Napoleon's, behandelt übrigens die Pairs ein wenig barsch — wenn sie ihn durch zu lautes Plaudern oder Schnarchen aus seinem halbwachen Hinbrüten wecken. „Mais, faites donc silence, Messieurs," ruft er mit spitzer, halbheiserer Stimme. „Silence, silence, Messieurs!" wiederholen mit sonorem Gelärm ein halbes Dutzend Huissiers, die man allenfalls die Zuchtmeister der Pairs und Deputirten nennen könnte. — Der Expolizeiminister Napoleon's ward kürzlich in den kleinen Blättern einmal wieder scharf durchgehechelt. Der Verschwörungsproceß des Generals Mallet unter dem Kaiserreiche ist ziemlich bekannt. Weniger bekannt aber ist, daß Baron Pasquier,

der mit Talleyrand das gemein hat, Napoleon, Ludwig XVIII. und Karl X. verrathen zu haben, tief in diese böse Geschichte verwickelt war. Pasquier hatte sich dann während der kritischen Stunden in ein Backhaus oder gar in einen Backofen geflüchtet, aus dem man ihn nach beseitigter Gefahr, halb gebraten und mit Asche bedeckt, hervorzog. Den pariser Vaudevillisten aber ist nichts heilig, nicht einmal der flohfarbene Seidenmantel des Baron Pasquier, Präsident der Pairskammer. Ich glaube, ein Vaudevillist würde selbst die Unehre seiner eigenen Mutter auf die Bühne bringen, könnte er damit einen glücklichen Wurf thun, einen beau succès davon tragen, wie die Journale sagen. Herr Bayard, einer der Vaudevillisten en vogue und Schwiegersohn Scribe's (das Talent bleibt in der Familie, wie man sieht), Herr Bayard hatte aus dem Hochverrathsproceß des Generals Mallet ein fettes Gericht für das Gymnase dramatique bereitet. Er nahm ein Drittel Verschwörung, ein Drittel Liebe und ein Drittel Polizeiminister, knetete einen Teig daraus, schob ihn in den Bratofen der Proben und Generalproben und wollte ihn eben dem lüstern gemachten Publicum auftragen, als der Minister des Innern rasch den Tisch abdecken ließ. Der Expolizeiminister hatte nämlich Wind bekommen, daß man ihn auf eine Boulevardsscene bringen wolle und obendrein in einer eben nicht dankbaren Rolle. Der edle Baron, der sich in seiner Altvaterrolle auf dem Theater des Luxembourg hinreichend beschäftigt glaubt, wußte Mittel und

Wege zu finden, um ſein anderweitiges Erſcheinen zu verhindern. Der inſolente Vaudevilliſt wollte ſogar den General Mallet zu einem Freunde die hiſtoriſchen Worte ſprechen laſſen: „Nehmt den Polizeiminiſter und werft ihn mit den Andern in ein ſicheres Loch.“ Das war zu ſtark, das hätte die Würde der Polizei und der Pairie beleidigt. Der Kanzler erhielt, was er wünſchte, das Stück ward, trotz des bereits erfolgten Imprimaturs der Cenſur, unterdrückt. Der Präſident der Pairskammer würde indeß beſſer gethan haben, einige Dutzend Vorſtellungen eines ſchlechten Vaudevilles über ſich ergehen zu laſſen, als das Wespenneſt der kleinen Spottblätter aufzurühren. Es ſind Vampyre, deren Stachel ſelbſt durch ſohfarbene Seidenmäntel dringt, und die ihr Opfer bis auf den letzten Blutstropfen ausſaugen. Vierzehn Tage hindurch lebten „Charivari,“ „Corſaire,“ „Figaro“ und „Aujourd'hui“ auf Koſten des Expolizeiminiſters. Er wurde im eigentlichſten Sinne des Worts maltraitirt. Die Verſchwörungsgeſchichte des Generals ward auf's Neue mit allen Nebenumſtänden überall beſprochen und geſchildert. In letzter Woche erſchien ſogar ſein Hochverrathsproceß in einer neuen verbeſſerten und vermehrten Auflage — — „Tu l'as voulu, George Dandin.“

Zwölfter Brief.

Den 19. August.

Gestern hielt der Pairshof seine erste Sitzung in Beziehung auf die Ereignisse von Boulogne. Man hatte wenig Einlaßkarten ausgegeben und das Publicum mußte überdies bereits, nach dem Verlesen der Zusammenberufungsacte vom 9. August, die Tribüne räumen. Der weitläufige Garten des Luxemburg, in welchem man sonst nur rothbäckige Bonnen mit trippelnden Kindern, schmächtige Dämchen mit dicken Romanbänden in der Hand, schwindsüchtige Rentiers und eilige Studenten sieht, war mit Spaziergängern aus allen Ständen gefüllt. An starken Soldatenabtheilungen und zahlreichen Polizeiagenten fehlte es natürlich auch nicht. Man war begierig auf die Wahl der Untersuchungscommission. Der zum Präsidenten derselben ernannte Baron Pasquier wählte zu seinen Beisitzern sechs Männer, von denen nur einer, Persil,

Stellung und Vermögen nicht dem Kaiser dankt. Man sieht, daß der Kanzler von Frankreich, eine Creatur Napoleon's, seine kitzliche Stellung, dem Neffen des Kaisers gegenüber, auch von Andern getheilt wissen wollte.

Uebrigens würde es dem leichtsinnigen Louis Napoleon nimmer gelungen sein, das begrabene Kaiserthum auch nur für wenige Tage wieder für das Lebenslicht auferstehen zu lassen. Ein Gelingen seines Planes war übrigens unmöglich. Nicht etwa, daß die Pairs, welche gegenwärtig seine Richter sind, die Höflinge und Journalisten, der Souspräfect, Maire, Douanenlieutenant, Polizeicommissair, Feldhüter und sonstige Helden von Boulogne, welche aus Leibeskräften gegen den gefangenen Prätendenten schimpfen und declamiren, nicht etwa, daß diese Herren die bestehende Ordnung der Dinge mit Leib und Leben vertheidigt hätten — keineswegs. Diese Helden der Feder und der geladenen Flinte, wenn die Gegner in der Conciergerie sitzen, oder wehrlos und frostschlotternd im Meere umherplautschen, würden dem Neffen des Kaisers den Staub von den Schuhen geleckt, ihn als legitimen Herrscher begrüßt, ihn in den Himmel erhoben haben, hätte das Glück aus seiner Landung bei Boulogne eine zweite Landung bei Cannes gemacht. Was wäre geschehen, hätte der Prinz die Garnisonen der großen Nordstädte gewinnen, an sich ziehen, mit bewaffneten Volkshaufen verstärken und nach Paris rücken können? Ein derartiger Revolutionsversuch ist eine Schneekugel, die, wird sie nicht in der Höhe

aufgehalten, den Berg hinunterrollt, wächst und wächst und endlich zur allmächtigen Lawine wird. Die Treue der Truppen war zweifelhaft. Ohne jenen muthigen Hauptmann, den der Prinz mit einer Pistolenkugel regaliren wollte, wäre die Sache ernsthafter geworden. Der Soldatenhaufen im Casernenhofe schrie bereits: „Vive l'Empereur!" und eine solche Antwort mußte dem Neffen des Kaisers als günstige Vorbedeutung gelten. Sympathie für die Napoleoniden ist freilich gar nicht, oder doch nur in sehr schwachem Grade in Frankreich vorhanden, wohl aber Sympathie für Sieg und Kriegsruhm. Die Erinnerung an die glorreichen Thaten des Kaiserreichs lebt noch in jeder Brust und sie allein wäre dem Prinzen eine mächtige Bundesgenossin geworden. Ueberdies gedenken die Franzosen bei den gegenwärtigen Kriegsgerüchten mehr als je der Scharten von 1814 und 1815, und brennen vor Begierde, sie auszuwetzen. Wäre Louis Napoleon an der Spitze eines Heerhaufens in Paris eingezogen, so würde er in den Republicanern seine erbittertsten Gegner gefunden haben. Diese Leute sind nicht gewillet, einen Thron umstürzen zu sehen, um einen andern an seine Stelle zu setzen. Sie hätten sich, aus Liebe für die Republik, bis auf den letzten Blutstropfen für Louis Philipp geschlagen. Sie hätten vielleicht einen Versuch gemacht, Louis Philipp in Gesellschaft Louis Napoleon's aus dem Lande zu jagen, aber auch sie wären dann gescheitert. Man will keine Umwälzung der bestehenden Dinge. Es ist den Fran-

zosen seit funfzig Jahren zum Bedürfniß, gleichsam zum sechsten Sinne geworden, auf ihre Regierung zu schimpfen, aber die Extremität allein reißt sie zum Handeln hin. Nur die Republikaner machen eine Ausnahme. Sie verlieren nie ihr Ziel aus den Augen und werden einst den rechten Zeitpunkt benutzen, um es zu erreichen.

Jene Kriegsgerüchte erhielten in den letzten Tagen wieder mannichfache Bestätigung. Die Aufregung, welche sie hervorgerufen, ist bedeutend. Schon beginnt man, auf den kleinen Theatern Schimpflieder gegen die Engländer zu singen. Zittre, stolzes Albion, die pariser Vaudevillisten drohen dir mit einem Kriege auf Leben und Tod. Andere Leute, besonders die Banquiers und sonstige geldängstliche Kaufleute schimpfen auf Thiers, den sie beschuldigen, das Land ohne alle Noth in eine gefährliche Krisis gebracht zu haben. Frankreich habe auf das Eigensinnigste gegen die vier Mächte gehandelt, jede Ausgleichung zurückgewiesen und die Quadrupelallianz zu dem Tractat vom 15. Juli gezwungen. Dabei zeigt sich die französische Aufgeblasenheit und widerliche Eitelkeit wieder einmal von ihrer lächerlichsten Seite. Die Leute meinen, sie hätten nur ein Bataillon Truppen an den Rhein zu schicken, um die deutschen Rheinprovinzen wieder französisch werden zu sehen. Sie schlagen bereits in der Einbildung Russen, Engländer, Preußen, Oestreicher und Türken, wie man mit einer Lederklappe einen Fliegenschwarm todtschlägt. Sie pflanzen bereits die dreifarbige Fahne zu gleicher Zeit auf

die Thürme von Petersburg, Moskau, Wien, Berlin, London und Konstantinopel und schmelzen ganz Europa wieder in eine französische Weltherrschaft um. Der fünfundzwanzigjährige Friede hat viel dickes Blut in die Adern der alten Jungfrau Europa gebracht. Sie leidet an faulem Fleische und ungesunden Säften und ein tüchtiger Aderlaß könnte ihr gar nicht schaden. Frankreich taugte indessen besser zu ihrem Apotheker, als zu ihrem Arzte. In seiner Officin wird manch heilsames Mittel bereitet, das den übrigen Ländern treffliche Dienste leisten würde, wüßten sie es zu benutzen. Uebrigens glauben die Gemäßigten noch keineswegs an den Krieg. Es steht für sämmtliche betheiligte Mächte zu viel auf dem Spiele, um ihn zu wagen. Rußland allein wartet sehnlichst auf den Augenblick, losschlagen zu dürfen. Es könnte allerdings nur gewinnen, wenig oder nichts verlieren. Der Krieg würde sich schwerlich in sein Inneres ziehen und was macht sich Kaiser Nikolaus aus dem Verluste von einigen hunderttausend Soldaten. Das unglückliche Polen würde vielleicht noch einmal aufzucken, aber nur um so unbarmherziger von dem Eisenfuße Rußlands zertreten werden. Polen erschien mir stets wie eine Unglücksschwester meines eigenen Volks. Polen und Israel, Ihr seid durch eigene, unselige Schuld, wie durch einen dunkeln Fluch des Schicksals, gesunken — Ihr werdet immer ein Volk, doch nimmer wieder eine Nation sein!

Uebrigens wird man auch hier nachgerade müde, unnütze

Worte zu schreiben und zu lesen. Die Journalisten machen seit geraumer Zeit die Ereignisse und streng genommen sollten doch die Ereignisse die Journalisten machen. Der Henker hole diese ewigen Conjecturen, diese Kriegs- und Pacificationspläne und schenke uns recht bald dafür eine bestimmte Gewißheit. Nur nicht dies erbärmliche Schwanken zwischen einer mit Kartätschen geladenen Kanone und einem flatternden weißen Friedenslappen. Steht es in den Sternen geschrieben, daß sich die Völker wieder einmal die Knochen zerbrechen sollen, gut denn! Es ist viel Staub in den blauen, rothen, grünen und weißen Jacken. Klopft ihn mit Gewehrkolben aus! Aber, wenn Ihr Euch so wacker schimpft wie die Homerischen Helden, bevor sie die „weittragende Lanze" schleudern, oder den „riesigen Feldstein" heben, so seid auch tapfer, wie sie. Ich muß noch in aller Eile gestehen, daß ich so wenig an den nahen Ausbruch des Krieges, wie an die nahe Verkündigung der Preßfreiheit in unserm lieben Vaterlande glaube. Wäre die letztere auf Kosten des erstern zu gewinnen, wahrhaftig, jeder Bravgesinnte müßte den Krieg wie eine Sache des allgemeinen Heils wünschen. Uebrigens wird man hoffentlich recht bald die interessante Erfindung machen, eine halbe Million Soldaten mit einem Kanonenschuß zu tödten. Der Ruhm persönlicher Tapferkeit, von dem in unsern modernen Kriegen nur noch ein schwacher Schatten blieb, würde dann gänzlich unerreichbar

und die Entscheidung eines Kampfes augenblicklich sein. Die Deutschen, die das Pulver erfanden und dennoch in gewissem Sinne so einfältig blieben, hätten eine Gelegenheit, den guten Ruf ihres Geistes wiederherzustellen.

In früheren Jahrhunderten wurden die Gegenden, welche Schauplatz eines langen und blutigen Krieges gewesen, gewöhnlich von der Pest oder einer andern verheerenden Krankheit heimgesucht. In unserm Jahrhundert kommt die Pest vor dem Kriege, ich meine die Geldpest, oder richtiger die Papierpest. Hier in dem Herzen des lieben Frankreichs, wo beständig alle denkbaren Krankheitsstoffe gähren, richtete sie in den letzten Wochen so furchtbare Verheerungen an, daß sie, o Wunder! selbst die Aufmerksamkeit der Regierung erregte. Auf Befehl des Justizministers ist eine Untersuchung eingeleitet worden, um die Urheber und Verbreiter der falschen Gerüchte, welche ein so unverhältnißmäßiges Sinken und Steigen der Staatspapiere an der Börse bewirkten, zu entdecken und — zu bestrafen. Das Erstere wird möglich sein, das Letztere ist möglich, aber es wird dennoch nicht geschehen. Der Skandal, den jene Börsenvorfälle erregten, war ein allgemeiner. Die Blätter aller Farben verlangten wiederholt und nachdrücklich die Unterdrückung des Unwesens und man muß gestehen, daß die pariser Presse dieses Mal eine würdige Rolle gespielt hat. Es sind in wenigen Tagen ungeheure Vermögen gewonnen und eine Unzahl von Börsenspeculanten en detail ruinirt worden. Ein junger

Mann, der drei Tage zuvor noch 25,000 Fr. Renten besaß, war am vierten gezwungen, seine Uhr zu verkaufen, um diniren zu können. Im Gegensatze zu diesem Unglücklichen behauptet man, daß Dosne, der Schwiegervater des Conseilpräsidenten, aus der Hand eines einzigen Wechselagenten ein Sümmchen von mehr als 1,100,000 Fr. reinen Gewinnstes empfing.

Dreizehnter Brief.

Ende August.

Vorfälle noch gefährlicherer Art als jene schurkischen Papierspeculationen setzten die Regierung in den letzten Wochen und besonders in den letzten Tagen in nicht geringe Verlegenheit. Die Grundstützen des Gesellschafthauses, die Arbeiter, rüttelten mit plötzlich entfesselter, furchtbarer Kraft an dem morschen Gebäude, und es wankte, wie eine Stadt, deren Boden ein Erdbeben durchwühlt.

Zuerst waren es die Schneidergesellen, welche, unterstützt von mehrern republikanischen Journalen, die Ateliers verließen und einen halsstarrigen Kampf gegen die Meister und die sogenannten Mittelsmänner (l'Prud'hommes) wagten. Sie sind weniger genügsam als Diogenes, wollten mehr als freies Sonnenlicht, weniger als zwölf Arbeitsstunden und verweigerten vor Allem die Annahme des Wanderbuches (Livret), von allen übrigen Zünften geführt.

Ihren Meistern, welche sich die neuen socialen Systeme St. Simon's, Baboeuf's und Fourrier's mit Scheere und Biegeleisen vom Leibe gehalten hatten, kamen natürlich auch die Forderungen der ehrenwerthen Gesellen durchaus unpractisch vor. Nun haben die pariser Schneidergesellen mit den Böcken nicht die Furcht, sondern höchstens das gemein, daß sie leicht stößig werden. Sie stießen also ihre Scheeren in die unschuldigen Ritzen ihrer Arbeitstische, zogen ihre Beine herunter, ihre Röcke an und gingen, einen ganzen Monat lang, von Morgens 7 bis Abends 11 Uhr im Garten des Palais royal spazieren. Sie verdammten, um ihre Meister zu strafen, die ganze männliche Bevölkerung der Weltstadt, ohne Röcke, Westen und Beinkleider, oder in alten Kleidern zu gehen, bis es ihren respectiven Patronen gefallen würde, jene Forderungen zu befriedigen. Es scheint, daß die Polizei dies strenge Urtheil nicht ganz recht und billig fand, denn sie störte die lärmenden Zusammenkünfte der Nadelartisten, ließ die Rädelsführer und lautesten Schreier verhaften, so versuchend, die Sache rasch beizulegen. Aber es ging der pariser Polizei mit den revoltirten Schneidergesellen, wie den Römern mit den Karthagern in den punischen Kriegen. Nach jeder Niederlage sammelten die Gegner ihre Kräfte auf's Neue, um einen abermaligen und erbitterten Kampf zu wagen. An Hannibalen, die den gesunkenen Muth wieder belebten, die Versammlungen festsetzten, an Polizei und Meister Gesandte schickten, gewichtige Reden

hielten, fehlte es auch nicht. Der Garten des Palais Royal blieb von früh bis spät mit laut und eifrig declamirenden Schneidergesellen angefüllt. Unsere ehrsamen Landsleute machten sich in diesen Massen nicht wenig bemerkbar. Der aufmerksame Beobachter erkannte sie à vingt pas sogleich an ihrer eigenthümlichen Aussprache des Monsieur, das bei ihnen wie Mouſſſſſieu klingt, ohne des ewigen Verwechselns des b mit dem p, und umgekehrt zu gedenken. Endlich schienen die Römer durch unermüdliches Verhaften die aufrührerischen Karthager besiegt und die Unruhe der Meister verbannt zu haben. Die Mehrzahl der Schneidergesellen thronte bereits wieder mit gekreuzten Beinen auf den Arbeitstischen und die Urtheile der Göttin Mode entbehrten nicht länger der vollstreckenden Hände. Nun glaubte man Alles glücklich beigelegt, aber man irrte, denn das Signal zur lauten Besprechung verschiedener Beschwerden der arbeitenden Klassen war einmal gegeben. Seit vierzehn Tagen etwa hielten nun auch die Steinhauer, Stellmacher, Tischler, Maurer, Papierarbeiter, Goldschmiede, Leinenweber und andere Gewerke lärmende Versammlungen vor den Barrieren und beriethen die Mittel, ihre Einnahme zu vermehren und ihre Arbeit zu vermindern. Besonders beklagte man sich über die sogenannten Marchandeurs, Mittelsleute zwischen den Fabrikanten und Arbeitern, welche allerdings ein pecuniäres Interesse haben, Letzteren bei dem ihrigen hindernd im Wege zu stehen. Aber die Fabrikherren zeigten sich eben so unbeugsam in

der Aufrechthaltung der bestehenden Verhältnisse, wie es die Schneidermeister gethan, und die Polizei ergriff gegen die neuen Reformirer die alten strengen Maßregeln. Aber eine so kochende Aufregung der Gemüther konnte durch bloße schroffe Gewalt, ohne das leiseste Zugeständniß, immer nur für wenige Momente beschwichtigt werden. Jene Versammlungen wurden immer zahlreicher besucht, immer lärmender, und der Gesellschaft im Allgemeinen, wie den Meistern insbesondere, äußerst gefährlich.

Man kam in den frühesten Morgenstunden, mehrere Tausend an der Zahl, zusammen, durchzog mehrere Stunden lang die Stadt, und zwang die Arbeiter in den Fabriken, diese zu verlassen. Am Abende versammelte man sich abermals vor den Barrieren, durchzog lärmend und die Marseillaise singend die Straße und setzte ganze Quartiere in die quälendste Unruhe. Seit letztem Montag nun nahmen die Dinge einen immer ernstern Charakter an. An diesem Tage fand in Chatillon, einem Dorfe in der Nähe von Paris, ein republikanisches Banket statt. Es war dasselbe, welches zuerst am 14. Juli, dem Jahrestage der Erstürmung der Bastille, und dann am 9. August, dem Tage der Thronerhebung Louis Philipp's, gehalten werden sollte. Die Regierung hatte für gut befunden, den Parteihäuptern und Leitern des Festmahls Hindernisse in den Weg zu legen. Das war nur Oel in die Flamme gegossen. Man wußte endlich dem Buchstaben des Gesetzes zu genügen, indem man statt Paris ein zwei

Stunden entferntes Dorf zum Banketsaale wählte. Die Zahl der Theilnehmer belief sich auf mehr als sechstausend. Diese ungeheuren Massen auf einer einzigen Wiese an unzählbaren Tischen sitzend, und von einem weiten Kreise neugieriger Zuschauer umgeben, die mindestens eben so zahlreich, als die Speisenden waren, gewährten den imposantesten Anblick. Ein ganzes Heer von guten und schlechten Reden ward improvisirt. Die Theilnehmenden waren Nationalgardisten in Uniform, Studenten, Journalisten und Handwerker. Die Wahlreform, die orientalische Frage und Frankreichs Verhältniß zur Quadrupelallianz waren natürlich die hauptsächlichsten Stoffe der Besprechung oder richtiger der Rhetorik. Die Republikaner kennen, was die Worte betrifft, selbst im nüchternen Zustande eben keine Mäßigung, um wie viel weniger, wenn sie unter freiem Himmel einige Flaschen Wein geleert haben. Die Regierung und die Engländer wurden während dieses Bankets ziemlich hart mitgenommen. Zum guten Glück waren beide nicht gegenwärtig auf der Wiese bei Chatillon. Man soll sogar an einigen Tischen geschrieen haben: „A bas les Anglais!" Indessen protestiren die republikanischen Journale gegen diese Schändung des Völkerrechts, der Gastfreundschaft. Sicher ist es immer, daß die sechstausend Republikaner von Chatillon mit bewaffneter Hand einer doppelt so starken englischen Armee Stand gehalten hätten. Gegen neun Uhr Abends zog man wieder in Paris ein. Einige zu diensteifrige Municipalgarden versuchten,

die zurückkehrenden Massen zu zertheilen, wurden indessen ohne Mühe zurückgedrängt. Aehnliche, eben so erfolglose Versuche wurden in der Stadt gemacht. Die öffentliche Ruhe ward indessen nicht ernstlich gestört und in der Nähe des Greveplatzes theilte sich die Menge aus eigenem Antriebe. Die Republikaner waren stolz auf ihren Triumph. Sie hatten seit Jahren keine so zahlreiche Versammlung gehalten und die gegenwärtige kritische Lage der politischen Dinge legte ihr eine ungemeine Wichtigkeit bei. Die Grenzen der Ordnung waren nicht überschritten worden und der National durfte am andern Tage den Debats zurufen: „Ihr nennt unsere Versammlungen und Berathungen der öffentlichen Ruhe gefährlich — wir gaben Euch endlich den Beweis, daß sie es nicht sind.“ Aber schon am Dienstage zeigte die verdoppelte Gährung in den Arbeiterclassen, wie das republikanische Banket seine Wirkung nicht verfehlt hatte. Ihre Forderungen wurden immer energischer und ihre Demonstrationen noch drohender, als an den vorhergehenden Tagen. Auch die Schmiede und Zimmerleute verließen ihre Arbeitsplätze und so blieben sogar die Ateliers der königlichen Posten, um mit Freiligrath zu reden — an thätigen Armen „leer wie eine Bettlerfaust.“

Mindestens siebentausend Gesellen der verschiedensten Gewerke versammelten sich an den äußersten und entgegengesetzten Punkten der Stadt. Sie drangen von Neuem in die Ateliers und zwangen die noch Arbeitenden, mit ihnen zu ziehen. Die Regierung ergriff nun ernstere

Maßregeln. Noch an demselben Tage wurden mehrere Hundert der Ruhestörer verhaftet und in die Polizeigefängnisse gebracht. Starke Patrouillen zu Fuß und zu Pferde zogen über die Boulevards, durch die Straßen und wachten an den Barrieren, um fernere Versammlungen zu verhindern. An allen Straßenecken und in allen Journalen las man eine Proclamation des Polizeipräfecten an die Arbeiter und das Gesetz gegen die Zusammenrottung auf öffentlichen Plätzen. Am Abende schien in der That Alles zur gewöhnlichen Ordnung zurückgekehrt, und man beruhigte sich. Der Grund war einfach. Ein starker Gewitterregen hielt mehrere Stunden lang an. Bekanntlich vermögen die Platzregen bei Volksaufläufen mehr als alle Polizeipräfecte und Verordnungen der Welt, und ich erinnere mich da des treffenden Vorschlages eines hohen Staatsbeamten, der die wüthendsten Tumulte durch stetes Arbeiten der Feuerspritzen auseinandersprengen wollte. Gestern Morgen indeß war die Zahl der feiernden Handwerker auf mehr als zehntausend gestiegen und sie zeigten sich weniger als je geneigt, wiederholten Aufforderungen und Ermahnungen Folge zu leisten. An der Barriere St. Jaques wurden mehrere Hundert verhaftet, während an einem andern Punkte beklagenswerthe Excesse vorfielen. Dreihundert Arbeiter drangen in das Haus eines Waffenschmiedes, um, wie sie sagten, ihre Genossen zum Verlassen der Werkstätte zu zwingen. Im Grunde aber wollten sie sich der im Laden befindlichen Waffen bemächtigen.

Der Polizeicommiſſair des Quartiers ſtürzte mit drei Stadtſergeanten herbei, um weiteren Unfug zu verhüten. Gezwungen, ſich zurückzuziehen, ließ er die drei Agenten unter der tobenden Maſſe und eilte nach einem nahen Militairpoſten, um bewaffnete Hülfe herbeizuholen. Sie kam, fand aber die drei Stadtſergeanten in ihrem Blute gebadet unter den Füßen der Arbeiter. Der Eine war tödtlich, die beiden Andern waren ebenfalls gefährlich verwundet. Nun erfolgten abermals zahlreiche Verhaftungen. Die Conciergerie war zu klein, um alle dieſe unfreiwilligen Gäſte zu beherbergen. Man ſchaffte die Ueberzahl in groſſen verdeckten, von Cavalleriepikets begleiteten Wagen in andere Gefängniſſe der Stadt. Heute blieb Alles ziemlich ruhig, obwohl die Verſammlungen in der Umgegend fortdauerten. In der Nacht wurden abermals viele Areſtationen gemacht. Die Regierung fühlt jetzt erſt, nachdem die Ordnung einigermaßen wiederhergeſtellt iſt, wie groß die Gefahr war. Man ſtand auf einer offenen Pulvermine und darf im eigentlichſten Wortſinne ſagen, daß der Himmel ſie unſchädlich gemacht hat, denn ich wiederhole, die Platzregen waren weit wirkſamer, als die Mandate des Polizeipräfecten. Wenig fehlte, und die blutigen Gräuelſcenen von Lyon hätten ſich in den Straßen der Hauptſtadt erneuert. Auffallend iſt, daß eine ſtarke Deputation der Arbeiter von Lyon im Anfang der Woche hier eintraf. Sie wollen ſich mit den pariſer Gewerken über die einzuſchlagenden Wege berathen, um eine kräftige Vertretung

der arbeitenden Classen in der Deputirtenkammer zu erlangen. Sie werden einst ihren Zweck erreichen, denn diese Leute besitzen eine eben so kräftige Energie, als unermüdliche Ausdauer. Man bezweifelt indessen, daß sie jetzt eine Reform und Verbesserung der Verhältnisse des Arbeiters zum Fabrikherrn herbeiführen werden. Die Männer der Regierung sind nichts weniger, als Verehrer des wackern Fourrier's und seines Systems. Eine solche Reform, obwohl an und für sich wohl möglich, würde andere, folgerechte Nothwendigkeiten mit sich führen, manch' schimmernden Lappen von den ekelhaften Wunden des Gesellschaftskörpers abreißen, und die furchtbarsten Kräfte plötzlich aus tiefer Lethargie erwecken. Rivarol schrieb gegen Ende des vorigen Jahrhunderts: „La différence entre un ouvrier et un esclave, c'est que l'ouvrier n'engage sa liberté que pour un jour; et comme il faut qu'il l'engage tous les jours, il résulte que l'ouvrier n'est libre que pendant le sommeil: or le sommeil d'un ouvrier libre ressemble fort à celui d'un esclave." Inhaltschwere Worte, die in dem Munde eines der erbittertsten Feinde der Revolution, der modernen Philosophie und ihrer Vertreter, doppelte Bedeutung gewinnen.

Viele der verhafteten Arbeiter fand man mit ziemlich starken Geldsummen versehen. Dieser Umstand veranlaßte die seltsamsten Auslegungen. Russisches und englisches Geld sollen diese unruhigsten Classen der Bevölkerung aufgeregt haben, um der Regierung im Innern zu schaffen zu machen,

und ihre Energie in Betreff der orientalischen Frage zu schwächen. Andere behaupten, daß die Polizei selbst die Hand im Spiele habe, um der allgemeinen Aufmerksamkeit, hinsichtlich jener Angelegenheiten, eine andere Richtung zu geben. Man kann indessen die Sache auf eine andere Weise und bei Weitem glaubwürdiger erklären. Die Mehrzahl der pariser unverheiratheten Arbeiter findet ihr Nachtlager in großen Dachkammern der engsten und schmutzigsten Quartiere. Sie kommen spät am Abend, werfen sich auf ihren Strohsack und gehen mit den frühesten Morgenstunden wieder an ihr Tagewerk. Da oft zwanzig bis vierzig auf einem einzigen Zimmer wohnen, da ihnen weder elegante Secretaire noch eiserne Geldkisten zu Gebote stehen, um ihre Ersparnisse zu verschließen, so führen Viele, trotz der städtischen Sparkasse, ihre Nothpfennige in gutem Golde beständig bei sich. Die Quadrupelallianz ist also höchst wahrscheinlich so unschuldig an den jüngsten Unruhen, wie es Fürst Metternich an der Julirevolution war. Die gerichtliche Untersuchung dieser Vorfälle ward bereits eingeleitet und die Rädelsführer werden einer scharfen Bestrafung nicht entgehen. Gefängniß und Bagno aber können die Gährung, welche in den Massen herrscht, nicht ersticken, sondern nur gefährlicher machen. Wenige Monate und sie wird auf's Neue und furchtbarer ausbrechen. Man wird sie abermals mit Bajonetten und Säbeln beschwichtigen, aber wieder nur für den Augenblick.

Da eine friedliche Reform jener Verhältniſſe unmöglich ſcheint, muß nothwendig früher oder ſpäter eine gewaltſame erfolgen.

Prinz Louis muß gegenwärtig ſein Gefängniß weniger langweilig finden. Seine Hausgenoſſen, die verhafteten Arbeiter, ſchreien und ſingen den ganzen Tag aus voller Kehle. Man darf vermuthen, daß ſie die Conciergerie ihren Werkſtätten und Dachkammern vorziehen. Ich ſagte bereits, daß der Neffe des Kaiſers daſſelbe Zimmer bewohnt, welches den Mörder Fieschi beherbergte. Sein Vater, der Graf von St. Leu, Exkönig von Holland, beklagte ſich in letzter Woche in den Journalen bitter über die ſeinem Sohne widerfahrene Schmach. Die miniſteriellen Blätter antworteten, daß jenes Zimmer ſeit lange völlig reſtaurirt und von einer Inſpectorsfrau bewohnt worden ſei, die es bei der Ankunft des Prinzen habe räumen müſſen. Wenn die Ehre ein bloßes Fantom iſt, ſo genügt dieſe Erklärung; iſt ſie mehr, ſo hat man den Prinzen gewiſſermaßen gebrandmarkt, ehe man ihn vor ſeine Richter ſtellte. Die Sitzungen der Pairskammer beginnen am 25. dieſes Monats. Der Vertheidiger des Prinzen iſt noch nicht bekannt. Herr Chair d'Eſtange, der berühmte Advocat, iſt der Vertreter des greiſen Generals Montholon. Das ſogenannte Secret der boulogner Gefangenen ward ſeit geſtern aufgehoben. Sie

dürfen Besuche empfangen und Journale lesen. Im Hofe der Conciergerie und in den Umgebungen des Justizpalastes stationiren imposante Militairmassen zu Fuß und zu Pferde. Die Arbeiterunruhen bieten genügenden Grund, ihre Anwesenheit zu erklären.

Vierzehnter Brief.

8. September.

Die Arbeiterunruhen sind nun wirklich seit gestern Abend beschwichtigt. Man wendete eindringende Mittel an, endlich zum Zwecke zu kommen, Säbel und Bajonette nämlich. Für den Augenblick herrscht Ruhe, und die Zukunft wird, so gut es eben gehen will, für sich selbst Rath schaffen müssen. Gestern bot Paris einen Anblick, als wäre eine feindliche Armee von einigen hunderttausend Mann vor den Thoren gewesen. An jeder Straßenecke Linienmilitair, Nationalgarde, vor den Hauptgebäuden ganze Regimenter, Batterien von Acht- und Zwölfpfündern, Cavalleriepatrouillen in allen Straßen und im Hofe des Louvre ein zahlreicher Generalstab, mit mindestens sechstausend Mann Reservetruppen. Die neugierigen Massen suchten überall die Emeute, aber vergebens, weil sie nicht vorhanden war. Die Aufstellung eines Heeres von mehr

als funfzigtausend Mann, die drohenden Kanonen mit den nebenliegenden brennenden Lunten, die Aengstlichkeit, mit welcher man die Tuilerien und die nach Neuilly führende Straße bewachte, dies Alles mußte natürlich eine ungeheure, gewitterdumpfe Aufregung hervorbringen. Gegen zehn Uhr Abends war das improvisirte militairische Schauspiel beendet. Die Truppen kehrten in ihre Casernen, die Nationalgarden in die Arme ihrer ängstlich harrenden Gattinnen zurück und um Mitternacht erinnerte nur noch das dumpfe Getrapp der vorüberziehenden Cavallerieschwadronen an die Unruhe des verflossenen Tages. Heute Morgen erst erfuhr man durch die ministeriellen Journale die Ursache des ganzen Lärmens. Marschall Gérard hatte sich höchstens Orts die Erlaubniß ausgebeten, einen seit langer Zeit von ihm entworfenen Plan, die riesige Stadt in wenigen Augenblicken mit einem sichernden und abwehrenden Truppennetz zu bedecken, endlich versuchsweise auszuführen. Der alte Held aus der Napoleonischen Schule war entzückt, wie ein Kind am Weihnachtsabend, über das vortreffliche Gelingen. Seine Armee blieb Herrin aller, selbst der schwierigsten Punkte, ohne daß man nur genöthigt gewesen, von der zahlreichen, im Tuilerienhofe aufgestellten Reserve Gebrauch zu machen. Wunderbarer Erfolg, der sich indessen leicht durch die grade an jenem Tage harmlose Haltung der Arbeitermassen erklärt. Es ist allerdings wahr, daß man in der Vorstadt St. Antoine einen Omnibus und einige andere unschuldige Fuhr-

werke umgeworfen, daß man einige Pflastersteine aufgerissen hatte, um eine Barricade zu errichten. Aber ein einziges Bataillon der Municipalgarde würde genügt haben, um diese drohenden Versuche zu vereiteln, die übrigens nur gemacht wurden, einen Haufen brutaler Polizeiagenten zurückzutreiben. Selbst in Rußland würde man sich schwerlich eine Idee von der Rohheit machen können, mit der die Behörden selbst friedliche Arbeiter behandeln ließen. Ich war am vorhergehenden Sonnabend gegen 10 Uhr Abends, an der Porte St. Martin, Zeuge von Scenen, die mir fast das Blut in den Adern erstarren machten. So sah ich unter Anderm einen bürgerlich gekleideten Agenten, einen dicken, weißen Knüppel in der Hand, absichtlich und so hart gegen einen vorübergehenden Arbeiter rennen, daß dieser fast zu Boden fiel. Ein gewiß sehr zu entschuldigendes Wort des Unwillens entschlüpfte ihm, und sogleich stürzte der Mann mit erhobenem Knittel auf ihn, zwei andere Agenten, ebenfalls mit dicken Stöcken versehen, folgten, jagten den unschuldigen Arbeiter unter den unbarmherzigsten Hieben in eine Nebengasse und schlugen ihn so lange, bis er halb bewußtlos in ein offen stehendes Haus stürzte. Mindestens hundert Personen waren Zeugen dieser empörenden Scenen, aber nur ein einziger Mann wagte den Ruf: „Mais messieurs, vous assassinez cet homme!" Und das Wort war kaum aus seinem Munde, als auch schon ein Stockschlag sein Gesicht traf. Nun entstand ein wilder Tumult, eine regellose Flucht. Nie

hätte ich die Franzoſen für ſo feige gehalten. Die drei Agenten trieben mit ihren weißen Knitteln die ganze Volksmaſſe vor ſich her, ohne Unterſchied auf Männer, Frauen und Kinder losſchlagend. Ich glaubte in jedem Augenblicke, ſie würden, im buchſtäblichen Sinne, zerriſſen werden, aber man wagte nicht einmal, ſich umzuſehen, ſondern ſteckte ruhig die Schläge ein und floh nach allen Seiten. Einige Minuten ſpäter ſah ich Arbeiter in Blouſen und andere ſehr gut gekleidete Perſonen mit blutigen Köpfen und Geſichtern ſich gegenſeitig beſchweren und rufen. „On nous traite comme des chiens!“ — und das war Alles Es iſt ein halbes Wunder, daß die letzten Unruhen nicht einen [illegible] bedrohlichern Charakter angenommen haben. Scenen [illegible]e die eben erzählte, fanden an jedem Abend auf den verſchiedenſten Punkten ſtatt. Der „National“ und einige andere unabhängige Blätter brandmarkten ſie diesmal in gerechter Empörung, aber darauf achteten die Männer der Polizei nicht. Daß die Regierung bei dieſen Arbeiterunruhen, wie bei den Vorfällen am 28. Juli und bei dem boulogner Ereigniß die Hand im Spiele gehabt, bedarf kaum einer Andeutung. Vor allen Dingen wollte man die immer ſteigende Aufregung in Betreff des Kriegs und der orientaliſchen Frage beſchwichtigen, die allgemeine Aufmerkſamkeit nach einem andern Punkte lenken. Herr Gabriel Deleſſert (oder wie das „Charivari“ ſagt: Je les serre) huldigt in ſeiner Eigenſchaft als Polizeipräfect dem alten jeſuitiſchen Principe: „Der Zweck heiligt

die Mittel!" Die unter den arbeitenden Classen ausgebrochene Gährung war geschickt angefacht, immer weiter verbreitet, immer drohender gemacht, bis man endlich erreicht hatte, was man erreichen wollte. Niemandem kann es einfallen, die Art und Weise, mit welcher die Arbeiter eine Verbesserung ihrer Verhältnisse erzwingen wollt, zu vertheidigen. Aber, wer diese Verhältnisse genau kennt, muß zugeben, daß Jene, zum größten Theile, vollgültiges Recht haben, ihre Verbesserung zu fordern. Daß Leute, die in ihrer Gesammtmasse intellectueller Hilfsmittel entbehren, in der Wahl der Wege, ihr Ziel zu erreichen, fehl gingen, daß sie sich zum Spielballe anderer Interessen gebrauchen ließen, ist sicher leicht erklärbar. Zu den Mitteln, welche die Regierung anwendet, fernere Zusammenrottungen der Schneider, Schuster, Maurer u. s. w. zu verhindern, gehört vor Allem die rasche und energische Bestrafung der verhafteten Arbeiter. Gegen die Mehrzahl von ihnen ward, ungeachtet vieler zu ihren Gunsten sprechenden Umstände, mehrjähriges Gefängniß und polizeiliche Ueberwachung erkannt. Die Zahl der Gefangenen ist noch immer bedeutend und Hunderte von Arbeiterfamilien, ihrer erwerbenden Hände entbehrend, befinden sich in den traurigsten Verhältnissen. Diese schnelle und unerbittliche Strenge der Behörden wider die mehr beklagenswerthen, als schuldigen Proletarier sticht etwas grell gegen die Lauheit ab, mit der man in Betreff der jüngsten Börsenvorfälle verfährt. Die Speculanten des Geldtempels, welche sich auf nieder-

trächtige Weise Hunderttausende zuzueignen wußten, hochgestellte Männer, welche schamlos die falschesten Gerüchte verbreiteten, um ihre unersättlichen Taschen zu füllen und manchen Wackeren um Hab und Gut zu bringen, Leute, die gleichsam die Regierung selbst zur Mitschuldigen ihrer Schurkereien machten — werden, allem Anscheine nach, unbestraft bleiben. Mindestens gab die vom Justizminister angekündigte Untersuchung seit Wochen kein weiteres Lebenszeichen. Die Oppositionsblätter spotten, die übrigen schweigen, die Angeführten ergeben sich in ihr Schicksal und die Reich- oder Reichergewordenen lachen furchtlos und mit einem schmunzelnden Blicke auf ihre Geldsäcke ins Fäustchen. Höchstwahrscheinlich lesen wir binnen Kurzem, daß in der ganzen Angelegenheit Niemand unschuldiger sei, als grade die Letzteren. — „Gott ist hoch und der Czaar ist weit," sagen die russischen Bauern.

In Tulle, einer Stadt im Departement de Corrèze, wird gegenwärtig der Proceß der des Giftmordes ihres Gatten angeklagten Frau Lafarge verhandelt. Er füllt eben so sehr die Spalten der pariser Blätter, wie die Gast- und Privathäuser jener Stadt. Madame Lafarge macht Epoche in der französischen Criminalgeschichte. Als Diamantendiebin bereits in erster Instanz verurtheilt, wie Alles weiß, was auf dem Erdballe Zeitungen liest, setzt sie nun auf's Neue eine ganze Welt von Freunden und

Feinden in Bewegung. Wir leben in einem närriſchen Jahrhundert. Man muß ein großes Verbrechen begehen, um allgemeine Aufmerkſamkeit und Theilnahme zu erregen. Laßt eine Gattin für ihren Mann Hungers ſterben und Niemand kümmert ſich um ſie und ihren Tod, vergiftet ſie ihn aber, ſo wird ſie auf der Stelle für ganz Europa ein Weſen von hoher Wichtigkeit. Man erzählt uns ſeit geraumer Zeit an jedem Tage, wie ſich Madame Lafarge befindet, was ſie ißt, trinkt und wenn ſie ſich zu Bette legt. Wir erfuhren auch, daß ſie in ihrem Gefängniſſe entſetzlich viel ſchreibt, ſchon ein ganzes Rieß Papier verbraucht hat. Höchſt wahrſcheinlich will ſie wie Herr Chateaubriand, Memoiren d'outre-tombe verfaſſen und noch bei Lebzeiten verkaufen. Der Buchhändler der berüchtigten Frau würde ſicher ein eben ſo gutes Geſchäft machen, wie der des berühmten Mannes. Uebrigens muß man geſtehen, daß die Lafarge eine pſychologiſch merkwürdige Erſcheinung iſt. Dieſe Frau iſt ein Teufel, aber ſie hätte ein Engel werden können. Mindeſtens hat ſie Geiſt, vielen Geiſt ſogar. Die Journale veröffentlichten einen Brief an ihren Gatten, den ſie ſogleich nach ihrer Ankunft im Glandier an ihn ſchrieb. Er iſt in kurzen, wild abgeriſſenen Sätzen hingeworfen, aber man glaubt, indem man ihn lieſt, ein rabenſchwarzes Roß zu ſehen, das mit rothglühenden Hufen in tiefſter Nacht dahineilt. Sie ſagt dem unglücklichen Lafarge: „Karl, zu Deinen Füßen flehe ich, verzeihe mir. Ich täuſchte Dich auf niedere Weiſe.

Ich liebe Dich nicht, ich liebe einen Andern. Mein Gott, wie habe ich gelitten! Du, den ich von ganzem Herzen achte, laß mich sterben. Sage mir: stirb, und ich werde Dir vergeben und morgen nicht mehr sein. Mein Kopf zerspringt. Wirst Du mir zu Hülfe eilen? Höre mich, aus Mitleid höre mich. Auch er heißt Karl. Er ist schön, er ist edelherzig, wir wurden mit einander erzogen. Wir haben uns geliebt, seit wir lieben konnten. Vor einem Jahre raubte mir eine andere Frau sein Herz. Ich glaubte, daß es mich tödten würde. Nun wollte ich mich verheirathen. Ach, ich sah Dich, ich kannte die Geheimnisse der Ehe nicht. Ich hatte vor Wonne gebebt, wenn ich Deine Hand drückte. Ich Unglückliche! ich glaubte, daß ein Kuß auf die Stirn Alles sei, was Du fordern könntest, ich glaubte, daß Du gütig wie ein Vater sein würdest. Begreifst Du nun, wie ich in den drei Tagen gelitten habe!" — Und weiter unten: „Karl, den ich so entsetzlich beleidigte, entreiße mich mir selbst und ihm. Sage mir heute Abend, ob Du einwilligst. Ich werde mich dann nach Smyrna einschiffen. Ich lasse Dir mein Vermögen. Gott wird geben, daß es Dir Segen bringt, Du verdienst es. Ich werde von meiner Hände Arbeit oder vom Unterrichten leben. Ich bitte, lasse niemals ahnen, daß ich noch lebe. Wenn Du willst, so werfe ich meinen Mantel in einen der Abgründe dieser Gegend und Alles wird beendigt sein. Wenn Du willst, so nehme ich Arsenik, ich habe Arsenik. Du warst so gut gegen

mich, daß ich Dir gern mein Leben opfere, wenn ich Dir auch mein Herz nicht schenken kann. Aber Deine Liebkosungen dulden, nimmer! Bei der Ehre Deiner Mutter, schlage meine Bitte nicht ab. — O, sei großmüthig. Rette mich vor einem Selbstmorde. Du liebst mich noch nicht, so verzeihe mir. Verzeihung, und Gott segne Dich um des Leides willen, das ich Dir zufüge. Rette mich, sei der gute Engel der armen Waise, oder tödte mich, oder sage ihm, daß er sich tödte. Marie."

Das war ihr erster und ihr letzter Versuch, das eiserne Netz, in welchem sie sich gefangen sah, durch Bitten zu zerreißen. Schon in diesem Briefe blickt der Dämon aus einem zauberhaft fesselnden Blumengewebe hervor. Der Versuch mißlang und die Frau ward ganz Dämon.

Fünfzehnter Brief.

22. September.

Die Katastrophe des großen Criminaldramas, seit länger als vierzehn Tagen in Tulle gespielt, dessen endlicher Lösung eine halbe Welt entgegen sah, ward gestern Abend hier bekannt. Um halb drei Uhr hielt ein Courier, der den Weg von jener Stadt nach Paris in weniger als anderthalb Tagen zurückgelegt hatte, vor dem Bureau der Gazette des Tribunaux. Einige Stunden später war bereits ein Supplement dieses Blattes ausgegeben, und man erfuhr, daß

„Marie Capelle, Wittwe Lafarge von der Jury mit mildernden Umständen als Vergifterin ihres Mannes erkannt und zu lebenslänglicher Zwangsarbeit, wie zu öffentlicher Ausstellung auf dem Marktplatz von Tulle verurtheilt sei."

Ich versuche nicht, die Aufregung zu schildern, welche

dieſe endliche Entſcheidung des myſteriöſen Prozeſſes hier hervorbrachte. Die Annalen der franzöſiſchen Gerichtshöfe haben kein Beiſpiel aufzuweiſen, daß je eine Sache mit ſo allgemeiner, ſo leidenſchaftlicher Theilnahme bekämpft und verfochten worden ſei. Man hätte glauben können, daß das Endurtheil, welches über Schuld oder Unſchuld entſcheiden mußte, jeden Journalleſer perſönlich beträfe. Die Lafarge ward nicht nur in Tulle, in Paris, in Frankreich, in Europa, nein auf dem weiten Erdball gerichtet. Herrlicher Charakterzug des Jahrhunderts, das mit ſeiner blitzſchnellen Locomotive des Gedankens, der Preſſe, die Sache des Einzelnen zu der der geſammten Mitwelt macht und die Blicke derſelben auf den Gerichtshof einer franzöſiſchen Provinzialſtadt lenkt. Dieſer Prozeß giebt den Philoſophen, den Pſychologen, jedem Denkenden ein Feld der Beobachtung, wie es ſich nicht leicht in größerem Maßſtabe darbieten könnte. Was ſeine Entſcheidung betrifft, ſo müßte jetzt, nach dem geheiligten Ausſpruche der Jury, jeder Zweifel über Schuld oder Nichtſchuld der Angeklagten ſchwinden, aber die erkannten „mildernden Umſtände“ bewirken gerade das Gegentheil.

Iſt er in der That entſchieden? Nein. Es iſt auch gar keine Ausſicht vorhanden, daß er es jemals ſein dürfte. Die Jury erkannte die Angeklagte mit „mildernden Umſtänden“ der Vergiftung ihres Mannes ſchuldig, der Gerichtshof verurtheilte ſie und — die öffentliche Meinung iſt noch eben ſo getheilt, wie ſie es nach den erſten Ver-

handlungen war. Der berühmte Orfila, welcher den gordischen Knoten des ganzen entsetzlichen Leichengeheimnisses gleichsam mit einem Alexanderschwerte durchhieb, als er vor der athemlos horchenden Menge rief: „Ja, es ist Gift in dem Körper Lafarge's und ich werde es beweisen!" Orfila wird gegenwärtig von einem andern bekannten Chemiker, Raspail, des Irrthums beschuldigt. Die Vertheidiger der Dame Lafarge hatten, gleich nach dem Ausspruche Orfila's, sein Erscheinen in Tulle verlangt. Raspail verließ schleunigst Paris, aber unglücklicher Weise brach auf der Reise sein Wagen dreimal, und so erreichte er Tulle grade einen Tag nach der Fällung des Urtheils. Er untersuchte nun die Arsenikflecken, welche das Schicksal der Angeklagten entschieden hatten und soll erklärt haben — — — „er sei bereit, mit dem bekannten Marsh'schen Apparat die Tapeten, die alten Lehnsessel und morschen Stühle des Sitzungssaales der Tuller Gerichtsherren zu untersuchen und er mache sich anheischig, in diesen Gegenständen mehr Arsenik zu entdecken, als man in der Leiche Lafarge's gefunden!"

Wahrhaftig, das klingt schauerlich spaßhaft nach einem schändenden Urtheile, das nur durch die Erklärung Orfila's erfolgte. Aber auch diese seltsame Erklärung muß man mit dem ruhigen Blicke eines unbefangenen Beobachters betrachten und vor Allem die halb feindliche Stellung beider berühmten Männer nicht aus dem Auge verlieren. Die allgemein anerkannte Autorität Orfila's erweckte seit

geraumer Zeit die Eifersucht Raspail's, und man konnte im Voraus vermuthen, daß er eine so günstige Gelegenheit nicht vorübergehen lassen würde, ohne gegen den mächtigen Gegner in die Schranken zu treten. Er spricht von der geringen Quantität des gefundenen Arseniks, aber er erinnert keineswegs an die Worte Orfila's, der dem Gerichtshofe erklärte, er habe nur einen geringen Theil der Leiche untersucht und sei bereit, das Vorhandensein bedeutenderer Gifttheile in derselben darzulegen. Der Kampf zwischen diesen beiden „Säulen der Wissenschaft" muß bei etwaigen neuen Verhandlungen ein eben so hitziger als interessanter werden. Raspail wird bereits in den nächsten Tagen eine Brochure über seine Reise nach Tulle und über die Erklärung des Doyen der pariser medicinischen Fakultät herausgeben. Andererseits steht Orfila's ganzes Ansehen, ja seine Ehre auf dem Spiele, die aufgestellte ernste Behauptung zu bekräftigen und mit Aufgebot aller seiner Mittel zu vertheidigen.

Für einen armen Journalisten, der schon durch sein Amt verpflichtet war, den unendlich langen Verhandlungen mindestens zwei Stunden seiner Tageszeit zu opfern, der das ganze spinnengraue Labyrinth des Arseniks, Gummipulvers, der Liebes-, Droh- und Scherzbriefe, der großen und kleinen Kuchen u. s. w. glücklich durchirrt zu haben glaubte, der sich seit geraumer Zeit, nach reiflicher Prüfung, eine Meinung über Schuld und Unschuld der Lafarge gebildet hatte, für einen armen Journalisten, sage ich, ist

die Erklärung Raspail's ein Donnerschlag. Nicht etwa, daß ich jene Unglückliche lieber schuldig, als unschuldig sehen möchte, o nein, denn ihr Verbrechen schändet nicht nur sie, sondern wirft einen nächtigen Schatten auf die heilige Menschenwürde. Aber wäre diese Frau, seit acht Monaten der entsetzlichsten moralischen und physischen Marter unterworfen, unschuldig, — sicher, dann hätte man ein Recht, an unsern Sitten, an unserer Civilisation, an unserm Jahrhundert zu verzweifeln. O, welch' ein zum Todtlachen lustiger Contrast wäre es doch! Wir Menschen, die wir mit so ungeheurem Scharfsinn, daß wir uns selbst bewundern müssen, auf das Genaueste die Millionen Meilen von uns entfernten Sternenbahnen verfolgen, die wir die Berge im Jupiter und die Thäler im Uranus und fast die Maikäfer im Monde sehen, wir Menschen legen umsonst unsere innern und äußern Augen auf die Folter, um die Schuld oder Unschuld eines Weibes auf klare Weise zu erforschen! Nichts als Verwirrung und Widersprüche, nichts als Zweifel und Täuschung! O, könnten doch die finstern Wände des Glandier reden, könnte doch das Lager, auf welchem jener Mann sich im Todeskrampfe gewunden, nur ein einziges Wort der Anklage oder der Freisprechung rufen. Der Zweifel blieb dem Publicum, der Zweifel blieb dem Generaladvocaten, dem Präsidenten, der Zweifel blieb der Jury! Wäre sie unerschütterlich fest von der Schuld der Frau überzeugt gewesen, so hätte sie nimmer mildernde Umstände in ihrem Verbrechen erkennen können.

Eine Gattin, die dem Gatten süße Liebesworte und einen vergifteten Kuchen sendet, die ihm, als er krank heimkehrt, mit Thränen im Auge entgegeneilt, während sie Tod im Herzen brütet, die ihm tröstend den kalten Schweiß von der Stirn wischt, seine fahle Wange küßt, während sie seine zitternden Lippen mit Gift netzt — ist ein Ungeheuer, das die Erde nicht länger tragen darf. Mildernde Umstände? Schuldig oder Unschuldig! — das hätte hier ein Todesurtheil oder eine Ehrenrettung, ein unantastbarer Freiheitsbrief sein müssen.

Wäre übrigens die Witwe Lafarge eine Frau aus dem Volke gewesen, ohne mächtige Beschützer und ohne einen Oheim, der Baron und seit länger als fünfundzwanzig Jahren einflußreicher Beamter der französischen Bank ist, ihr Kopf wäre längst unter dem Beile der Guillotine gefallen. Ich habe weder Jura, noch Chemie oder Anatomie studirt, aber ich hätte vom ersten bis zum letzten Tage dieser verwickelten Prozeßverhandlungen meinen Kopf auf die Schuld der Lafarge verwetten mögen. Man spricht und spricht noch heute so viel von ihren gesellschaftlichen Talenten, von ihrer Fertigkeit, französische und italienische Verse zu machen, von ihrer Liebenswürdigkeit und Grazie. Zum Henker doch, was haben alle diese Dinge mit ihrem Verbrechen zu schaffen! Könnten sie in Betracht kommen, so dürften sie das Entsetzliche ihrer Schuld nur noch entsetzlicher machen. Das Wurzelwerk dieses düstern Criminalfalles liegt in dem Mißverhältnisse zwischen einer Dame

aus der hohen pariser Gesellschaft und einem ungekünstelten Hammerwerksbesitzer aus der Auvergne. Die Verbindung dieser beiden heterogenen Wesen ward, wie auch der Baron Garat dagegen protestiren mag, durch ein sogenanntes Heirathsbureau abgeschlossen, das ist hinreichend bekannt. Sie liebte jenen andern Karl, aber ohne Hoffnung, die Frau dieses Unglücklichen zu werden (er endete sein Leben vor Kurzem durch einen Pistolenschuß), war sie ihrer Familie gehorsam, indem sie Herrin im Glandier ward. Lafarge täuschte Marie Capelle und ihre Verwandten über seine Vermögensumstände, die zerrüttet und nur durch eine vortheilhafte Verbindung wiederherzustellen waren. Seine Frau glaubte daher, im Glandier, den sie sich als stolzes Schloß dachte, eine hohe und glänzende Rolle spielen zu können. Wie bitter mußte sie sich getäuscht fühlen, als sie statt des stolzen Schlosses die Ruinen eines alten Nonnenklosters fand, als sie statt der geträumten Existenz heiterer Zerstreuung nichts als die trostlose Aussicht einer langweiligen Einsamkeit und des Zusammenlebens mit einem ungeleckten Manne und seiner nichts weniger als feingebildeten Familie vor sich hatte.

Man muß die pariser Welt und besonders den Charakter der französischen Presse ein wenig kennen, um in den Irrwegen eines so vielfach und auf so entgegengesetzte Weise beleuchteten Criminalfalles unbefangen zu bleiben. Der Himmel weiß, wie viele Tausende die Familie der Angeklagten ausgegeben, um zu ihren Gunsten Journalisten

zu erkaufen und Brochuren drucken zu lassen. Der arme Generaladvocat, der selbst in seiner rauhen Unerbittlichkeit bei den Verhandlungen zu Tulle doch nur seiner Pflicht nachkam, wurde hart genug mitgenommen. Einige jener mild' denkenden Herren (die freilich ein Haufen Bankbillette zu Vertheidigern jedes Verbrechens machen würde) gingen in ihrer Menschlichkeit so weit, ihm seine Unhöflichkeit gegen die Angeklagte vorzuwerfen. Sie nannten ihn einen blutgierigen Henker, weil er die Lafarge nicht „Madame" titulirte. — Jene Erklärung Raspail's nun giebt den Freunden der Verurtheilten Hoffnung, das Urtheil des tuller Tribunals durch den Ausspruch des Cassationshofes annullirt zu sehen. Ein Versehen in den Formalitäten der Verhandlungen erster Instanz motivirt, nach den französischen Gesetzen, eine solche Annullation hinlänglich. Befiehlt der Cassationshof eine neue Untersuchung, so werden höchstwahrscheinlich die halbverwes'ten Ueberreste des unglücklichen Lafarge noch einmal der Erde entrissen, noch einmal von den Messern der Experten zerrissen und in ihrem Laboratorium zerkocht und zerdampft. Die Blödsichtigkeit des menschlichen Verstandes muß sich dann endlich durch eine unwiderruflich ausgesprochene Ueberzeugung aus diesem mysteriösen Handel ziehen. Die Familie der Angeklagten wird sicher alle möglichen Anstrengungen machen, ihre Freilassung zu erlangen. Wie weit diese allerdings leicht zu erklärenden Bemühungen bereits gingen, zeigen uns am deutlichsten die angeblich aus Afrika erhaltenen Briefe in

Betreff der Gräfin Leaurand, des Herrn Clavet und der gestohlenen Diamanten. An der Schuld der Lafarge in dieser Sache zweifelte hier seit Monaten Niemand mehr. Aber nichts destoweniger wollten die Vertheidiger durch einen geschickten Coup de main gerade in dieser Hinsicht die allgemeine Ueberzeugung erschüttern, die Angeklagte von dem Verbrechen des Diebstahls reinigen und so die Jury, von der die Entscheidung der Vergiftungsanklage abhing, zu ihren Gunsten stimmen. Jene Briefe können recht wohl aus Afrika gekommen sein, aber die französischen Bankbillets werden auch unter der heißen Sonne Algiers nicht zu flüchtigem Küstensande, sondern vermögen recht wohl, einige schreibfähige Hände in Bewegung zu setzen. Man muß nur die französischen Advocaten und das französische Gerichtswesen kennen, um in diesen finstern Winkelgängen klar zu sehen. Männer wie Paillet und Bac, die in beiden verwickelten Prozessen wahrhaft bewundernswerthen Scharfsinn und eine gewaltige Beredtsamkeit entwickelten, spannten natürlich bis zum letzten Augenblicke alle ihre Verstandeskräfte auf die Folter, um nur ein irgend haltbares Rettungsmittel zu ergrübeln. Daß sie, im Fall des Gelingens, die Frauenehre der Gräfin Leaurand für immer vernichteten, davon konnten sie sich nicht abhalten lassen, denn es galt, ihre Clientin zu retten. Paillet und Bac würden übrigens die berühmtesten und angesehensten Advocaten Frankreichs sein, könnten sie Marie Capelle nur von der infamirender Diebstahlsschuld reinigen.

Vor einigen Tagen erzählte mir Jemand, der die Lafarge zu Straßburg, im Salon ihres Vaters, kennen gelernt hatte, Manches aus ihren frühern Jahren. Sie war ein wildes seltsames Mädchen und liebte, bei jeder Gelegenheit den Sonderling zu spielen. Man achtete indessen wenig auf ihre Eigenthümlichkeiten, denn man wußte, daß sie dieselben absichtlich zur Schau stellte. Zuweilen war sie in derselben Viertelstunde ausgelassen lustig und gleich darauf wie von der düstersten Melancholie ergriffen. In den Sommernächten verließ sie oft plötzlich ihr Zimmer und lief im leichten Kleide im Garten umher, trug jedoch vorher Sorge, nicht unbeobachtet zu bleiben. Ihr Vater war ein biederer, schlichter Soldat, der sich viel weniger um seine Tochter, als um sein Reitpferd kümmerte. Sie war noch sehr jung, als ihre Mutter starb. Wer weiß, vielleicht wäre Marie Capelle nie vor den Tribunalen von Brives und Tulle erschienen, hätte eine liebende, ernste Mutter ihre Erziehung leiten können. — —

Der nachstehende Bericht über die Schlußsitzung in Betreff dieses merkwürdigen und noch immer geheimnißschweren Criminalprocesses dürfte, da er überdies das Eigenthümliche des französischen Gerichtswesens scharf herausstellt, jedenfalls der Mittheilung werth sein:

„Der Jury tritt nach dreiviertelstündiger Berathung wieder in das Sitzungszimmer. Es ist neun Uhr Abends. Der hohe, weitgedehnte Saal wird durch einige Wachskerzen matt erleuchtet. Alle Blicke richten sich auf die

Gesichter der Geschworenen, um auf ihnen das Schicksal der Angeklagten zu lesen. Die eben noch so lärmende, so aufgeregte Hörermasse bleibt todtenstill. Eine finstre Ahnung hat sich aller Herzen bemächtigt. Nur ein Verdammungsurtheil konnte diesen unheimlichen Ernst, diese Traurigkeit den Zügen der zwölf Geschwornen eingeprägt haben. Die Mitglieder des Gerichtshofes nehmen ihre Plätze wieder ein. Das Haupt der Geschwornen spricht mit bewegter Stimme ein Erkenntniß der Schuld mit mildernden Umständen gegen Marie Fortuné Capellé, Wittwe Lafarge, aus. Die ganze Versammlung ist auf das Sichtbarste erschüttert. Nicht das mindeste Geräusch, nicht das leiseste Murmeln wird gehört. Der Präsident befiehlt den Gensdarmen die Angeklagte hereinzuführen, da das Gesetz ihre persönliche Gegenwart bei Verlesung des Urtheils bestimme. Herr Paillet, der Vertheidiger der Frau Lafarge, erklärt, daß sie beim Verlassen des Sitzungssaales unwohl geworden, daß es ihr daher durchaus unmöglich sei, zu erscheinen. Der Präsident besteht auf seiner Forderung, da das Gesetz das Urtheil für null erkläre, wenn der Verurtheilte beim Verlesen desselben nicht anwesend. Könne Marie Capelle nicht erscheinen, so wäre das Tribunal genöthigt, sie herbeitragen oder durch einen an sie abgeschickten Huissier ihre Weigerung bestätigen zu lassen. Herr Paillet ersucht den Gerichtshof mit tiefbewegter Stimme, den letzten Ausweg zu wählen, denn, wolle man Madame Lafarge in die Sitzung

bringen, so würde man nur eine Leiche herbeiholen. Das Tribunal sendet den Huissier mit jener Aufforderung ab. Eine halbe Stunde vergeht, dieser Formalität Genüge zu leisten, und fortwährend herrscht die tiefste Stille in der Versammlung. Von draußen herein dringt das dumpfe Gelärm der ungeheuren Volksmassen, welche sich in dem Rundgange des Justizgebäudes pressen und die Entscheidung der Jury bereits kennen. Endlich tritt der Huissier wieder in den schauerlich stillen, halbdunkeln Saal und erklärt, daß er die Angeklagte in einem Zustande gefunden, der ihr jede Antwort unmöglich gemacht. Auf die Frage des Präsidenten, ob die Vertheidiger eine Bemerkung zu machen hätten, erklärt Herr Paillet, daß diese, in Abwesenheit der Angeklagten, gleichfalls als nicht gegenwärtig betrachtet werden müßten. Nach der Vorlesung des Procès verbal über diese Puncte liest der Greffier den Ausspruch der Jury und der Generaladvocat nimmt das Wort, um auf die Anwendung der vom Gesetze bestimmten Strafe anzutragen. In diesem Augenblicke verlassen die Vertheidiger den Saal. Das Tribunal tritt in das Berathungszimmer. Gegen halb eilf Uhr erscheint es wieder im Audienzsaal, und der Präsident spricht das Urtheil aus, welches Marie Capelle, Wittwe Lafarge, zu lebenslänglicher Zwangsarbeit und zur öffentlichen Ausstellung verdammt."

Ich füge zu dem Vorstehenden noch einige Bemerkungen über die Art und Weise, wie die pariser Industrie diesen Rechtsfall verfolgte und explicirte. Die Bilderhändler, Zeitungsredactionen und die Marchands de nouveautés litéraires machten vortreffliche Geschäfte mit dem vergifteten, vermoderten, gekochten Lafarge und mit den gestohlenen Diamanten. Die Ersteren ließen die Angeklagte auf die verschiedenste Weise portraitiren, bald mit himmlischen Dulderzügen, bald mit einem legitimen Schaffotgesichte. Dann beschuldigte man sich gegenseitig der Nichtähnlichkeit der Bildnisse und Jeder kündigte das seine als täuschend getroffen an. Die Journalredactionen hatten sich ihrerseits eines ganz ungewöhnlichen Absatzes ihrer respectiven Blätter zu erfreuen und einige derselben, wie die „Presse", das „Journal des Débats" und die bekannte Gerichtszeitung „Gazette des Tribunaux" brachten in der That enorme Geldopfer, um durch regelmäßige Staffettenverbindung mit Tulle den Heißhunger ihrer Leser so rasch als möglich zu befriedigen. Die Novitätenkrämer aber wußten die monstruöse Neugier des Publicums auf eine ganz eigene Weise auszubeuten. Sie ließen ein ganzes Heer kleiner Brochüren und Flugblätter drucken, in welchen entweder haarklein erwiesen ward, daß Marie Capelle die verruchteste aller Diebinnen und Mörderinnen, oder daß sie unschuldig wie ein neugebornes Kind, das Opfer der schändlichsten Cabale sei. Als die Chemiker und Aerzte

nach Ausgrabung des Leichnams keine Spur des Arseniks gefunden hatten, las man überall:

„Die Unschuld der Madame Lafarge auf das Unwiderleglichste bewiesen!!!"

Einige Tage später, als Orfila im Sitzungssaale zu Tulle die Donnerworte ausgesprochen hatte: „Ich werde beweisen, daß in dem Körper des Lafarge Arsenik vorhanden ist!" las man in allen Journalen und an allen Straßenecken in ungeheuren Buchstaben:

„Die Schuld der Mad. Lafarge auf das Unwiderleglichste bewiesen!!!"

Werfe ich nun vom Standpunkte eines unbefangenen, vorurtheilsfreien Beobachters einen letzten Blick auf diese Frau, die mit vollem Rechte als psychologisches Phänomen betrachtet wird, deren schauerliche Schuld durch ihre Stellung in der Gesellschaft, durch das Einnehmende ihres Aeußern und ihre glänzende Geistesgaben nur um so schauerlicher wird, so glaube ich eine ungeheure, bis an das Grauenhafte streifende Verstellungskunst als den Grundzug ihres Charakters zu erkennen. Schon bei der Ankunft im Glandier fühlte sie, daß sie sich, koste es, was es wolle, wieder frei machen müsse. Jenen mitgetheilten er-

sten Brief der Bitte und der Selbstmordpläne habe ich immer als Schlüssel zu dem ganzen Gifträthsel betrachtet. Man erinnert sich, daß sie bald darauf die Andeutung fallen ließ, es hinge ja nur von ihr ab, sich ihres Gatten in weniger als 24 Stunden zu entledigen; Alles, was sie später sprach, schrieb und ihrem Manne Gefälliges that, war Heimtücke und Verstellung. Nun wollte sie sich seiner entledigen und nur teuflische List konnte ihr das Gelingen sichern. Lafarge wollte sie nicht ziehen lassen, denn die Verhandlungen bewiesen es, er liebte nicht nur das Geld seiner Frau, sondern auch Marie selbst. Wer mit klarem Auge dem Gange des Processes folgte, muß die Ueberzeugung gewonnen haben, daß in dem Eifer, mit welchem sie ein (übrigens nichtssagendes) Testament zu Gunsten Lafarge's machte, einer der unwiderleglichsten Beweise ihrer Schuld liegt. Ihre Absicht lag nahe genug. Sie wollte sich das Testament desselben Mannes sichern, gegen den sie bereits Mordpläne brütete. — — Ihr Vertheidiger Paillet legte übrigens Beweise eines so seltenen Scharfsinnes, einer so geschickten Benutzung der geringfügigsten Umstände und einer so glänzenden Rednergabe ab, daß man ihn in die Reihe der ersten französischen Juristen der Gegenwart stellen darf. So großes Talent, so energische Kraft, so unermüdliche Ausdauer wäre sicher einer bessern Sache würdig gewesen. Der Generaladvocat hatte, diesem Manne gegenüber, einen gar harten Stand. Die

Begeisterung, mit welcher Paillet seine Clientin vertheidigte, brachte das Gerücht in Umlauf, er liebe sie. Unmöglich wäre das wohl nicht. Die Blätter erzählen, daß ihm die Lafarge das Ehrenkreuz ihres verstorbenen Vaters gesandt habe. Die mit zitternder Hand geschriebenen Worte: „Meinem edlen Vertheidiger gebe ich das Theuerste, was ich besitze," begleiteten das Geschenk.

Sechszehnter Brief.

27. September.

Gestern endlich erschien der Prinz Louis Napoleon vor den Schranken der Pairskammer. Ich war glücklich genug, eine Eintrittskarte für diese erste Sitzung zu erhalten und schreibe daher ein wenig von dem nieder, was ich gesehen und gehört. Die Tribunen der Zuschauer waren gedrängt voll, ohne indeß von einer besondern Aufregung zu zeugen. Auch die fremden Gesandten waren zum größten Theile anwesend, sogar der türkische. Im Luxembourggarten, wie vor dem Pallaste bemerkte man doppelte Wachtposten und einige Haufen plaudernder Neugieriger. Im Ganzen aber erregt der Proceß nur ein sehr laues Interesse. Die Lafarge that der orientalischen Frage wie dem Prinzen Louis in der allgemeinen Theilnahme großen Schaden. Die Masse muß durch überwiegende Gewalt fortgerissen, durch schroffe Ungewöhnlichkeit

aufgeregt werden, wenn sie aus ihrem trägen Schlummer der Gleichgültigkeit erwachen soll. Die boulogner Ereignisse und ihre Urheber trugen von vorn herein den Stempel des Unsinns. Es scheint eben nicht, daß, wie wenigstens die Bonapartisten gehofft hatten, die Verhandlungen dem Prinzen, seinem Unternehmen und seinen gescheiterten Hoffnungen einen kräftigern, würdigern Anstrich geben werden. Die gestrige Sitzung hatte einen ziemlich farblosen Charakter. Indessen, der Prinz sprach und mehrere seiner Mitangeklagten wurden über ihre Verhältnisse zu ihm und über die Vorfälle des 6. August verhört. Wie man vermuthen konnte, leugnet Keiner von ihnen seine Theilnahme an diesem seltsamen Revolutionsversuche, aber Alle geben sich als gänzlich dem Willen des Prinzen gehorchend, als vollkommen ohne eigene Ansichten, ohne die Ueberzeugung, daß sie das Wohl Frankreichs bei ihrem Unternehmen im Auge hatten. Nur einer der Angeklagten, Lombard, der mit Louis Napoleon zu Wimereux landete, wagte die Worte: „Ich schloß mich dem Prätendenten an, weil ich ihn allein fähig glaubte, Frankreich glücklich zu machen." Dieser allein handelte nicht als blindergebener Sklave, sondern als denkender, entschlossener Mann. Der Prinz selbst bemühte sich umsonst, dem Pairshofe gegenüber eine imponirende Haltung anzunehmen. Man sah, daß ihm die innere Ueberzeugung von seinem guten Rechte fehlt; hat sein Name einen guten Klang, so dankt er ihn nur dem großen Manne, der ihn einst getragen und der Zweck seines

Wagstückes, wenn es überhaupt einen Zweck hatte, mußte doch ein revolutionairer, ein politischer sein. Aber wie schneidend contrastirt dies mit dem Namen und dem politischen Glaubensbekenntnisse des Vertheidigers, den der Neffe Napoleon's erwählt. Es ist Herr Berryer, ein Redner voll Feuer und Energie, aber einer der eifrigsten Legitimisten. Wir sehen nun die Sache des umwälzungssüchtigen Napoleoniden unter der Aegide eines der glühendsten Anhänger der Bourbonen. Aus der kurzen Rede des Prinzen, welche als Manifest seiner Grundsätze und Hoffnungen gelten kann, geht hervor, daß er die Souverainität des Volkes wiederherstellen gewollt, aber sein Vertheidiger ist gerade der Antipode dieser Souverainität. Der Prinz war bereit, wie er sagt, für die Sache Napoleon's und für die Auswetzung der Scharte von Waterloo zu kämpfen. Aber die Herrschaft Napoleon's ließ die Bourbonen länger als zwanzig Jahre im Exil und gerade die Niederlage von Waterloo brachte sie nach Frankreich zurück. Warum wählte doch der Prinz gerade Herrn Berryer zu seinem Vertheidiger und zum Vertheidiger der Sache, welche er als Neffe des Kaisers repräsentiren will? Uebrigens bedarf es kaum einer Bemerkung, daß die Souverainität des Volkes weder von dem Prinzen Louis, noch von einem andern Gliede seiner oder einer sonstigen Monarchenfamilie vertreten werden kann. Es wäre bei dieser Gelegenheit vielleicht an seinem Orte, einen prüfenden Blick auf das Jahr XII der französischen Republik zu

werfen. Der Wille des Volks, ſagte und ſchrieb man ſo oft, machte Napoleon zum Kaiſer der Franzoſen. Aber Frankreich zählte im Jahre 1804 mehr als neun Millionen wahlfähige Bürger. Nichts deſtoweniger betrug die Zahl der Votirenden nur vier Millionen und nur drei Millionen votirten zu Gunſten des erſten Conſuls. Und auf welche Weiſe gab man die Stimmen? Man ſchrieb ſeinen Namen in die Wahlregiſter, ohne Verſammlung, ohne Beſprechung, ohne Preßfreiheit. Man nannte dieſes Blendwerk „Souveraineté nationale!" Mit welchem Rechte? Im Grunde machte ſich der Held des achtzehnten Brumaire erſt zum Kaiſer und erlaubte dann drei Millionen ſeiner Unterthanen, ihn zu dieſer Würde zu erheben.

Ueber das ſonderbare Verhältniß des Prinzen zu ſeinen Richtern, von denen ein großer Theil der Gnade ſeines Onkels Vermögen und Würden dankt, ſchrieb ich ſchon früher. Louis Napoleon wird vielleicht malitiös genug ſein, manchen dieſer Herren im geſtickten Rock, mit dem Orden der Ehrenlegion geſchmückt, in Verwirrung zu bringen. Indeſſen, das würde die Verhandlungen wohl pikanter machen, ohne ſie deshalb zu ſeinen Gunſten enden zu laſſen. Der Prinz iſt im Voraus gerichtet und obwohl er ſich mit nicht weniger als vier Vertheidigern, deren Chef Herr Berryer, umgeben, dürfte er ſchwerlich dem Urtheile lebenslänglichen Feſtungsarreſtes entgehen. „Ich weiß recht wohl," ſagte er dem Präſidenten, „daß ich nicht hoffen darf, mich hier zu rechtfertigen. Ungeachtet der Wachen,

von denen ich umgeben bin, ungeachtet dieſes Senatsſaales und dieſer Herren, die mir wohl bekannt ſind, kann ich Sie nicht als meine Richter erkennen." Die Journale geben heute die Namen der Pairs, welche in der Sitzung fehlten. Ich zählte ſie und fand nicht weniger als 127. Zu den Ausgebliebenen gehören die beiden in Ruhm und Alter ergrauten Helden des Kaiſerreichs, Soult und Grouchy. In der That, es würde ein unheimlicher Anblick geweſen ſein, die vertrauten Waffenfreunde Napoleon's als Richter ſeines Neffen zu ſehen. Der Prinz war mit äußerſter Eleganz gekleidet, und trug auf ſeiner Bruſt das große Kreuz der Ehrenlegion. Er iſt von kleinem Wuchſe, bleich und ein dünner kaſtanienbrauner Schnurrbart umſchattet ſeine Züge. Als ſeine Mitangeklagten im Saale erſchienen, begrüßte er ſie mit wiederholtem Händedrücken. Der General Montholon, der in mehr als einer Schlacht an der Seite des Kaiſers war, hat bereits ſchneeweißes Haar und ſucht mit ſichtbarer Anſtrengung ſeinem alten Körper eine kräftige Haltung zu geben. Der Oberſt Voiſin, in Boulogne von einer Flintenkugel verwundet, trägt noch immer den Arm in der Binde. Die Zahl der Angeklagten iſt neunzehn. Lebhafte Aufmerkſamkeit erregte natürlich die mit feſter Stimme gegebene Erklärung des Prinzen, intereſſant genug, um hier im Auszuge mitgetheilt zu werden.

„Zum erſten Male in meinem Leben iſt es mir vergönnt, meine Stimme in Frankreich ſelbſt zu erheben und

ohne Rückhalt zu Franzoſen zu reden. Eine feierliche Gelegenheit ward mir gegeben, meinen Mitbürgern meine Handlungsweiſe, meine Abſichten und meine Pläne zu erklären, ihnen zu ſagen, was ich denke und was ich will. Vom Stolz wie von der Schwäche gleichweit entfernt, veranlaſſen mich nur die Pflichten, von unſern Rechten uns Allen auferlegt, an die Macht zu erinnern, die der Wille der Nation in die Hände meiner Familie gab. Funfzig Jahre ſind es, ſeitdem die gewaltigſte Revolution, welche die Welt geſehen, das Princip der Volksſouverainität in Frankreich heiligte. Nie aber ward der Wille der Nation ſo feierlich ausgeſprochen, nie durch freie und zahlreiche Wahlſtimmen ſo genügend beſtätigt, als zur Zeit der Begründung des Kaiſerreichs. Nie widerrief die Nation dieſen großen Act ihrer Souverainität und der Kaiſer ſagte: „„Alles, was ohne ihre Zuſtimmung geſchieht, iſt ungeſetzlich.““ So glauben Sie denn nicht, daß ich, nur von meinem perſönlichen Ehrgeiz getrieben, wider den Willen der Nation, eine Wiederherſtellung des Kaiſerreichs in Frankreich verſuchen wollte. Erhabnere Beiſpiele haben mich gebildet und ich lebte unter edlern Vorbildern.“ Nun erwähnte der Prinz der Thronentſagung ſeines Vaters und ſeines Oheims, als dieſe ihre Intereſſen nicht mehr mit denen Frankreichs zu vereinigen vermochten. „Die unverdiente und grauſame Aechtung, welche mich ſeit fünfundzwanzig Jahren von den Stufen des Thrones bis in das Gefängniß brachte, welches ich in dieſem Augenblicke

verlasse, vermochte mein Herz weder zu empören, noch zu entmuthigen. Nicht für einen einzigen Tag konnte sie mich der Würde, dem Ruhme, den Interessen und den Rechten Frankreichs entfremden. Meine Handlungsweise und meine Ueberzeugungen erklären sich daher. Als das Volk im Jahre 1830 seine Souverainität wieder erobert hatte, glaubte ich, die Folgen dieser Eroberung wären so loyal, wie sie selbst, das Schicksal Frankreichs würde fortan unveränderlich sein. Aber die letzten zehn Jahre brachten dem Lande traurige Erfahrungen. Ich dachte, daß das Votum der vier Millionen Bürger, welches unsere Familie auf den Thron setzte, uns mindestens das Recht gab, an die Nation zu appelliren und sie um ihren Willen zu befragen. Ich hielt mich selbst berechtigt, in dem Nationalcongreß, den ich zusammenberufen wollte, hätten sich anderweitige Ansprüche geltend gemacht, die glänzenden Erinnerungen des Kaiserreiches wieder zu erwecken, und hier von dem tugendhaften Manne, der vor mir sein würdiger Erbe ist, von dem ältesten Bruder des Kaisers zu reden. Ich wollte das heutige geschwächte Frankreich, auf dem Congresse der Könige mit Stillschweigen übergangen, wieder zu dem machen, was es damals war, stark im Innern, mächtig und geachtet nach Außen. Dann würde die Nation geantwortet haben: Republik oder Monarchie, Kaiserreich oder Königthum. Ihre freie Entscheidung würde das Ende unserer Uebel, das Ende unserer Discussionen herbeigeführt haben."

„Was mein Unternehmen betrifft, so wiederhole ich, daß ich keine Mitschuldigen habe. Ich allein beschloß Alles und vor dieser Zeit kannte Niemand weder meine Pläne, noch meine Hilfsmittel und Hoffnungen. Gegen meine Freunde allein fühle ich mich schuldig. Mögen sie mich indeß nicht anklagen, solchen Muth und solche Ergebenheit auf leichtsinnige Weise gemißbraucht zu haben. Sie werden begreifen, daß Motive der Ehre und der Vorsicht mir nicht erlauben, Ihnen darzulegen, wie mannigfache und mächtige Gründe mich einen glücklichen Erfolg hoffen ließen. Ein letztes Wort, meine Herren Pairs. Ich repräsentire vor Ihnen ein Princip, eine Sache und eine Niederlage: Das Princip ist: Souverainität des Volkes, die Sache die des Kaiserthums, die Niederlage: Waterloo. Das Princip ward von Ihnen anerkannt, Sie dienten der Sache und Sie wollten die Niederlage rächen. Nein, wir sind einverstanden. Ich bin der Repräsentant einer politischen Sache und kann daher einen politischen Körper nicht als Richter meines Willens und meiner Handlungen anerkennen. Diese Förmlichkeiten können Niemand täuschen. Der Kampf, der hier beginnt, sieht nur einen Sieger und einen Besiegten. Wenn Sie, meine Herren, dem Sieger gehören, so kann ich keine Gerechtigkeit von Ihnen erwarten und ich will keine Großmuth!"

Die Herren Pairs schienen nach dieser offenen Erklärung allerdings ein wenig verdutzt, aber der Baron Pasquier,

in der flohfarben-seidnen Simarre, bemerkte dem Prinzen sehr gelassen, daß die Darlegung seiner Grundsätze und Absichten schwerlich zu Gunsten seiner Sache sprechen würde. Nun begann ein Verhör, welches fast ohne Antwort des Prinzen seinen Fortgang hatte. Er berief sich auf seine frühern Aussagen und nur in Betreff des Pistolenschusses, den er auf jenen Capitain in der Caserne von Boulogne abfeuerte, gab er eine wesentliche Erklärung. Er habe, sagte er, ohne Absicht zu schießen, das Pistol in der Hand gehalten, das durch einen Zufall losgegangen sei und so einen der Soldaten verwundete. Ferner giebt er zu, in Boulogne wie in der Umgegend Proclamationen vertheilt zu haben, behauptet jedoch, daß die Namen der Herren de Montholon, Voisin und Mésonan, ohne Wissen derselben darunter gedruckt worden.

Nach dem Verhöre des Prinzen erfolgte das der Angeklagten de Montholon, Voisin, Mésonan, Parquin, Bouffet-Montauban, Lombard, Persigny und Foreslier. Die Aussagen derselben stimmten fast gänzlich mit dem überein, was die bereits vor einigen Wochen veröffentlichten Instructionsverhöre brachten. Ergebenheit für die napoleonische Familie, Freundschaft für den Prinzen und Dankbarkeit für empfangene Dienstleistungen bewogen Alle, an dem Wagniß desselben Theil zu nehmen. Die Verhöre gingen rasch von Statten. Die Pairskammer scheint Eile zu haben, sich den unangenehmen Handel vom Halse zu schaffen. Er muß ihr wie ein beklem-

mender Alp auf der morschen Brust liegen. Ich glaubte die Herren Pairs zuweilen recht ängstlich aufathmen zu sehen und das aschfarbene Gesicht ihres Präsidenten ward dann und wann vor Aerger und Ungeduld kirschbrauner als die Kragen seiner fleischfarben-seidnen Simarre.

Siebenzehnter Brief.

2. Oktober.

Ich kenne auf der weiten Welt keine unglücklichern Geschöpfe, als die Omnibuspferde und die Pairs von Frankreich. Thränen, blutige Thränen muß man weinen, wenn man an das harte Lebensloos dieser Armen denkt. Freilich kosten die Pairs, außer den Thränen, dem Lande noch eine ziemliche Summe jährlich. Die Pairs von Frankreich sind reiche, geehrte Leute, in gestickten Staatsröcken und tragen oft schöngeputzte Galanteriedegen an den Hüften; die Omnibuspferde sind geschlagene, gejagte, gezlagte Thiere und dennoch ist das Pairs-Schicksal ein gleich entsetzliches. Halt, ich irre mich; ich werde beweisen, daß ein Omnibuspferd unendlich glücklicher als ein Pair von Frankreich ist. Es ist wahr, die armen Thiere — ich spreche von den Pferden — müssen in ihrem sauern Berufe in der strengsten

Kälte, wie in der glühendſten Hitze traben und laufen, als hätte ihnen die Natur die Lungen einer Locomotive gegeben. Weder Regen, Hagel, Schnee und Schmutz, noch ein Ermahnungsſchreiben des Barons Charles Dupin, darf ſie in ihrem beſchwerlichen Wege aufhalten. Sie athmen wohl dann und wann todesmüde auf, aber ein ſchwerer Peitſchenſchlag knallt in der Luft und fällt auf ihren knochendürren Rücken und ſie gewinnen plötzlich wieder friſche Kräfte. Kurz vor Mitternacht aber, wenn die Theater und die ehrenwerthen Marchands de vins ihre Thüren ſchließen, wenn der neugierige Mond endlich die achtzehn lange Stunden lärmenden Straßen des großen Paris ein wenig ruhiger findet, wenn die an den Quais oder in den ſtockdunkeln Schmutzgaſſen der Cité lauernden Halunken in ungeſtörteſter Muße einen arglos Heimkehrenden morden, beſtehlen und dann in die Seine werfen können, kurz vor Mitternacht, ſage ich, führt man die geplagten Omnibuspferde in den Stall und hier gönnt man ihnen barmherzig ſechs ruhige Schlummerſtunden. Man bettet ſie freilich ſo wenig auf Roſen, wie jenen unglücklichen Kaziken Montezuma, aber man giebt ihnen eine gaſtfreundliche warme Streu, dicke, wollene Decken und fetten Hafer. Alles in Allem genommen, möchte man faſt lieber ſo ein Pferd, als Pair von Frankreich ſein. Werfen wir nun einen Blick auf die Hohen. Ihr Dienſt iſt nicht minder beſchwerlich, als der der Omnibusroſſe, obwohl ſie keinen Peitſchenhieben, ſondern höchſtens einer

Rede ihres Präsidenten, des Barons und Kanzlers von Frankreich, Pasquier, ausgesetzt sind. Die sechsmonatlichen legislativen Verhandlungen lassen die Herren kaum zu Athem kommen, nicht etwa, weil sie oft, lange und eifrig reden, sondern weil sie in der Kammer das Gähnen unterdrücken müssen, was bekanntlich den Lungen von großem Nachtheil ist. Und welch beschwerlichen Weg haben die edlen Pairs in jedem Jahre zurückzulegen. Die angestrengtesten Omnibuspferde laufen in einem Athem von dem Bastilleplatze nach Charenton. Die Pairs von Frankreich müssen in jedem Jahre von der Eröffnungsrede des Königs bis zur Abstimmung des Budgets en route bleiben. Selbst die Peitschenhiebe erläßt man ihnen nicht ganz. Das Ministerium knallt ihnen lustig um die Ohren, aber, wie seltsam! gewöhnlich werden nicht die Pairs, sondern die Steuerpflichtigen, das Volk wird von diesen Schlägen getroffen. Aber wie glücklich würden sich die Pairs schätzen, gönnte man ihnen, wie den Omnibuspferden, die Ruhe nach der Arbeit, ließe man sie nach zurückgelegtem debattenvollen Wege ungestört in ihren prachtvollen Hotels, in ihren reichen Landhäusern, Behausungen. Wie selig würden sie sein, dürften sie, rührendes Gemälde, behaglich ihre gemarterten Glieder pflegen. Aber, nein, Gott, die Welt, der König, sein Ministerium, Alles ist unbarmherzig gegen diese Armen. Kaum trabte dieser in sein schön meublirtes Hotel, kaum jener nach seinem reizenden Landgute, kaum trat ein dritter

auf Koſten des Staates, unter dem Vorwande eines wiſſenſchaftlichen, kunſtſinnigen oder gar keinen Zweckes, eine Badereiſe an, ſo ſpannt eine unerbittliche Ordonnanz in dem altersgrauen „Moniteur" ſie von Neuem in die Deichſeln des Luxembourg-Palaſtes. Die legislative Seſſion iſt nach ſaurer Arbeit glücklich beendigt, hopp, hopp nun, Pairs von Frankreich, hopp, hopp, Ihr müßt unterſuchen, richten, Urtheile ſprechen. — Selten vergeht ein Jahr, in welchem man den Pairs nach beendigten Kammerverhandlungen Ruhe ließe. Ein Complot gegen die Sicherheit des Staates oder ein Attentat auf das Leben des Königs packt ſie faſt immer, mitten im tiefſten Frieden der Vacanzen, gewaltſam beim Kragen und zieht ſie wieder in den dunklen Sitzungsſaal. Man könnte faſt glauben, daß die Parteien mehr gegen die häusliche Ruhe der unſchuldigen Pairs, als gegen den Thron Louis Philipp's complottiren — die Unbarmherzigen. Hätte der ſchnurrbärtige Neffe des Kaiſers nicht ruhig in Mitten ſeiner Lords und Beefſteake, ſeiner Ladys, Sportsmen und Theekeſſel bleiben können! Welch ein unſeliger Gedanke, Boulogne zu überfallen, die Dynaſtie Orleans verjagen zu wollen und einen lebendigen Adler zum luftigen Balletfliegen abzurichten — wenn man dadurch Verdauung und Geſundheit der Pairs ſeines Vaterlandes auf das Spiel ſetzt. Mindeſtens wären die langen, ſteinharten, grauſigdunklen Reden des königlichen Generalprocurators Frank-Carré recht wohl geeignet, eine ſolche Wirkung hervorzu-

bringen. Welch ein greller Contraſt zwiſchen den Tönen, die aus dem Munde dieſes Mannes kommen und dem ſüßen Murmeln der Küchenheerde auf den Beſitzungen manches der Très-honorables.

Es war am 28. des vor. Mts., als der Omnibus der Pairie mit dem Prozeſſe des Prinzen und ſeiner Mitſchuldigen belaſtet ward. Wir haben heute den 2. October und der Weg ging während der fünftägigen Fahrt bereits durch manche holprige Gaſſe. Pferde und Fuhrwerk wurden unangenehm hin- und hergeworfen, wie ein Reiſender auf den deutſchen Knüppeldämmen im achten Jahrhundert. Indeſſen, die Herren Pairs haben ziemlich harte Knochen, und einige derbe Püffe, mit denen ſie z. B. Herr Berryer in der vorgeſtrigen Sitzung regalirte, ſchaden ihnen eben nichts. Doch es iſt Zeit, endlich wieder ernſthaft zu reden. Berryer's Vertheidigungsrede ſtützte ſich auf drei Hauptpunkte: 1) auf Vertretung der Bourbonen; 2) auf ein Wort des Herrn von Remuſat, als er in der Deputirtenkammer die Rückkehr der Reſte des Kaiſers ankündigte, und 3) auf die Stellung der Pairs zu dem Angeklagten. Mit andern Worten, der Vertheidiger des Prinzen erinnert an die Souverainität des Volkes, von der Nation ſeit dem Jahre 1791 bis 1830 über alle Staatsgewalten geſtellt.

„An dieſe Souverainität," ſagte Berryer, „wollte der Prinz appelliren, und als nächſter Erbe des kaiſerlichen Hauſes hatte er ein Recht zu ſolchem Appell. Fühlte

man nicht unter einem Könige, der einſt Napoleon den korſiſchen Uſurpator genannt, der bereit war, die Waffen gegen die kaiſerlichen Armeen zu führen, fühlte man nicht unter dieſem Fürſten ein ſolches Bedürfniß, den Stolz jenes Namens in Frankreich wieder zu erwecken, daß das Miniſterium ſelbſt es ausſprach: Il fut le légitime souverain de notre pays!? Louis Napoleon mußte ſich ſagen," rief der Vertheidiger gleich darauf: „Ich bin das Blut des Kaiſers, ſein Erbe, ich habe ſein Herz und ſeinen Namen, dieſen Namen, den man jetzt weithin tönen läßt. Mir gehört er und mit mir ſoll er wieder auf den Grenzen Frankreichs erſcheinen, damit man wieder an Sieg und Ruhm glaube. Und wer ſoll jene Waffen auf das Grabmal des Kaiſers legen? Kann man dem Erben des Soldaten ſeine Waffen ſtreitig machen?" — — — „Sie ſollen richten und um Ihre Entſchließung zu beſtimmen, um Sie leichter an Ihre Richtergewalt glauben zu machen, redet man Ihnen von unſinnigen Plänen, von tollen Anſprüchen. Ei, meine Herren Pairs, iſt etwa ein günſtiger Erfolg die Baſis der Moralgeſetze, die Baſis des Rechts? Wie groß immer die Schwäche, der Wahn oder die Kühnheit bei einem ſolchen Unternehmen ſein möge, nicht die Zahl der Waffen und Soldaten, ſondern die Rechte, die Prinzipe, auf die man ſich ſtützte, müſſen im Auge behalten werden. Sie aber können nicht die Richter der Rechte und Prinzipe des Prinzen ſein. Sie, meine Herren Pairs, die Sie Männer und zwar die erſten Männer

im Staate, Mitglieder eines groſsen politiſchen Körpers ſind, ich frage Sie, wer von Ihnen könnte mir ſagen: „„Hier, im Angeſichte Gottes und des Vaterlandes, die Hand auf dem Gewiſſen, beſchwöre ich, wäre das Unternehmen des Prinzen gelungen, hätte er triumphirt, ich würde ihn verläugnet, nicht anerkannt, mich gegen ihn aufgelehnt, jede Theilnahme an ſeiner Macht ausgeſchlagen haben?!““ Wer vor Gott und dem Vaterlande mir ein ſolches Wort zuzurufen vermag, den allein erkenne ich als ſeinen Richter an. — — Man will Sie zu Richtern machen, meine Herren Pairs. Aber, wer ſind Sie denn, Sie Alle, die Sie hier Sitzung halten, wenn man auf den Urſprung Ihrer Exiſtenzen zurückblickt, Sie, Barone aus dem Kaiſerthume, Sie, Grafen, Generale, Marſchälle, Staatsbeamte, woher ſtammen Sie? Wie ward Ihnen der Glanz, in dem Sie ſtrahlen? Die Groſsmuth des Kaiſerreichs verlieh ihn, die Groſsmuth ſeines Hauptes, des Hauptes der Familie dieſes Prinzen, den Sie richten wollen. Und könnten Sie heute ſeinen Namen beflecken wollen?“ — —

Man muſs Berryer in der Deputirtenkammer wettern und ſäuſeln gehört haben, um den Eindruck zu begreifen, den ſeine Vertheidigung des Prinzen auf die Pairs hervorbrachte. Derſelbe war ſo bedeutend und dergeſtalt zu Gunſten des Angeklagten, daſs Herr Frank-Carré, der Generalprocurator des Königs, ſich veranlaſst fand, in der heutigen Sitzung eine Rede gegen den Vortrag Berryer's

zu halten. Der Mann merkte, daß ein Gegenminiren des Terrains nothwendig geworden war. In der That, nichts kann unnatürlicher sein, als die richterliche Stellung vieler dieser Pairs dem Neffen des Mannes gegenüber, dessen Größe sie zu dem machte, was sie gegenwärtig sind, wie die Sonne die an ihr hinziehenden Wolken erhellt und wie im eignen Lichte schimmern läßt.

Heute Abend wird das Urtheil des Pairshofes bekannt werden, denn die Plaidoyers wurden bereits gestern geschlossen. Es ist durchaus nicht unmöglich, daß es Todesstrafe für den Hauptangeklagten zuspricht. Man dürfte mit berechnender Vorsicht der Gnade des Königs einen weiten Spielraum lassen wollen. Indessen kann von einem solchen Strategem Niemand getäuscht werden. Jedermann fühlt, daß es unmöglich bleibt, das Blut Napoleon's auf dem Schaffotte fließen zu lassen.

Nachschrift. So eben wird das Urtheil des Pairshofes bekannt. Der Sohn des Königs Ludwig von Holland und der schönen Hortense sollte, wie zu vermuthen war, zuerst der Guillotine, d. h. der Gnade des Königs überantwortet werden, indessen fand die Majorität einen andern Ausweg, und sie drang durch, da sie in der That mit einem gescheuten Einfalle niedergekommen war. Man hätte den guten Alten kaum so viel Scharfsinn

zugetraut, daß ſie, um ſich aus der vertrackten Klemme zu ziehen, zu Ehren des Prinzen den franzöſiſchen Strafcodex um einen Paragraphen vermehren würden. Sie verdammten den Neffen des Kaiſers zur Strafe lebenslänglicher Haft auf einer Feſtung des franzöſiſchen Continents. Deportation und zuchtpolizeiliches Gefängniß gehören zu den entehrenden Strafen, und die Vergötterung des kaiſerlichen Namens, die mit jedem Tage in Frankreich wächſt, macht es unmöglich, ihn, in der Perſon eines ſeiner Erben, mit ſolcher Schmach zu brandmarken. Lebenslängliche Haft aber ſprachen die Geſetze bei Hochverraths-Anklagen bisher nie aus, denn man findet ſie im Code Napoleon ſo wenig wie die Knute. Um indeſſen der Wahrheit die Ehre zu geben, muß man bekennen, daß den Pairs zwiſchen dieſem Erkenntniſſe und dem der Freiſprechung kein Mittelweg blieb. Die letztere war von vorn herein und in Betracht aller Umſtände nicht möglich, denn Louis Philipp hatte den Pairshof keinesweges zuſammenberufen, um den Prätendenten zu richten, ſondern, wie ſehr natürlich iſt, um ihn zu verurtheilen. Das Verhältniß der Richter zu dem Angeklagten war, wie Jedermann einſah, ein unnatürliches, widerliches, und eben darauf ſtützte ſich hauptſächlich die in meinem letzten Briefe auszugsweiſe mitgetheilte Vertheidigungsrede Berryer's. Nichts deſtoweniger mußte der Prinz verurtheilt werden, hätte ſelbſt Herr Frank-Carré, der Generalprocurator, ſich nicht die Mühe gegeben, die Rede Berryer's in ihren Hauptpunkten

in einem langweiligen Vortrage sehr ungenügend zu widerlegen, der Prinz wäre dennoch verurtheilt worden. Abgesehen von seinen wirklichen oder eingebildeten Rechten, war sein Verbrechen, den Pairshof in eine so beispiellose Verlegenheit gebracht zu haben, groß genug, um ihn einige Jahre lang auf der Festung Ham darüber nachdenken zu lassen. Ich sage einige Jahre lang, denn es ist eben keine Wahrscheinlichkeit vorhanden, daß er sein ganzes übriges Leben hindurch die Zimmer des Fürsten von Polignac bewohnen wird. Möge es nun die nächste Revolution, eine Amnestie oder eine Flucht sein, die ihm die Freiheit wiedergiebt, genug, die grauen Haare werden ihm entweder gar nicht, oder anderswo, als auf der Festung Ham wachsen. Uebrigens legten die Journale dem Prinzen ein Wort in den Mund, das ihm Ehre machen muß, wäre es selbst nicht aus dem Herzen, sondern nur aus dem Kopfe gekommen. Als ihm der erste Greffier des Pairshofes mit zitternder Stimme und dem Weinen nahe, sein Urtheil vorlas, soll er gesagt haben: „Ich schätze mich glücklich, meine Freiheit im Exil gegen ein Gefängniß im Vaterlande vertauschen zu können, — auch in einer Festung werde ich in Frankreich sein.“ Da es in Paris eine Menge müssiger Leute giebt, deren Handwerk es ist, sogenannte „historische Worte“ zu kneten, so ist auch vielleicht das eben Angeführte nichts als eine Gelegenheitserfindung. — Ich möchte der Castellan des Forts Ham sein. Der Mann ahnt gar nicht, welch herrliche literarische

Speculation er machen könnte. Wäre ich an seiner Stelle, binnen Kurzem würden bei einem der ersten pariser Buchhändler „Geheime Memoiren der Festung Ham" erscheinen. Die letzten zehn Jahre allein lieferten hinreichenden Stoff, um einem Werke à la Goethe, Wahrheit und Dichtung geschickt verwebend, reißenden Abgang zu verschaffen.

Achtzehnter Brief.

8. October.

Ich komme endlich zu der großen, allbesprochenen Frage des Tages, zu dem Befestigungsprojecte. Die Lafarge ist verurtheilt, Louis Napoleon auch, bei der kriegerischen Aufregung des Tages mußte sich sehr natürlich die ganze mündliche und schriftliche Discussionskunst der Pariser auf das Sein oder Nichtsein der beantragten Forts und Bastionen werfen. Als gleich nach der Julirevolution die Befestigung in Vorschlag gebracht ward, konnte die Regierung dem Verdachte nicht entgehen, sich mehr gegen die Pariser selbst, als gegen das feindselige Ausland sichern zu wollen. Mehrere treffliche militairische Schriftsteller, unter Andern der General Valazé, bewiesen auf das Klarste, daß die projectirten Forts détachés, die der Hof durchaus errichtet wissen wollte, ganz vortreffliche Dienste leisten würden, um die Stadt, nöthigenfalls, zu bombardiren,

daß sie hingegen dieselbe keineswegs besser, als eine bastionirte Rundmauer vertheidigen würden. Die einflußreichste Person der Tuilerien fand ihre Pläne durch den Eifer und die Energie, mit der Valazé seine Meinung verfocht, dermaßen durchkreuzt, daß dieser bald von seiner Stelle entfernt und durch den General Bernard ersetzt ward. Die Befestigungspläne schlummerten nur volle zehn Jahre in den Bureaux des Kriegsministeriums. Die gegenwärtigen „drohenden Wolken am politischen Horizont," um mich einer beliebten Zeitungsphrase zu bedienen, die Wahrscheinlichkeit eines nahen Krieges ließ die fast vergessenen Projekte von Neuem auftauchen. Vor zehn Jahren lag es allerdings klar am Tage, daß die Regierung kein anderes Ziel im Auge hatte, als auf eine erfolgreiche Weise Paris gegen Paris vertheidigen zu können. Heute giebt man vor, durch jene Festungswerke die Stadt, ja ganz Frankreich gegen die vielleicht nicht weit mehr entfernten Armeen der vier Mächte schützen zu wollen. Die abhängige Presse, und diese ist gegenwärtig nur zu stark, nannte diese Maßregel weise, großartig und im Interesse des Landes durchaus nothwendig. Die Oppositionsjournale, welche seit zwei Monaten den Krieg besprechen und verlangen, welche die zweideutige patience énergique des Cabinets eine Entwürdigung der Nationalehre nennen, sahen sich Anfangs fast gezwungen, die Befestigung der Hauptstadt als eine von den Umständen gebotene Maßregel anzuerkennen. Wenige Tage später aber tauchten die alten Besorgnisse wieder

auf. Die republikanische Partei prüfte die Pläne mit dem Auge mißtrauischer Vorsicht und entdeckte mit leichter Mühe, daß das neue Befestigungssystem für Paris eben so gefährlich wie das alte sein wird. Nun entstand ein hitziger Kampf zwischen den ministeriellen und Oppositionsblättern, der bis zur Stunde fortdauert. Der Vortheil der Offenheit, der Klarheit und der reinen Gesinnungen ist ohne Zweifel auf der Seite der letztern, wird ihnen indessen wenig nützen. Sie müssen nothwendig ihren Zweck, die Abänderung oder abermalige Verwerfung jener Pläne zu erlangen, verfehlen. Der König fühlte, daß durch eine Zögerung in dem Beginn der Werke Alles verloren gehen könnte. Die Stimmen, welche seit einigen Tagen gegen die Entwürfe laut wurden, konnten ihnen gefährlich genug werden. Daher sind bereits die schleunigsten Maßregeln getroffen, um durch einen unverzüglichen wirksamen Anfang das Ende zu sichern. Schon ist dem Ministerium ein außerordentlicher Credit von 100 Millionen eröffnet. Schon sind 50,000 Mann Truppen bestimmt, um die erste Hand an die Erdarbeiten zu legen.

Aus allen Provinzstädten wurden die höheren Genieoffiziere nach Paris beordert, Expropriationsgesetze gegeben und Louis Philipp gab mit seltner Großmuth, zum großen, gemeinnützigen Zweck, sein Eigenthumsrecht an einem Saume des boulogner Holzes und des Parkes von Neuilly auf. Obwohl diese Handlung in die Kategorie der Ereignisse gehört, welche dem graubärtigen Journalpatriarchen „Con-

ſtitutionell" Thränen der Rührung entlocken, ſo möge es dennoch erlaubt ſein, die „königliche That" ein wenig näher zu beleuchten. Das gute Beiſpiel, mit welchem Louis Philipp den Bürgern der Banlieue, Geld und Gut auf dem Altare des Patriotismus zu opfern, voranging, ward größtentheils von perſönlichem Intereſſe dictirt. Jene Waldſäume werden binnen Kurzem in hübſche, tiefe Gräben, angemeſſener Weiſe mit Baſtionen und Mauerwerk umgeben, verwandelt ſein. Dieſe Feſtungswerke, die erſten, welche angelegt werden, ſchützen endlich das offene Neuilly, das Eigenthum, den Sommeraufenthalt des Königs, vor den wohl denkbaren Angriffen ungezügelter Republikaner, tollkühner Bonapartiſten u. ſ. w. Der Lieblingsaufenthalt der Herrſcherfamilie war bisher eine unſichere, beſonders von der Flußſeite her ſo bloßgegebene Reſidenz, daß ein ganzes Regiment von Schildwachen kaum zur Deckung hinreichte. Nun aber, Dank der ſeltenen Großmuth des Königs, wird Neuilly eine wohlumpanzerte Citadelle und ſeine Feſtungswerke werden den hiſtoriſch berüchtigten von Pleſſis-les-Tours wenig nachgeben. Und, das Süßeſte dieſer angenehmen Hoffnung, die Anlagen werden der Civilliſte nicht einen rothen Sous koſten. Nehmen wir nun einen baldigen Ausbruch des Krieges und ein dann ſehr mögliches Erſcheinen der feindlichen Armeen vor Paris an, ſo wird das geliebte Neuilly allein ſich bereits im Vertheidigungszuſtande gegen die Grün-, Blau-, Weiß- und Rothröcke befinden. Die projectirten Feſtungswerke erfordern

trotz der möglichsten Beschleunigung mehrjährige Arbeit. Se. Majestät machte daher im eigentlichsten Wortsinne aus der Noth eine Tugend, um einè seiner theuersten Privatbesitzungen ohne Verzug durch Schanzen und Gräben zu decken.

Ich komme nun noch für einen Augenblick auf die Besorgnisse der Antibefestiger zurück. Sie geben zu, daß diese Werke; stehen sie einst vollendet da, von unberechenbarer Wichtigkeit für die Stadt, für das Land, für die Nationalität sein würden. Sie erinnern sich, daß schon die rechte Kriegerhand Ludwig's XIV., der große Ingenieur Vauban und später Napoleon, Paris befestigen gewollt, sie gestehen, daß die Lage Europas in diesem Augenblicke eine ganz andere sein würde, hätte sich die Stadt im Jahre 1814, durch Mauern, Forts und Gräben gedeckt, nur bis zur Ankunft des Kaisers halten können, mit einem Worte, sie wollen Paris befestigt, aber auf andere Weise als die bereits begonnene, befestigt wissen. Man will Paris gegen Paris vertheidigen, wie man es im Jahre 1830 wollte. Die Opposition sieht dies klar ein, sie spricht es laut aus, wird aber, wie schon oben angeveutet, fruchtlos schreien. Die Regierung geht in der ganzen Angelegenheit mit einer Willkür zu Werke, welche sie Nothwendigkeit nennt, mit dem Mantel des Patriotismus umhüllt, und nur auf diese Weise sichert sie sich den Sieg. Das Befestigungssystem an und für sich aber ist im Grunde kein anderes, als das von 1830. Die vielgefürchteten,

und ſchon vor ihrem Entſtehen vernichteten Forts détachés werden bald, gerade wie man ſie damals wollte, vorhanden ſein. Nur verbindet man ſie dieſes Mal durch eine drohende, baſtionirte Mauer, und ſind dieſe Forts auch weit genug von der Stadt entfernt, um nur die Vorſtädte beſchießen zu können, ſo werden ſie dagegen ganz vortreffliche Dienſte leiſten, um Paris — auszuhungern. Nachdem ſich vor einigen Wochen das ſtrategiſche Talent des Marſchalls Gérard auf eine glänzende, aber bedrohliche Art gezeigt hat, kann kein Unbefangener länger zweifeln, daß die Befeſtigungspläne mehr aus Beſorgniß vor künftigen innern Unruhen, als der Kriegsbefürchtungen wegen zur Ausführung gekommen. Aber man macht den leichtgläubigen Franzoſen weiß, daß Europa zittert, ſobald die 1,000,000 Einwohner von Paris durch Feſtungswerke für einige Zeit gedeckt ſind. Unglücklicherweiſe aber hält ſich die moderne Kriegskunſt eben nicht mit der Erſtürmung von Feſtungen auf, und überdies iſt eine ungeheure, faſt acht deutſche Stunden im Umfange haltende Stadt eben ſo ſchwer zu vertheidigen, wie zu nehmen. „Um Paris zu vertheidigen," ſagt der General Lamarque in ſeinem trefflichen Werke: „De l'Esprit militaire en France," „giebt es, meiner Anſicht nach, nur ein einziges Mittel. Eine ſtarke, ſtets manoeuvrirende, ſtets bewegliche Armee muß den Feind von ſeinen Thoren fern halten. Die vierhundert befeſtigten Plätze Juſtinians hielten keineswegs die eingedrungenen Barbaren auf, und trotz der Mauer von

Marmara ward Konſtantinopel genommen.“ Gegenwärtig will man Paris mit einer baſtionirten, etwa 40,000 Mètres im Umfange haltenden Mauer umgeben. Die mit dicken, behauenen Steinen gedeckten Wälle werden 40 Fuß Höhe, die Gräben 100 Fuß Tiefe haben. Die Zahl der Baſtionen wird keinenfalls unter hundert ſein. Ferner ſollen Redouten, Halbmonde und andere äußere Werke angelegt, ferner ſoll die Seine durch alle der Kunſt zu Gebote ſtehende Mittel geſchützt werden. Mehrere tauſend Stück Kanonen und eine Armee von mindeſtens hunderttauſend Mann ſind erforderlich, um die ungeheuern Wälle und die übrigen Werke gegen eine Belagerungsarmee zu decken. Stehen dieſe Werke einſt ausgeführt da, ſo werden die überraſchten Pariſer ihr modernes Babylon gegen alle Angriffe eines modernen Cyrus geſichert glauben. Aber den im Anmarſche begriffenen feindlichen General dürfte dieſe gigantiſche Feſtung nur um ſo ſchneller heranrücken machen. Die Hoffnung, eine ſo reiche Beute an Waffen und Kriegsvorräthen jeder Art zu machen, die Ausſicht, ſich der immenſen, an einem einzigen Punkte befindlichen Reichthümer zu bemächtigen, wäre für ihn in der That leicht zu realiſiren. Iſt ſeine Armee nur um die Hälfte ſtärker, als die belagerte, ſo hätte er nur im Norden der Stadt, außerhalb der Schußweite ihrer Kanonen, eine einigermaßen feſte Stellung einzunehmen, durch leichte Truppendetachements die Ufer der Seine, Oiſe und Marne oberhalb und unterhalb von Paris zu beſetzen und die von

hier aus der Stadt zufließenden Lebensmittel wegzunehmen, um in wenigen Tagen eine Capitulation herbeizuführen. — So wenigstens urtheilen unparteiische Sachverständige.

Nichts ist, fahren sie fort, schwerer, als das befestigte Paris zu nehmen, und nichts leichter, als es auszuhungern. In wenigen Tagen würden die 1,000,000 Seelen, oder vielmehr Magen, von Allem entblößt, gezwungen sein, sich auf Gnade oder Ungnade den Belagernden zu übergeben, denn es gehört in das Reich der Unmöglichkeit, die Stadt im Voraus für Wochen, Monate, mit hinlänglichen Lebensmitteln zu versehen. Den Belagerten würde keine andere Hoffnung, als das Heranrücken einer Entsetzungsarmee bleiben und hätte diese denn nicht bessere Dienste geleistet, den Feind in seinem Marsche gegen die Hauptstadt aufzuhalten? Zur Zeit Vauban's hatte die Stadt nur die Hälfte ihrer gegenwärtigen Ausdehnung und dennoch setzte man schon damals seinen Befestigungsplänen die Leichtigkeit entgegen, mit welcher der Feind durch Abschneiden der Lebensmittel jede längere Behauptung unmöglich machen würde. Uebrigens bezeichnete Vauban auch dieses Project, als in die Reihe seiner Träume gehörend. Sein kriegerisches Genie träumte von Blut und Kampf, obwohl sein klarer Verstand ihm nur zu wohl sagte, daß Paris mit seiner immensen, eng zusammengedrängten Bevölkerung, und den Massen seiner Armen, den Sybaritensitten seiner Reichen, der Zaghaftigkeit seiner Kleinbürger, immer besiegt sein würde, ehe es einmal die

feindliche Avantgarde vor ſeinen Thoren geſehen. — Dieſe Beſorgniſſe ſind ſicher im Jahre 1840 nicht minder gegründet, als ſie es in den 1670er Jahren waren. Die heutigen Bürger von Paris ſind weder die Bewohner von Sagunt, noch die heldenmüthigen Vertheidiger von Saragoſſa. Sie würden weder ihr Leben, noch ihr Geld und Gut dem Vaterlande zum Opfer bringen. Wohlverſtanden, ich rede hier von den Klein-, Pfahl- oder Spießbürgern, wie man ſie nennen will. Ich rede von den Banquiers, welchen die Börſe das einzige Feld der Großthaten iſt, von den Beamten, den Kaffeewirthen, Fabrikherren, Hauseigenthümern, Speculanten jeder Art, von dem ganzen Heere der Philiſter endlich, das nur einen Götzen, das Geld, und nur ein Glück, die daunenweiche Behaglichkeit, kennt. In dem Wörterbuche dieſer Leute ſucht man vergebens „Tapferkeit," „Begeiſterung," „Vaterlandsliebe." Sie ſind vollkommen, was unſere deutſchen Spießbürger ſind, Helden bei einem Glaſe Wein, Feiglinge in der Gefahr. Es iſt wahr, mindeſtens die Hälfte von ihnen wird verpflichtet ſein, ihrer Pflicht als Nationalgardiſten nachzukommen. Aber eine Belagerung von Paris muß die Feuerprobe der Nationalgarde werden. Bisher galt es höchſtens, gegen einige Hundert tollkühne Republikaner zu kämpfen, die zum Angriff und zur Vertheidigung faſt nichts als ihre Unerſchrockenheit hatten. Die Nationalgarde, gleichſam ſelbſt von den Linientruppen bewacht, hatte eben keinen ſchweren Stand. Es galt, Wachen zu beziehen,

einige Stunden auf einem Feldbette zu ſchlafen, im Sommer in der Uniform zu ſchwitzen, im Winter mit den Zähnen zu klappern, und ſich dann und wann bis auf die Haut durchnäſſen zu laſſen. Man laſſe einige hunderttauſend Mann wohlbewaffneter Feinde vor den Thoren und die Nationalgarden zu einem Ausfalle beordert ſein und die Herren werden ſich mit wunderbarer Schnelle in friedliche, harm- und waffenloſe Bürger verwandeln. Sie werden ſich mit trefflicher Gedächtnißkraft zurückrufen, daß die grimmigen Alliirten bei ihrer zweimaligen Anweſenheit in Paris nicht ein einziges Haus in Brand ſteckten, weder Weiber ſchändeten, noch Kinder oder friedliche Männer mordeten, daß Preußen wie Autrichiens ganz hübſche Geldſummen in Umlauf brachten und namentlich manchen Modehändler, manchen Speiſe- und Schenkwirth reich gemacht haben. Ich ſprach von den Spießbürgern und wiederhole, ſie ſind ein feiges, markloſes Geſchlecht. Die Armen und die jungen Leute aber, die werden ſich tapfer ſchlagen, wenn ſie nur Gelegenheit dazu finden, und wenn ihr Herz bei einer Belagerung nicht in den leeren Magen fällt, ſo könnte dem Feinde ein wackeres Heer gegenübergeſtellt werden. Uebrigens dürfte eine ſtarke feindliche Armee im Innern von Paris ſelbſt auf das Leichteſte vernichtet werden. Man muß dieſe ungeheure Stadt eben nicht als Stadt, ſondern als Land betrachten. Seine kräftigen Volksmaſſen, bewaffnet, von dem Sturme der Begeiſterung ergriffen, wie er ſie, dem Tode trotzend, in den Julitagen getrieben,

ſind unüberwindlich. In dieſen Maſſen ſchlummert römiſche Energie und Thatkraft. Faſt wehrlos erſtürmten ſie das Louvre trotz der Kartätſchen, trotz der Kugeln der Schweizer und hätten in ihrem unerſchrockenen Andrange noch zehn Louvres erſtürmt, noch zehn Könige entthront, wäre ihr Ziel ſo fern geweſen.

Das befeſtigte Paris kommt einem vor, wie die ſchwebenden Gärten der Semiramis. Es wird ein Wunderwerk, aber ein unnützes Wunderwerk ſein. Um den Plan in ſeinem ganzen Umfange auszuführen, reichen weder einige Jahre, noch hundert Millionen Franken hin. Ein Jahrzehend und eine Milliarde dürften kaum genügen. Welcher Aufwand von Zeit und Geld! Wollte man den Grenzen, den Grenzfeſten und der Marine größere Sorgfalt widmen, ſo würde derſelbe Zweck ſchneller und leichter erreicht werden. Aber der Ehrgeiz des Herrn Thiers begnügt ſich nicht damit, unter ſeinem Miniſterium die Leiche des Kaiſers nach Frankreich zurückgebracht zu ſehen. Er wollte der Nachwelt ein anderes großartigeres Denkmal ſeines Einfluſſes und ſeiner Liebe zum Außerordentlichen laſſen. Sich nicht mehr begnügend, Geſchichte zu ſchreiben, iſt er gegenwärtig nicht übel im Zuge, Geſchichte zu machen, was allerdings viel amuſanter, aber auch viel gefährlicher iſt. — Thiers wird binnen ganz Kurzem in den beſcheidnen Privat- und Deputirtenſtand zurückkehren. Das darf man prophezeien, ohne etwa von Metier ein politiſcher Prophet zu ſein.

Der König, sagt man, obwohl eigentlich er es ist, der die Befestigungspläne wieder ins Leben gerufen, gönne gern seinem ersten Minister die Ehre, als Schöpfer der Rundmauer, Bastionen u. s. w. zu gelten. Er hoffe, sagt man abermals, durch die Kämpfe, in welche sich der Minister bereits verwickelt sieht, recht bald einen andern Conseilspräsidenten wählen zu können. Ich weiß nicht, was eigentlich an diesem Salongeschwätz Wahres oder Falsches ist, aber ich weiß, daß die Nachwelt die Thaten der Gegenwart richtet!

Neunzehnter Brief.

16. October.

Gestern, sechs Uhr Abends, fiel es einmal wieder einem Ruchlosen ein, auf den König zu schießen. Darmès, der würdige Nachfolger Fieschi's, Alibaud's, Gilbert's und Meunier's, war früher Bohner (Frotteur) im Hotel des Prinzen Condé. Daraus schließen Viele, daß er weniger im republikanischen als im legitimistischen Eifer seinen meuchlerischen Anschlag auf das Leben Louis Philipp's machte. Aber die Leute vergessen, daß man den Mann aus jenem Hotel gejagt, weil man ihn eines Diebstahls verdächtigte. Glaubt man den schändlichen Burschen etwa übermenschlich großmüthig? — Ich las vor einigen Jahren einmal etwas von einer wunderkräftigen Medaille, die der König der Franzosen auf seiner Brust tragen und die ihn vor allen Meuchlerangriffen schuß- und stichfest machen soll. Man könnte jetzt, nachdem er zum fünften Male

so drohender Lebensgefahr glücklich entgangen, fast an die Macht dieses Talismans glauben. Wenn ich mich recht entsinne, empfing er ihn von Sr. Maj. dem Könige von Baiern. Suchen wir indeß eine natürlichere Ursache der abermaligen Vereitelung des Mordanschlages auf die Tage Louis Philipp's, so finden wir allerdings die einfachste von der Welt — einen überladenen Carabiner. Darmès hatte ihn mit drei Patronen, fünf Kugeln und acht Schrotkörnern vollgepfropft. Er brannte los, als der König die ins Gewehr getretene Wache des Concordeplatzes grüßte und den Kopf aus dem Wagenfenster beugte. Sein Schuß ging bombenförmig in die Luft, traf den Wagen an mehrern Stellen und verletzte leicht den hinten aufstehenden Bedienten und einen reitenden Nationalgardisten der Eskorte. Der Mörder selbst aber zerschmetterte sich drei Finger der linken Hand und die Schulter. Gegen die ihn verhaftenden Soldaten versuchte er nicht den mindesten Widerstand, obwohl man gleich nachher zwei starkgeladene Pistolen und ein Dolchmesser bei ihm fand. Noch an dem nämlichen Abend brachte man ihn unter starker Bedeckung nach der Conciergerie, in der man ihn in dieselbe Kammer sperrte, in der Fieschi und — Louis Napoleon ihrem Urtheile entgegengeharrt. Der Exkönig von Holland hätte abermals hinreichenden Grund zur heftigen Beschwerde gegen die Rücksichtslosigkeit der pariser Polizei. — Der König setzte, nachdem der Schuß gefallen, ohne anhalten zu lassen, seinen Weg nach St. Cloud fort. Dort

angekommen, verband er selbst die Wunden der beiden Verletzten. Am Abend drängten sich natürlich Pairs, Deputirte, Minister, Magistratspersonen und Gesandte in den Salon des Schlosses, um dem hohen Geretteten mehr oder minder aufrichtige Glückwünsche auszusprechen. — Darmès ist aus Marseille gebürtig. Auch die Marseillaise stammt just aus dieser Stadt, und da man diese noch vor einigen Tagen überall, mit geschmierten und ungeschmierten Kehlen sang, so kommen Einem fast wider Willen Gedanken an eine Wahlverwandtschaft. Als man Darmès fragte:

„Was wolltest Du mit dem Schusse? sprich!"

antwortete er fast eben so pathetisch, wie Móros in Schiller's Ballade:

„Das Land vom Tyrannen befreien,"

und zwar von dem „abscheulichsten Tyrannen älterer und neuerer Zeiten," nach seinem mehrfach wiederholten Ausdrucke. In seiner Wohnung fand man eine Menge von ihm angefertigter Copien republikanischer Pamphlets, was den conservativen Blättern, besonders den „Débats" und der „Presse" Anlaß zu den schmählichsten Angriffen auf alle republikanischen Journale und Redner gab. Die republikanischen Blätter erinnern sich bei den Angriffen ihrer Feinde der Septembergesetze, in die man, nach der Gräuelthat Fieschi's, die Freiheit der Presse zwängte. Sie fürchten mit Recht, daß das Attentat Darmès zum Vorwand dienen könnte, neue Beschränkungen derselben durchzusetzen.

Uebrigens dürften dieſe, ſollte die Regierung wirklich verſuchen, ſie eintreten zu laſſen, auch von der Tribüne herab den heftigſten Widerſtand finden. Nicht blos der republikaniſchen Preſſe, ſondern der allgemeinen, ſeit lange gährenden Aufregung, von der Regierung allein hervorgerufen, darf man das Verbrechen Darmès theilweiſe zur Laſt legen. Darmès äußerte nach ſeiner Verhaftung: „Ich wollte einen Schuß Pulver auf den Mann losbrennen, der die Engländer ungehindert auf uns und unſere Verbündeten feuern läßt.“ Die Maſſe des Volkes iſt, dem Himmel ſei Dank, noch nicht zu einem ſo entſetzlichen Raiſonnement gelangt, würde dies aber der Fall ſein, ſo entſchiede nicht der tückiſche Meuchelmord, ſondern eine ehrlichere Fehde die große Frage über Krieg oder Frieden, über Nationalehre oder Nationalſchmach.

Darmès wird in kürzeſter Friſt vor dem Pairshofe erſcheinen. Man hätte den Elenden einer Jury überlaſſen ſollen. Der Gedanke, mehr als ein gemeiner Mörder zu ſein, wenn man einen König tödtet, vor dem höchſten Richterſtuhle des Landes zu erſcheinen, verführt dieſe urtheilsſchwachen Köpfe, und ſie dünken ſich groß, weil ſie etwas Großes vernichten wollten. Die ganze Strenge, aber auch die ganze Verachtung des Geſetzes müßte den Mörder vom Concordeplatze treffen. Aber er tritt an dieſelbe Schranke, an der vor wenigen Tagen ein Neffe des Kaiſers geſtanden, deſſen Unternehmen, wie ſinnlos es immer ſcheinen mochte, doch keineswegs ein entehrendes

Gepräge trug und deſſen Name an Frankreichs mächtigſte Größe und glänzendſten Ruhm erinnerte.

Heute beſuchte ich, in einer Anwandlung der Neugierde, den Concordeplatz. Da war ein ſeltſames Schauſpiel. Hunderte ſtanden an dem Laternenpfahl, den Darmès ſich zum Stützpunkte gewählt hatte, und an dem Wachthauſe, wohin man ihn nach ſeiner Verhaftung gebracht. Man ſuchte nach allen Richtungen die hundert Büchſenkugeln, welche in dem zerſprungenen Carabiner geweſen ſein ſollten. Einer dicken Obſthökerin, die ſich die eifrigſte Mühe gab, bemerkte ich, daß man nur von fünf Kugeln wüßte. „Eh bien,“ ſagte ſie mit echt franzöſiſcher Nonchalance, „on ne pêche pas pour mentir.“

Zwanzigster Brief.

Wäre ich Polizeipräfekt der Stadt Paris, ſo würden binnen kleiner vierundzwanzig Stunden ſämmtliche fahrende Muſikanten — ich rede von den hieſigen, keineswegs von dem Helden eines intereſſanten Produktes Ludwig Bechſteins — zu Schaufel und Hacke verdammt ſein. Ich würde ſie in langen Zügen vor die Barrieren ſchicken und an dem großen Werke der Befeſtigung des Paradieſes der Griſetten und böſen Zahler arbeiten laſſen. Sämmtliche europäiſche Strafgeſetzbücher kennen weder die peinliche Frage, noch die Strafe des Viertheilens mehr. In Frankreich richtet man die Mörder und Brandſtifter ſogar mit gewiſſenhafter Philanthropie und nie fehlenden Guillotinen hin. Man will dem Opfer der irdiſchen Gerechtigkeit jedes überflüſſige Leiden erſparen und es vor jeder Gefahr eines zwei-, drei- und vierfachen Abſterbens bewahren. Gewiß, das iſt

ſehr löblich, und wenn das Kind des Dr. Guillotin weder zerbrochen, noch geroſtet, noch abgeſtumpft, noch ungeſchmiert, noch ungeſchickt aufgerichtet-iſt, ſo ſtirbt der glückliche Verbrecher allerdings nur ein einziges Mal. Aber ſollte die Juſtiz bei ſo vieler Sorgfalt und Milde für die Hälſe der Schuldigen, nicht auch ein wenig Erbarmen für die Ohren der unſchuldigen Menſchen empfinden? Was that ich, um die Grauſamkeiten dieſes wandernden Heeres unzerſtörbarer Clarinetten, Violinen, Brummbäſſe, Orgues de barbarie, Dudelſäcke, Pfeifen, Trompeten u. ſ. w. zu verdienen? Nie in meinem vierundzwanzigjährigen Leben beging ich einen Mord, nicht einmal den meines Schneiders und Schuſters. Der Brandſtiftung könnte man mich freilich eher zeihen, denn in blinder Verzweiflung übergab ich einſt, im Traume, den Flammen einen Pallaſt unbezahlter Rechnungen, erbaut von den Händen jener Götter der Scheere und Ahle. — Warum, Geſundheitsrath des ungeſunden Paris, ſchützeſt du weder mein Zwerchfell, noch das deinige vor dieſen ſpitzen, ſchrillen, disharmoniſchen Meſſerſtichen, vor dieſen donnernden Keulenſchlägen und trommelnden Mordanfällen und entſetzlich monotonen Savoyardenmelodien? Warum? Warum? So frage ich verzweifelnd, indem ich, vollkommen nach den Regeln der Engel'ſchen Mimik, die Hände zum Himmel erhebe und mir zu gleicher Zeit die Ohren zuhalte; denn eben dreht dicht unter meinem Fenſter ein Kerl in blauer Matroſenjacke und eng anliegenden Dandybeinkleidern mit

unbarmherziger Energie ſeine verſtimmte Orgel. Muſard! Muſard! höre mich in meiner Noth! Ich flehe dich und deinen Lampenputzer an, engagirt dieſen Mann für eure muſikaliſchen Abendunterhaltungen; ſetzt ihn und ſein unſterbliches Inſtrument als frühere erſte Mitglieder der Hofcapelle Sr. Majeſtät des Kaiſers der Barbarei, auf eure Anſchlagzettel. Dann endlich werde ich ſicher ſein, daß Beide keine Anſchläge mehr gegen mich, mein Trommelfell und mein Gehirn zetteln. Wiſſe, Leſer, daß ſeit länger als vier Wochen dieſelbe Orgue de barbarie Morgens recht früh und Abends recht ſpät ſich die undankbarſte Mühe giebt, mich zu entzücken. Manchen lieblichen Sous bereits warf ich von der erhabenen Höhe meines Zimmers mit boshafter Geſchicklichkeit juſt auf den abgeſchabten Hut dieſes Künſtlers. In meinem freigebigen Zorne ließ ich ſogar einmal ein dickes Zweiſousſtück gerade auf ſeine kupferrothe Stumpfnaſe ſpringen. Aber der Mann ſcheint unempfindlich, wie Theſeus bei den Klagen der ſchönen Ariadne, oder wie ein Theaterdirector bei den Wuthausbrüchen ſeiner gagedurſtigen Truppe. Er nimmt mit vielem Anſtande ſein Geld und ſeinen roth und grün angeputzten Affen auf, zieht mit echt franzöſiſcher Artigkeit ſeinen Hut, dankt mir mit einem verbindlichen Lächeln, ſpielt mit abſcheulicher Großmuth noch einmal ſeine verruchteſte Melodie und geht, um ſpäteſtens morgen ſeinen Mordanfall ungeſtraft zu erneuern. Und die roth und

grün geputzten Affen! Ach, das ist das zweite und nicht minder rührende Kapitel derselben Leidensgeschichte.

Während der Sommermonate trifft man diese vierbeinigen Humoristen in den Straßen von Paris, wie in den elyseischen Feldern und in den Dörfern der nächsten Umgebung überall, in unermüdlichem Sousammeln und Aepfelessen. Man muß nämlich wissen, daß der Drehorgler seinen Affen fast eben so gut wie sein Instrument abzurichten weiß. Der Zweihändige spielt und der Vierhändige grimassirt, der Zweihändige zieht die Mütze, sieht ahnungsvoll nach allen Fenstern und Thüren, und der Vierhändige setzt rechts, links, nach jeder Richtung den friedlich Vorübergehenden nach, zupft diesem Herrn am Rockschoße, jener Dame am Kleide, springt hier einem Knaben zutraulich auf die Schulter und eilt dort auf einen Wink seines Herrn mit Blitzesschnelle längs der Mauer eines Hauses bis zur höchsten Dachkammer hinan, um aus der Hand eines freigebigen Kunstfreundes einen Sous in Empfang zu nehmen. Ein dünner Strick, lang wie die Jakobsleiter, der von seinem Halse herabhängt, bleibt übrigens an dem einen Ende in der Hand seines Herrn, eine, trotz dem freundschaftlichen Verhältnisse Beider, sehr nothwendige Vorsicht. Auch in die Köpfe der Affen fährt der Freiheitsschwindel zuweilen, und sie kratzen und knurren dann, als hätten sie seit Jahr und Tag im Cabinet de lecture oder im Kaffeehause beim Frühstücke ein halbes Dutzend aufstachelnder Blätter verschlungen.

Das Kapitel der musikalischen Leiden endet leider keineswegs mit dem Heere der wandernden Instrumente aller Art, und der Affenzudringlichkeiten. Das stete Wagengerassel, ein edelmüthiger Platzregen und die kräftigen Stimmen der Ausrufer schützen im Sommer wenigstens dann und wann unsere harmlosen Ohren gegen die Töne der Kunst. Beim Beginn des Winters verschwinden zum großen Theile mit den Blumen und Weintrauben auch die musikalischen Attila's von den Straßen. Es scheint, daß die Drehorgler und ihre Affen, die Savoyardenjungen und ihre Murmelthiere, die Pfeifer, Trommler, Pauker u. s. w. in das Geschlecht der Zugvögel gehören. Man darf wenigstens der Vermuthung Raum geben, daß sie mit den Störchen und Schwalben einen Widerwillen gegen jeden Ankauf von Mänteln, Pelzhandschuhen und Brennholz empfinden, und von dieser Antipathie getrieben, beim Eintritte der rauhen Jahreszeit über Länder und Meere in eine andere Hemisphäre eilen. Ach, sie gehen nur, um andern grausameren Quälgeistern Platz zu machen. Diese martern allerdings weder in den Straßen, noch auf den elyseischen Feldern, aber in dem Heiligthum der Salons und Besuchszimmer. Mit sanfter, unendlich gütiger Miene pflanzen sie sich auf einen Stuhl oder vor ein Notenpult, zwischen zwei Wachskerzen und zwei alte Fräulein, gewöhnlich nächste Nachbarn des in Extase gerathenen Virtuosen. Der Virtuose lächelt noch einmal bescheiden schüchtern, wirft einen halbbittenden Blick auf die Gesellschaft,

ſchlägt dann die Augen nieder und die Aufſchläge ſeines mehr oder minder eleganten Fracks in die Höhe, lächelt noch einmal und — beginnt nicht. Er vergaß, ſein weißes, geſtern aus der Wäſche zurückgekehrtes Taſchentuch auf den Schooß oder neben das Notenpult zu legen. Auch dieſer Auszug findet endlich ſtatt und der Virtuoſe ſetzt nun wirklich ſeine beringten Finger auf muſikaliſche Weiſe in Bewegung. Man darf vermuthen, daß unter dem Kaiſerreiche noch kein ſo rückſichtsloſer Mißbrauch der edeln Muſik getrieben ward, als im Jahre 1840. Der Code Napoleon würde in ſeiner umſichtigen Weisheit ſicher einige Paragraphen den Piano-, Geigen-, Harfen- und Flötengewaltthaten gewidmet haben. Oft genug erſchien mir die lange Reihe der Klaviertaſten wie eben ſo viele boshafte Dämonen, die mit ihrem ſchrillen Lachen und, Gott verzeihe mir den Ausdruck, krokodillartigen Weinen, ſich in die Gehörgänge des wehrloſen Menſchen ſtehlen und ſich an ſeinen bitterſten Qualen ergötzen. „Frevler!“ höre ich einen Muſikenthuſiaſten mit flammendem Zornblicke rufen, „du ſchmähſt die heiligſte, keuſcheſte der Künſte!“ Bah, Ehrfurcht, tiefe Ehrfurcht den geweihten Prieſtern dieſer Göttin, aber Spott und Lachen ihren Fratzendienern. — Das muſikaliſche Treiben wird in der weiten Seineſtadt zur wahren Manie. Alles geigt, flötet, pianiſirt und ſingt hier. In dem kleinſten Familienzirkel glänzt dreimal wöchentlich das künſtleriſche Talent der

Hausfrau, des Fräuleins, des Sohnes, ja der Töchterlein und Söhnlein, die kaum sechsmal die Kirschbäume blühen sahen. Die Franzosen sind dann viel zu höflich, um nicht die erbärmlichste Tonverzerrung als bewundernswerth, als zu den schönsten Hoffnungen berechtigend, zu preisen. Hinterdrein freilich, wenn man sich in einen diskreten Salonwinkel zurückgezogen, fällt das Urtheil nicht so gütig aus. Mais Madame L. n'a donc aucune pitié de nos oreilles, heißt es hier. C'était pour mourir d'ennui, heißt es dort. Beim Weggehen aber dankt man noch einmal verbindlichst für den köstlichen Genuß und verspricht, eher die italienische Oper, als die nächste ähnliche soirée musicale zu versäumen.

Zu den drolligsten Figuren, welche der musikalischen Manie ihr Dasein und ihre Thee- und Kuchenportionen danken, gehört der Romanzensänger, ein interessantes Specimen des Virtuosengeschlechts. Man trifft ihn, nach Buffon, weder in den Urwäldern Nordamerikas, noch in den Eissteppen des Nordpols, sondern am häufigsten in den musikalischen Salons der civilisirten, geheizten und frisirten Stadt Paris. Er ist zwei-, jedoch sehr dürrbeinig, trägt buttergelbe Glacéhandschuhe, langes, dichtverwirrtes Haar, das einer gezähmten Löwenmähne gleicht, überdies einen eleganten Frack, eine Uhrkette und ein halb Dutzend Ringe an jedem Finger. Sein Mund, dessen Zähne keineswegs einer doppelten Reihe Perlen gleichen, ähnelt,

wenn er sich zum Singen öffnet, etwa der Mündung eines Vierundzwanzigpfünders. Auch machte ich die Beobachtung, daß sich die alten Fräulein dem in Extase gerathenen Romanzensänger bei Weitem nicht so zutraulich nahen, wie dem Klavier- oder Geigenvirtuosen. Sein ungeheuerer Haarwald und seine weitklaffende Mundhöhle machen ihn allerdings zu dem Miniaturportrait eines in Wuth gerathenen Löwen.

Der Großvater des heutigen Romanzensängers lebte zur Zeit des Direktoriums. Nach den Gräuelthaten der Schreckenszeit lauschte man gern wieder den sanften Tönen des Liedes, die sich wie Balsam in die blutenden Wunden legten, welche fast jedem Herzen geschlagen waren. Ach, die heiligen Namen, welche zu jener Zeit mit der Romanze Lieder des Trostes, des barmherzigen Vergessens, componirten und sangen, ahnten nicht, daß man ein Vierteljahrhundert später ihr schönes Werk fast zur Karrikatur machen würde. Boieldieu und il Signor Cherubini schrieben die Romanzen, welche der berühmte Garat und Madame Tallien, diese Eleuthere in phrygischer Mütze, mit wahrer Begeisterung vortrugen.

Die heutigen Romanzensänger theilen sich in zwei Hauptclassen, in die bezahlten und unbezahlten. Die reichen Hotels der Faubourg St. Germain, die Finanz- und Beamtenaristokratie, wie die brillanten Salons der Gesandten zahlen mit klingendem Golde die Anstrengungen

der Virtuosen und die Entzückungen ihrer Gäste. Hier wird in der That oft wahrhafter Genuß geboten, denn mit der Wünschelruthe eines Bankbillets von 500 Franken weiß man selbst die ersten Mitglieder der italienischen Oper in diese reich dekorirten, von der Elite der Gesellschaft gefüllten Räume zu zaubern. Der bezahlte Romanzensänger, welcher keiner Bühne angehört, verläßt mit der schönen Jahreszeit das schwüle Paris, um nach Baden, Spaa, Aachen, Dieppe, Rouen u. s. w. zu eilen. Seine Anwesenheit ist den Badegästen fast so nothwendig, wie das Wasser und der Conversationssaal. Ohne ihn würden jene trauten Concerte unter dem blauen Dache des Abendhimmels, jene musikalischen Morgenunterhaltungen und Abendspaziergänge, ihren mächtigsten Reiz verlieren. Natürlich wird er auch hier bezahlt, ohne jedoch, wie die übrigen Gäste, seine Habe in den grünen Rachen der Spieltische zu schleudern. Er erntet, ohne zu säen, denn er schont seine Börse für eine idyllische Zukunft, der er sich mit jeder Romanze, jeder Barcarole, jeder Triolienne um einen Schritt nähert. Nach einer ziemlich langen Reihe von Jahren, wenn dem Gesangvirtuosen die Wangen ein- und die Haare ausfallen, wenn sein Mund wirklich in den Besitz zweier Perlenreihen (falscher Zähne nämlich) gelangt ist, wenn er die Blöße seines Hauptes mit einem Toupet verbergen muß, dann denkt er an den römischen Kaiser Diokletian und zieht sich aus dem Kerzenglanze der Salons in das

milde Halbdunkel eines Bauergütchens zurück. Ja, der Gott der Romanze pflanzt fortan Kohl und Rüben, erkundigt sich auf das Aengstlichste, in welcher Jahreszeit der Klee gesäet werden, wann der Hafer eingebracht und der Mist gelegt werden muß. Mit stoischer Ruhe antwortet er auf die Bitten seiner Freunde, welche ihn wieder in ihrer Mitte wissen wollen, und auf den Spott seiner Feinde, die im Grunde sein glückliches Loos beneiden. Das Gut des Ex-Romanzensängers ist selten weiter als zehn Stunden von Paris entfernt. In der Saison der Concerte, in der er früher seine glücklichsten Triumphe feierte, sieht man ihn mindestens sechs Mal in den bekanntesten Localitäten. Er singt freilich nicht mehr, aber er horcht und kritisirt. Wehe dem jungen Nachwuchse, der eines seiner Lieblingslieder zu singen und zu verunstalten wagt! Verunstalten nennt er nämlich jede Gesangsmethode, die von der seinigen abweicht. Er wendet sich rechts und links zu seinen Nachbarn, hier mit einem sarkastischen Lächeln, dort mit einem spitzen Worte oder mitleidigen Kopfschütteln. Man achtet sein Urtheil, denn man kennt und schätzt seine Vergangenheit. Das wissen die Romanzensänger des Tages und sie buhlen mit Schmeichelworten, mit Einladungen zu Diners und Dejeuners um seine Freundschaft. Acht Tage vor Ostern verläßt unser Held die Hauptstadt, um zu seiner Ackerbestellung zurückzukehren, und mit tiefster Seelenruhe sieht er die

Tage des Sommers, die ihn früher so weit geführt, vorüberziehen.

Auch über den unbezahlten Romanzensänger habe ich noch Einiges zu sagen. Im Gegensatze zu seinem edlern Kunstbruder zeigt sich, je älter er wird, seine Singwuth immer unersättlicher. Er wendet tausendfache Listen an, um sich während jedes Gesellschaftsabends mindestens drei Mal zum Vortrage zwingen zu lassen. Seine Kehle ist ein Vulkan, in welchem es am gefährlichsten gährt, wenn man ihn vollkommen ruhig glaubt. Der plötzliche Ausbruch eines französischen oder italienischen Liedes fällt wie ein Regen kochender Lava und glühender Steine auf die Harmlosen, welche sich ohne Besorgniß dem Romanzenschwangern genaht hatten. Wie alle große Männer spricht auch er in jeder Minute ein Wort aus, das seine charakteristische Eigenthümlichkeit wiederspiegelt: „Je suis né avec cent mille francs dans le gosier!" ruft er bei der Suppe, beim Thee, beim Kommen und Gehen.

Oft genug erbietet sich ein Witzling, ihm den Schlund zu öffnen und den verborgenen Schatz an das Tageslicht zu fördern. Aber unser Virtuose zieht vor, dem klingenden Besitze jenes Schatzes, als dem Refrain aller seiner Reden zu entsagen. Auch von seinen Reisen erzählt er gern und viel. Man bewunderte das Metall seiner Stimme in Neapel und Venedig, in Petersburg und Wien, in Spanien und England, obwohl er, wie einige

boshafte Stimmen flüſtern, nie weiter als drei Stunden jenſeits der Barrieren von Paris gekommen iſt. Gleichviel, die Natur gab dem unbezahlten Romanzenſänger eine ſo lebhafte Phantaſie, daß er ſehr wohl das Waſſer in ſeinem Waſchbecken für die Wogen des adriatiſchen Meeres und den Montmartre für die himmelhohen Alpen nehmen konnte.

Einundzwanzigster Brief.

Da ſitze ich nun bereits ſeit Jahr und Tag in dem gigantiſchen Steinhaufen, den man Paris getauft! Ich weiß ganz vortrefflich, wo man gut und billig, und wo man ſchlecht und theuer zu Mittag ißt, ich weiß mich ohne Mühe in allen Quartieren der Rieſenſtadt zurecht zu finden, beſonders in denen, wo die hübſcheſten Griſetten wohnen, ich habe mir mit unendlicher Mühe eine Charakteriſtik der Theater jeder Größe, jedes Ranges, der reichſten Leſecabinete, der eleganteſten und der ſchmuckloſeſten Cafés geſchaffen, Barrierenvergnügungsplätze und Bibliotheken, Spaziergänge und Kunſtſammlungen aller Art, Deputirten- und Pairskammer beſucht, kurz ich habe die Weltſtadt in ihrem Ganzen und in ihren Einzelnheiten voll ſtachelnder Wißbegierde durchforſcht — — dennoch aber frage ich mich noch zuweilen mit

ſtaunender Selbſtüberraſchung: „Bin ich nun wirklich in Paris?!“ Alles, was ich ſehe und höre, erſcheint mir oft wie eine optiſche und akuſtiſche Täuſchung, wie ein ſeltſamer Traum, der gefällig genug iſt, recht lange zu dauern. Aber welch ſchneidender Contraſt auch zwiſchen unſerm dumpfigen, krückenſchleichenden deutſchen Leben, zwiſchen unſerer bleiernen Philiſterhaftigkeit, unſerer ſchwülen Titelluft, unſerer kleinlichen Engherzigkeit, und dem geiſtigen, raſchen, fortſchritt-friſchen, vorurtheilsfreien Sein, das mich hier umgiebt. Der Rhein iſt ſicher der bedeutungsvollſte aller Grenzflüſſe. Er trennt nicht nur zwei Länderſtriche, deren Name, ſondern zwei Nationen, deren geiſtiges und materielles Sein unendlich verſchieden iſt. Wahrlich! wäre ich ein reicher Mann, oder ein Univerſitätsprorector, ich würde eine Preisaufgabe aus der Löſung der Frage machen, wie in einer an und für ſich unbedeutenden Raumentfernung eine ſo ungeheuere Verſchiedenheit entſtehen und beſtehen konnte? An weitſchweifigen, zahlreichen Löſungsverſuchen dieſer intereſſanten Theſe würde es ſicher nicht fehlen, vielleicht aber würden ſie alle nur auf den bekannten Spruch des Tacitus zurückführen: „Beſſer iſt es, an das Sein Gottes zu glauben, als es zu erklären verſuchen!“? Nehmen wir alſo die Dinge, wie ſie nun einmal ſind, ohne das Warum? näher zu erforſchen. Fort ihr philoſophiſchen Grübeleien! fort ihr analyſirenden Gründe! Ich will den Leſern endlich wieder von der lebensluſtigen, coquetten Donna Paris erzählen, von

dieser Welt der Contraste, wo uns der üppigste Reichthum neben der nacktsten Armuth, Glanz und Wohlleben neben Schmutz und Elend, die feinste Eleganz neben den eckelhaftesten Lumpen, das tollste Sinnenleben neben wahrhaft großartigen, begeisternden Bestrebungen entgegentritt. Man darf sagen, Paris ist ein Chamäleon, das mit jeder Jahreszeit seine Farben wechselt, ohne je seinen eigentlichen Charakter zu ändern; Frühling und Sommer, Herbst und Winter haben hier ganz eigenthümliche Physiognomien, jeder dieser ewig schwindenden und ewig wiederkehrenden Herrscher seinen scharf abgemarkten Hofstaat, den ihm sein Haushofmeister, das Vergnügen, und sein Harlequin, die Mode, gar trefflich zu ordnen weiß. Für den Augenblick leben wir hier in der sogenannten schönen Jahreszeit, die ich aber, was die Riesenstadt selbst betrifft, als die häßlichste der vier Schwestern bezeichnen möchte. Ich rede jedoch, mit einem großen Notabene sei es gesagt, nur von den schwülen, staubigen Tagesstunden; die lauen Abende, auf den gashellen, menschenbelebten Boulevards oder in den elyseischen Feldern zugebracht, bieten mannichfaltige Genüsse dar. Auf den erstern drängt sich bis gegen Mitternacht die elegante und nicht elegante Welt, um frische Luft zu schöpfen, um zu sehen und gesehen zu werden, um die lichtblühenden Läden mit ihren lockenden Schätzen anzugaffen, oder vor den Thüren zahlreicher Cafés auf kleinen Strohstühlen sitzend, behaglich ein Glas Eis zu schlürfen, und das Drängen des heitern Menschengewühls

vorüberziehen zu lassen. Die Café's müssen hier gleich den Theatern mit dem Schlage Mitternacht geschlossen werden. Im Sommer jedoch wird dieses Gebot häufig genug übertreten. Einzelne Kaufmannsläden stehen sogar dem Publikum bis gegen halb ein Uhr offen. Die elyseischen Felder sind seit einigen Wochen mit einer vollständigen Gasbeleuchtung versehen. — Wenn der lange Sommertag endlich den traulichen Schatten der Nacht weichen muß, bieten sie, von den Terrassen des Tuileriengartens aus betrachtet, einen überraschend schönen Anblick dar. Unzählige Lichter flimmern und schimmern in den breiten Laubgängen. Der weite Concordeplatz mit seinem dreitausendjährigen Obelisken und seinen Strahlensäulen schießenden Fontainen reckt sich neben ihren Eingängen gleich einer riesigen Vorhalle hin. Der bedeutungsvolle Triumphbogen erhebt sein siegbezeichnetes Haupt in der Ferne. Wohin der Blick fliegt, überall begegnen ihm die Massen der fröhlichen Spaziergänger, imposante Gebäude, stolzprangende Bäume und rasch dahin rollende Wagen. Von den Stadttheilen her ertönt ein dumpfes Gebrause, als ob ein Heer sturmgepeitschter Wellen gegen ein steiles Felsgebirg brande. Das Ganze ist eine so großartige Scene, daß selbst die genialste Feder sie kaum genügend wiederzugeben vermöchte. Ueberschreiten wir nun ein wenig den Place de la Concorde, denselben, auf dem vor 47 Jahren das königliche Haupt Ludwig XVI. fiel, und betreten wir den Mittelpunkt des Panoramas, die elyseischen

Felder. In der Mitte werden sie durch die breite, nach Neuilly führende Heerstraße, auf der die bereits besprochenen Longchampsfahrten stattfinden, und die übrigens bei schönem Wetter beständig mit Fuhrwerken aller Art bedeckt ist, durchschnitten. In den Seitenalleen herrscht das bunteste, amüsanteste Leben, das man zu denken vermag. Man müßte wahrhaftig ein finsterer Beduine, oder ein wandelnder Holzklotz sein, um hier nicht oft laut und herzlich aufzulachen. Taschenspieler und Elektrisirmaschinen, Gaukler und Verkäufer aller Art, Propheten und Prophetinnen, Araber und Chinesen, Alles dies lobschreit und lärmt hier durch einander, daß Einem die Ohren gellen und die Frankenstücke in den Taschen zittern. Dort links sitzt ein Mann auf einem Strohstuhle, zu seinen Füßen liegen eine Menge schwerer und leichter Gewichte. Vor sich hat er eine Wägemaschine aufgestellt, die aus zwei Sesseln besteht, wovon der eine die Pfundstücke, der andere den Menschen aufnimmt. Der ganze Proceß ist in weniger als einer Minute beendet, und der Mann in beständiger Arbeit. Für ein dickes Zweisousstück kann man hier das Vergnügen haben, auf Pfund und Loth seine Schwere zu erfahren. Dem Gewichtsforscher zur Seite steht ein anderer vierschrötiger Kerl mit einer andern Maschine, der [illegible] den Namen „Kraftmesser" beigelegt. Man schlägt mit geballter Faust auf ein elastisches, aber stark widerstrebendes Kissen. Dem letztern zur Seite befindet sich ein schmales Brett mit einer Menge Zahlen und einem Zeiger.

Der Zeiger ſinkt je nach der größern oder geringern Kraft des Schlages. — Der Schlagende weiß nun endlich, wie ſtark er iſt, und zahlt für dies unſchuldige Amuſement zwei Sous. Dort unter dem Laubdache des hohen Lindenbaums ſteht ein langgerecktes, phantaſtiſch gekleidetes Frauenzimmer. In ihren Händen hält ſie nichts als ein ſchlichtes Käſtchen mit Muſcheln, aber von ihren Lippen ſtrömt eine unerſchöpfliche Beredtſamkeit. „Jede dieſer Muſcheln" — ſchreit ſie in ſchrillem Tone die umſtehende gaffende Menge an — „enthält das Lebensloos eines Menſchen. Was Ihr gethan, was Ihr thun wollet, was Ihr thun werdet, was Euch begegnete und was Euch begegnen wird, ja ſelbſt, was nach Eurem Tode aus Euch wird, Alles dies ſagt Euch auf das Treueſte ein kleines Papier in der Höhlung meiner Muſcheln. Es ſind ihrer hier fünfhundert, aber ſelbſt wenn fünfhundert Perſonen zu gleicher Zeit die Hand nach einer Muſchel ausſtreckten, ſo würde dennoch Jedermann die rechte, nur ihn betreffende erhalten." — Die Frau hat nicht Unrecht; denn die fünfhundert Papiere haben genau einen und denſelben prophetiſchen Inhalt. Uebrigens verſtehen alle dieſe Leute ihr Handwerk mit überraſchender Gewandtheit, mit jenem Geiſt und Witz zu treiben, der den Franzoſen angeboren iſt. Bei freundlichem Wetter ſind die elyſeiſchen Felder bis nach 11 Uhr voll geräuſchvollen Lebens. Im Winter aber iſt es nicht ganz geheuer in ihnen. Im letzten December wurde einer meiner deutſchen Freunde hier vom Raubge-

ſindel überfallen und nur durch das zufällige Nahen einer Patrouille einer üblen Behandlung entriſſen.

Ungefähr in der Mitte zwiſchen dem Concordeplatze und dem Triumphbogen, ſeitwärts der Allee, befindet ſich der berühmte Cirque national des Herrn Franconi. Von Mitte October bis Mitte Mai bleibt das zeltartige, kreisförmige Gebäude unbenutzt. Im wunderſchönen Monat Mai aber, wenn die Bäume wieder im ſtolzen Laubſchmuck prangen und es im Theater des Boulevard du Temple zu dumpf und ſchwül wird, öffnen ſich ſeine Pforten, und die ſchauluſtigen Pariſer ſtürzen hinein, um die ſtarkgliedrigen gewandten Reiter, die flinken Clowns, die graziöſen, hochgeſchürzten Damen und die ſchlanken, wirklich meiſterhaft dreſſirten Pferde zu bewundern. Die Franconiſche Reitergeſellſchaft iſt ſo ſtark, daß ſie oft in der Provinz und in der Hauptſtadt zu gleicher Zeit Vorſtellungen giebt. Eines ihrer tüchtigſten Mitglieder iſt der bekannte Komiker Auriol, der in der That in ſeinen Leiſtungen alle Erwartungen übertrifft. Die kühne Reiterin Kénébel, welche vor einigen Jahren in Braunſchweig und Hannover ſo viele Verehrer an ihren Siegeswagen, oder vielmehr an den Schweif ihres Pferdes zu ſpannen wußte, iſt gegenwärtig die Gattin des Herrn Adolf Franconi. Seit ihrer Verheirathung blieb ſie indeſſen dem Cirque und ſeinem Sandboden fern. Zu den leidenſchaftlichſten Beſuchern dieſer modernen Arena gehören die Mitglieder des Jockey-Clubs. Dieſe Herren, in ihren breitſchößigen, blankknö-

pfigen Fracks, in ihren gelben Handschuhen und spornbesetzten Stiefeln, lorgnettiren Rosse und Reiter mit Kennermienen und bilden ein schwer zu befriedigendes kritisches Tribunal. — Andere interessante Vergnügungsplätze der elyseischen Felder sind die Bals champètres und die Concerte. Die erstern finden größtentheils in kleinen, hübsch decorirten, bunt erleuchteten Gärten statt, in denen die Nichttänzer es sich bei Wein und Kaffee wohl sein lassen, während die Verehrer Terpsichorens in einem anstoßenden schmalen Saale, in den das Licht von oben herab durch breite Glasscheiben fällt, den berüchtigten Cancan oder andere, eben nicht anständigere Tänze ausführen. Die Tanzenden selbst sind Studenten, Kaufmannsdiener, Künstler und — Grisetten. Ein Fremder, der mit dem kühnen Gedanken, eine Eroberung zu machen, einen derartigen Ball besucht, stößt jedoch auf bedeutende Schwierigkeiten. Die netten, nadelgewandten Mädchen beantworten seine wiederholten Aufforderungen zum Tanze fast immer mit einem schnippischen: „Obligée, Monsieur, je viens d'être engagée." Die Wahrheit aber ist, daß sie eigentlich vom ersten bis zum letzten Tanze engagirt sind, nämlich mit ihren Geliebten oder quasi Männern, mit denen sie im dreizehnten Arrondissement leben. Dies ist ein Ausdruck, der zu besserem Verständniß einer kleinen Erläuterung bedarf. Paris wird bekanntlich in zwölf Arrondissements getheilt. Nichts desto weniger aber giebt es noch ein dreizehntes. Die Franzosen sind äußerst schlau

und treffend in ihren Bezeichnungen, besonders in Dingen, die eine Art tolerirter Gesetzübertretung betreffen. So verstehen sie unter dem dreizehnten Stadtbezirke die Gesammtzahl der illegitimen Ehepaare, deren es eine Unzahl in allen Klassen der Gesellschaft giebt. Wenn man daher hier zu Lande von einer Mariage du troisième arrondissement spricht, so weiß man sogleich, daß weder der Segen der Kirche, noch die Bewilligung der Mairie eingeholt wurde, um sie zu schließen. Die polizeilichen Gesetze in dieser Hinsicht sind natürlich, bei der ungeheueren Bevölkerung und der weiten Ausdehnung der Stadt, mehr als nachsichtig. Zuweilen aber stören sie dennoch à l'improviste und mit unangenehmer Strenge die süße Ruhe der Inclinationsehen. So wurden im letzten Spätherbste die Studentenquartiere am frühesten Morgen von Stadtsergeanten durchstrichen, die Hotels durchsucht und manches friedlich schlummernde Paar ziemlich rauh zur Legitimation seines Zusammenlebens aufgefordert.

Kehren wir noch für einen Augenblick in die elyseischen Felder zurück. Der ländlichen Bälle, von denen ich so eben sprach, giebt es eine ziemliche Menge. Sie sind um so besuchter, als der Eintrittspreis höchstens einen halben Franken beträgt, und man meistens diese kleine Bezahlung nach Belieben vertanzen oder im Gaumengenuß verzehren kann. An Sonn- und Festtagen sind Gärten und Tanzsäle gepfropft voll. Man drängt und wird gedrängt, man erstickt fast vor Staub und Hitze, man kann kaum gehen,

viel weniger tanzen, die Geigen und Flöten zerreißen die Ohren, nichts desto weniger aber amusirt man sich vortrefflich. Uebrigens muß man gestehen, daß bei diesem Tanzvergnügen Excesse der Trunkenheit oder roher Gemeinheit wahre Seltenheiten sind. Selbst der ungebildetste Franzose beobachtet bei derartigen Belustigungen ein viel gesitteteres, anständigeres Betragen, als die ungeschlachten deutschen Handwerksburschen ꝛc. Geht die Indecenz eines Tänzers ein wenig zu weit, so tritt einer der wachthabenden Soldaten oder Stadtsergeanten dem Libertin näher und mahnt ihn an strengeres Beobachten des Anstandes. Wird dieser freundlichen Aufforderung nach zweimaliger Wiederholung keine Folge geleistet, so winkt der Mahner einem seiner Kameraden und der Ungehorsame wird ohne weitere Umstände, trotz seines Widerstrebens, und gewöhnlich unter schallendem Gelächter der Menge, aus dem Saale geführt, in dem er sich für den Abend nicht mehr blicken lassen darf.

Die Concerte, welche in den „himmlischen Gefilden" stattfinden, sind eben nicht von Bedeutung. Es giebt deren hier drei oder vier. Die Orchester, oft an achtzig Mitwirkende zählend, spielen neuere und ältere Compositionen, aber trotz dem ewigen Taktschlagen des Dirigenten, mit geringer Präcision. Die Directoren selbst schreiben eine Unzahl von Galoppen, Quadrillen, Potpourri's u. s. w. deren Ausführung, mögen sie nun gut oder schlecht sein, natürlich nichts im Wege steht. Das Publicum

dieſer muſikaliſchen Abendunterhaltungen iſt äußerſt nachſichtig. Es klatſcht aus Leibeskräften, wenn ein Stück ein wenig anſpricht, und begnügt ſich mit einem tiefen Schweigen, wenn Compoſition oder Ausführung gar zu viel zu wünſchen übrig läßt. — Das beſte dieſer täglichen Concerte wird in dem ſogenannten Châlet oder der „Schweizerhütte" gegeben. Es ſteht unter der Direction des bekannten Jullien und ſein Orcheſter zählte im vorigen Sommer, wo ich es beſuchte, 120 Muſiker. Die Zahl der Executirenden war daher zuweilen größer, als die der Hörer.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Pariser Briefe.

Von

Joseph Mendelssohn.

Zweiter Band.

Pariser Briefe.

Von

Joseph Mendelssohn.

Zweiter Band.

Leipzig,
Verlag von J. J. Weber.
1841.

1840.

Erster Brief.

13. October.

Vor einigen Tagen erschienen hier die so lange und von Manchen sehr ängstlich erwarteten „Memoiren" Gisquet's, des bekannten Expolizeipräfekten. Das Ministerium des 15. April, das ihn von seinem Posten entfernt hatte, fürchtete nicht ohne Grund die Indiskretion des so empfindlich Gekränkten. Noch vor einigen Monaten bot man Herrn Gisquet eine Summe von hunderttausend Franken, um ihn zum Unterdrücken seiner angekündigten Denkwürdigkeiten zu bewegen, aber, um mich bildlich auszudrücken, die goldne Waffe zerbrach auf dem Harnische seines festen Willens. Uebrigens wußte Gisquet mit rühmlicher Mäßigung den Skandal zu vermeiden. Seine Mittheilungen, die vier starke Bände, jeder zu 500 Seiten, bilden, bieten in mannichfacher Hinsicht das lebhafteste Interesse dar, ohne auf zu rücksichtlose Weise Per-

ſonen und Verhältniſſe des Tages zu compromittiren. Der Leſer wirft einen tiefen Blick in die Leitung einer ſo complizirten, aus ſo heterogenen Elementen zuſammengeſetzten Maſchine, wie die Pariſer Polizei. Die Speichen und Springfedern dieſes geheimnißvollen Räderwerkes arbeiten endlich einmal nackt vor ſeinen Augen, und man kann nicht umhin, dem ſcharfſinnigen Meiſter, der mit eiſerner Ruhe in die tiefſten Tiefen des politiſchen und geſellſchaftlichen Treibens der Rieſenſtadt blicken muß, eine Art unwillkührlicher, mit Grauen gemiſchter Bewunderung zu ſchenken. Die bekannten und geheimen Agenten des vieltauſendäugigen Argus lernen wir in dieſen Memoiren von Angeſicht zu Angeſicht kennen: von dem ſchmutzigen Spion, der in dem Schenkladen des Marchand de Vins die Reden der unvorſichtigen Arbeiter belauſcht, oder in den ſchwarzen, verſteckten Höhlen der Cité Mörden und Dieben nachſpürt bis zum eleganten Salondandy, der von Gold und Brillanten funkelt, in den feinſten Zirkeln Zutritt findet, der Geiſtreichſte, Liebenswürdigſte, das geſchmeichelte Schooßkind der Damen und dennoch nichts als ein mit 40,000 Franken jährlich beſoldeter Polizeiſpion iſt. Auch über das Weſen jener zufälligen, anſcheinend völlig unwichtigen Andeutungen, die, der Polizei zukommend, oft auf die Spur der gefährlichſten und weitverzweigteſten Complotte leiten, enthalten die Gisquet'ſchen Memoiren überraſchende Aufklärungen. Ferner darf man ſie als einen wichtigen Bei-

trag zur Geſchichte Frankreichs von 1831 bis 1838 bezeichnen. Namentlich ſind die während dieſes Zeitraums ſo oft wiedergekehrten innern Unruhen, die blutigen Anſtrengungen der Republikaner und Legitimiſten, die Kämpfe in den Straßen von Paris wie auf den Feldern der Vendée, mit eben ſo großer Wahrheit als Leidenſchaftsloſigkeit geſchildert. Ueber die vereitelten geheimen und öffentlichen Umtriebe aller Parteien, den Thron der Orleans wieder umzuſtürzen, über das nichtige Treiben der Pariſer Journaliſtik und über die mannichfachſten, intereſſanteſten Zeitfragen gibt uns das Werk Gisquet's die belehrendſten Aufſchlüſſe. Die nachſtehenden Blätter aus dem dritten Bande, die ich hier in getreueſter Uebertragung gegeben, dürften namentlich jenſeit des Rheins vom allgemeinſten Intereſſe ſein und bleiben. Sie betreffen einen deutſchen Fürſten, gegen den ſich, nach mehrjährigem Leiden, ein ſonſt kindlich harmloſer Volksſtamm im Sturm der Empörung erhob, dem ein unerbittliches Flammenmeer, das Schloß ſeiner Ahnen verzehrend, den Weg der nächtigen Flucht beleuchtete, einen Fürſten, der bereits ſeit zehn Jahren im Exil die Unbeſonnenheiten ſeiner Jugend büßt — — den Herzog Karl von Braunſchweig.

„Man weiß," ſagt Gisquet, nach einigen einleitenden Worten über den Herzog, „daß im Anfang des Jahres 1831 *)

*) Der Herzog Karl von Braunſchweig ward keineswegs im Anfang des Jahres 1831, ſondern in der Nacht vom 6. zum

dieſer kleine Deſpot, der ſich zur Aufgabe gemacht zu haben ſchien, Dom Miguel zu kopiren, in Folge ſeiner Extravaganzen aus ſeinem Lande vertrieben ward; faſt auf dieſelbe Weiſe, wie man Karl X. im Jahre 1830 aus Frankreich jagte. Er kam nach Paris und ſchien im Strudel der Zerſtreuungen ſein Mißgeſchick vergeſſen zu wollen; wahrſcheinlich aber verbarg der Herzog von Braunſchweig unter dem Aeußern eines Sybariten ein Herz, für das die großen Thatenfelder des Lebens geſchaffen waren. Er träumte von Ruhm und wollte an der Spitze eines Heeres ſeine herzogliche Krone wieder erobern.

Nun kann es Niemandem unbekannt ſein, daß in dieſem Archipel von Herzogthümern, Großherzogthümern, Fürſtenthümern, von freien Städten und ſouverainen Staaten, die den Grund und Boden Deutſchlands einnehmen, daß in dieſer Moſaik das Herzogthum Braunſchweig einen ſehr ehrenwerthen Rang behauptet: eine Bevölkerung von 240,000 Seelen machen es quaſi zu einer Macht im Verhältniſſe zu den umliegenden Fürſtenthümern.

In ſeiner Ungeduld, ſeine alten Unterthanen glücklich zu machen, oder die eidbrüchigen Lehnsherren, welche ihn auf ſo ſchimpfliche Weiſe aus dem Lande getrieben hatten,

---

7. September 1830 aus der Stadt vertrieben. Selbſt die Pariſer Polizeipräfekte nehmen es mit der Geſchichte des Auslandes eben nicht zu genau, wie man ſieht!

zu züchtigen, entwarf der Herzog von Braunſchweig einen Feldzugsplan, ließ im Norden Werbungen anſtellen und ſchloß mit Herrn Vinzent Nolte, Käufmann zu Paris, einen Vertrag zur Ausrüſtung und Equipirung einer Armee von fünftauſend Mann, an deren Spitze er wieder Beſitz von ſeinem Lande nehmen wollte.

Das Wohlwollen ſeines hohen Verwandten, des Königs Georg IV. von England, und die Bemühungen eines Herrn Allard, den unſer gefallener Prinz mit dieſem ziemlich delikaten Geſchäft beauftragt, hatten ihm in Folge einer ſo eben in London liquidirten Erbſchaft eine Summe von mehrern Millionen verſchafft. Nachdem der Herzog von Braunſchweig in den Beſitz derſelben gelangt war und ſich auf eine eigene Weiſe mit ſeinem Unterhändler abgefunden, betrieb er eifrigſt die Anfertigung der fünftauſend Uniformen, der fünftauſend Paar Schuhe, der fünftauſend Tſchakos, der fünftauſend Patrontaſchen, der fünftauſend Haferſäcke und foderte die raſche Lieferung der zwei Feldſtücke, der zweitauſend Stückpatronen, der fünftauſend Gewehre und der dreimalhunderttauſend Patronen, die man ihm verſprochen hatte. Eine Summe von 50,000 Franken war bereits auf Abſchlag für die Lieferung dieſer Gegenſtände bezahlt worden.

Unglücklicher Weiſe war ich von allen dieſen Ankäufen in Kenntniß geſetzt worden. Herr Baron v. Andlau, Geſchäftsträger des Herzogs von Braunſchweig, ward erſucht,

sich zu mir zu verfügen. Ich erklärte ihm den festen Willen der Regierung, sich der Ausschiffung der bestellten Gegenstände zu widersetzen und theilte ihm die Befehle mit, welche in dieser Hinsicht auf allen Punkten, wo die Lieferung und Einschiffung derselben stattfinden sollten, den Behörden zugekommen waren. Die in diesen Umständen ergriffenen Maßregeln schnitten die kriegerischen Entwürfe des Prätendenten kurz ab und verhinderten vielleicht eine Restauration in dem Herzogthume Braunschweig.

Obwohl Frankreich keine liberale Propaganda aussenden gewollt, fährt Gisquet fort, so war es doch natürlicher Weise noch bei Weitem weniger geneigt, gegenrevolutionäre Umtriebe zu begünstigen. Abscheulich würde es gewesen sein, das Land der Freiheit zum Arsenal des Absolutismus zu machen.

Uebrigens, ich muß es gestehen, ich konnte die Absicht des Herzogs nie recht klar durchschauen. Seine Entwürfe erschienen mir stets wie von einer Wolke umhüllt, die mich noch immer in starkem Zweifel über die Realität seiner Eroberungspläne läßt. Ich weiß, daß er, durch Vermittelung einiger Abgesandten, mehrere Mittheilungen von Seiten der Herzogin von Berry empfing. Der frühere Despot von Braunschweig machte seine Ankäufe von Waffen, Kriegsmunitionen und Uniformen, die den Gegenständen derselben Natur, welcher sich die französische Armee bedient, vollkommen gleich sein

ſollten, juſt zur ſelben Zeit, als die Mutter Heinrich's V. Italien verließ. Die Uniformen waren zu Bordeaux beſtellt worden, und eben hier ſollte man Alles, was die Kontraktanten zu liefern verſprochen hatten, empfangen und einſchiffen. Nun konnte aber das Fahrzeug, das ſie, dem Anſcheine nach, an die Mündung der Elbe bringen ſollte, ſeine Ladung recht wohl an einem der Küſtenpunkte der Bretagne ausſchiffen. Chouansbanden würden eben nicht verfehlt haben, ſich an einem bezeichneten Punkte einzufinden. — — — Je weiter ich dieſe Beziehungen führe, je wahrſcheinlicher wird es mir, daß ſich der Herzog von Braunſchweig zum Helfershelfer der angeblichen Regentin gemacht hatte.

Dieſe Muthmaßung, um nicht zu ſagen, dieſe Ueberzeugung, konnte natürlich die Abſicht, die Pläne der in Rede ſtehenden Perſonen zu durchkreuzen, nur immer mehr befeſtigen. Seine Reklamationen und verneinenden Erklärungen wurden übel aufgenommen und ich ließ alle ſeine Schritte ſehr emſig bewachen.

So erfuhr ich denn bald darauf, daß der Herzog neue Intriguen angeſponnen und ſich diesmal an die Republikaner gewandt hatte. Unter ihnen fand er Werkzeuge und ſchien plötzlich, recht ſeltſamer Weiſe, an ihren Lehrſätzen Geſchmack gefunden zu haben. Die Aufmunterungen, welche ſeinerſeits den Feinden unſrer Inſtitutionen geworden waren, die beleidigende Sprache, deren er ſich fortwährend in Beziehung auf unſere Regierung bediente

und verſchiedene andere Verhältniſſe erlaubten nicht, ſein längeres Bleiben in Frankreich zu dulden. Das Miniſterium beauftragte mich, ihm den Befehl zur Abreiſe mitzutheilen. Der Herzog von Braunſchweig vergaß, daß man, um Achtung zu gebieten, wenn man die Ehre hat, eine gefallene Größe zu ſein, ſehr wohl thut, einigen Adel der Geſinnungen, Ruhe und Reſignation zu zeigen, und zog vor, die Schroffheiten eines halsſtarrigen Charakters herauszukehren. Er weigerte ſich, meinen Andeutungen Folge zu leiſten. Da auch eine zweite Auffoderung zur Abreiſe ohne Erfolg geblieben war, ſo befahl ich, auf den Wunſch des Miniſters des Innern, ſeine Verhaftung. Am 18. September 1832 erſchien ein Gensd'armericoffizier, begleitet von einer ſtarken Eskorte, mit einem von dem Miniſter und mir unterzeichneten Verweiſungsbefehle verſehen, in der Wohnung des Herzogs. Der Prinz weigerte ſich, ſein Zimmer zu öffnen, und man mußte einen Schloſſer holen, um die Thüren zu erbrechen. Der Herzog lag im Bette. Man foderte ihn im Namen der Geſetze auf, ſich zu erheben und den Agenten der Landesgeſetze zu folgen; er gehorchte erſt in dem Augenblicke, als er einſah, daß ein längerer Widerſtand die Gensd'armen zur Anwendung der phyſiſchen Stärke nöthigen würde.

Der Herzog von Braunſchweig ward nun in eine Poſtchaiſe gehoben, und begleitet von einem Gensd'armerielieutenant und einem Friedensoffizier bis an die Schweizergrenze geführt.

Ein republikaniſches Blatt ſpie bei dieſer Gelegenheit Feuer und Flammen gegen mich und die Regierung. Die Verweiſung ſchien ihm eine Handlung des Haſſes. „Man verrieth", ſagt jenes Journal, „die Pflichten der Gaſtfreundſchaft, man gehorchte auf feige Weiſe den Befehlen der heiligen Allianz" u. ſ. w.

Einen Monat ſpäter griff mich der Herzog von Braunſchweig vor den Schranken der Tribunale wegen ſeiner Verweiſung an, indeſſen erklärten die Gerichtsbehörden, wie leicht begreiflich iſt, ihre Inkompetenz, da es ſich um einen adminiſtrativen Akt gehandelt, und der Kläger ward in die Koſten verurtheilt.

Ein Jahr darauf kehrte der Herzog von Braunſchweig wieder nach Frankreich zurück, und ſein Aufenthalt in Paris ward nicht wieder beunruhigt, da er fortan, ohne ſich um politiſche Intriguen zu kümmern, ein durchaus friedliches Leben führte."

Zweiter Brief.

18. Oktober.

Der Herbſt mit ſeinen Trauben und ſeinen rothgelben Blättern, mit ſeinen Aſtern, Aequinoctialſtürmen, ſeiner magern Haſenjagd in der Ebene von St. Denis und ſeinen melancholiſchen Abenden, der Herbſt iſt da. Als ich noch ein Kind war und in der freien Stadt Hamburg, in einem weiten, öden, mit knorrigen Birnbäumen bepflanzten Garten einen guten Theil meiner Zeit verträumte, brachte mir der Herbſt die wehmüthigſten und glücklichſten Wochen. Manche Stunde ſaß ich hoch oben in den halbentlaubten Baumkronen und ſagte mir in kindiſcher Träumerei, daß ich den lieben blauen, eiligen Wolken nun endlich näher gekommen. Der gefällige Baum reckte ſich dann höher und höher, bis er mich mitten in ihren Schooß gebracht hatte, und der Knabe mit den Wolken dahinflog über die mit falben trauernden Blättern beſäete Erde. Noch heute ſtimmt mich ein welkes Blatt ernſter als ein

rieſiger, ſchwarzausgeſchlagener Dom, in welchem Prieſter, Frömmigkeit auf den fleiſchigen Geſichtern, die Todtenmeſſe ſingen, in welchem ein Sarg und düſter glimmendes Kerzenlicht an eine andere Welt mahnen. Es iſt ein ſo altes, aber ein ſo rührend wahres Bild, den Menſchen einen Baum zu nennen, dem ein kurzer Lenz, ein ſchwüler Sommer und ein langer, troſtloſer Winter wird. Der Herbſt des Menſchen aber iſt düſtrer als der der Natur. Wohl folgt ihm der Winter, nimmer der Frühling. Unſer Herbſt iſt die Zeit der Wehmuth, der Täuſchung, der Reſignation. Ernſte Todtenkränze winden wir uns aus unſern entflohenen Träumen, und jedes Blatt deutet eine verwehte Hoffnung, jede Blume eine geſtorbene Freude. — — Wir Menſchen nennen eine gewiſſe Schlummerſtätte den Friedhof, weil ſeine Bürger endlich mit der Erdenwelt in Frieden leben, ob aber auch der Himmel ihnen Ruhe ſchenkt, weiß nur er allein. Vielleicht wird gar mancher der Schlummernden von wilden Büßungsträumen, von unerbittlichen Schreckbildern geängſtigt, die ſein vertrocknetes Hirn durchjagen und ſein morſches Gebein zittern machen. — Wahrlich, ein frommer Scharfſinn erfand die Inſchriften auf den Leichenſteinen. Wie beruhigend iſt die Gewißheit, welche wir mit uns ins Grab nehmen, an dem großen Tage der Auferſtehung, wenn der Schlaf und die böſen Träume unſer Gedächtniß geſchwächt haben, uns ſogleich wieder in den Beſitz unſrer Namen und reſpect. Tugenden

ſetzen zu können. Dem Menſchen, der die Erfindung der Leichenſteine gemacht, ſollte man noch im Grabe das deutſche Bürgerrecht verleihen. Er erwarb ſich ein unendliches Verdienſt um die Menſchheit im Allgemeinen und um uns Deutſche insbeſondere, die wir nur zu ſehr einen ruhigen Schlummer lieben.

Alle dieſe heterogenen Gedanken kamen mir geſtern Abend, als ich bei den erſten Strahlen des Mondes, langſam, einſam den Père Lachaiſe durchſtrich. Es würde durchaus überflüſſig ſein, hier eine neue Schilderung dieſes ſo oft und ſo erſchöpfend beſchriebenen Kirchhofes zu geben. Nur einige flüchtige, unſchuldige Anmerkungen, nur ein Wort über den Eindruck, den er an einem wunderbar ſchönen Herbſtabende auf mich hervorbrachte, nichts weiter. Auf dem Grabe eines deutſchen Mannes ſchrieb ich die erſte Strophe eines Liedes:

Wie lau die Herbſtnacht iſt! Wie ſchmeichelnd Blumenduft
Des Todtengartens weiten Raum durchhaucht:
Wie Mädchenathem koſt die Dämmerluft.
Der Mondſtrahl zittert in den Säulenhainen,
Die nun zu denken und zu trauern ſcheinen,
In ſeines Lichtes Silber-Strom getaucht.
Ein Schlummerlied, nach langen Erdenleiden,
Singt Zephyr nun im Laub der Trauerweiden.

Aber das Gedicht ward nicht vollendet. Der Ort, die Zeit, der rieſige Sandſtein, auf welchem die einfachen, aber ſo unendlich bedeutungsvollen Worte „Ludwig Börne" mir im Mondlicht entgegenglänzten, das ſchwarze

Kreuz, woran ich mich lehnte, noch vor Kurzem durch die Wuth des Sturmes dem Grabe entführet, die gelben, fallenden Blätter, die schwankenden Schatten der unzähligen Marmortempel, Pyramiden und Bildsäulen, das Andenken des Todten, der zu meinen Füßen moderte — — das Alles riß mich in einen verworrenen Gedankenstrudel. Meine Pulse schlugen heiß und hastig, Bleifeder und Papier zitterten in meinen Händen, die bleiche Himmelskugel schaute groß und melancholisch auf mich herab und ich glaubte, mit den Gräbern, Monumenten, Blumen und Bäumen des weitgedehnten Friedhofes einen wilden Reigen zu tanzen. — So oft ich auch den Père Lachaise besuchte, fromme, tiefe Gedanken an das Jenseit stiegen nie in mir auf. Das Gefühl sinnender Rührung, dem man sich auf einem einfachen deutschen Kirchhofe so gern hingibt, bleibt hier, dem Fremden wenigstens, fern. Die Franzosen sind überall Schauspieler, im Salon wie auf der Straße, im Café wie auf dem Friedhofe. Sie haben ihren Todten einen prachtblendenden Gartensalon erbaut und ihre Trauer steigt hier, je nach ihrem geringern oder größern Vermögen, in einem schlichten Leichensteine, oder in Marmorsäulen, griechischen Tempeln, Chapelles funéraires, stumpfen Obelisken u. s. w. auf. Eine großartige, hervorstechende Familiengruft gehört zu den Lebensbedürfnissen der Reichen, wie eine glänzende Equipage, ein Hotel, eine Loge in der italienischen Oper, Caschemiershawle und Bedientenschwarm. Man prunkt

mit ihr, wie auf dem Marsfelde und in Chantilly mit einem vollblütigen englischen Renner. Nebenbei trauert es sich viel nobler, viel standesgemäßer am Fuße eines hoch und stolz aufgeschossenen Monumentes, als an einem unscheinbaren niedern Steine. Daher jener widerliche Grabmals-Wetteifer — denn die Reichen werden unablässig von der Begierde gestachelt, es einander in dieser Hinsicht zuvorzuthun. Abenteuerliche Summen werden für Trauerkapellen, griechische Tempel, Trauersäulen u. s. w. vergeudet und es gibt auf dem Père Lachaise mehr als ein Monument, das 100,000 Fr. gekostet. „O Eitelkeit, o Eitelkeit der Eitelkeiten!" dürfte man mit dem würdigen Hofkaplan des vierzehnten Ludwig, mit Bossuet, ausrufen, denn weder religiöse Begeisterung, noch fromme Heiligung des Andenkens der Verstorbenen machte diesen Friedhof zu dem berühmtesten der Welt. Wie viel Großartiges, wie viel wahrhaft Bewundernswerthes hätte nicht mit der Hälfte jener ungeheuern Summen für die Lebenden wie für die Nachwelt ausgeführt werden können. Wenn ich die engen, schmutzigen, stinkenden Gassen und Gäßchen der Vorstädte St. Martin und St. Denis durchstreiche, wenn ich, zufällig oder absichtlich, einen Blick in die Hütten des entsetzlichsten nacktesten Elendes werfe, wenn mich in der Leichenhalle (Morgue) die gebrochenen Augen der vom Hunger zum Selbstmorde Getriebenen schauerlich anglimmern, wenn ich in der Frühe eines eisigen Wintertags erstarrte Männer, Frauen, Kinder, die kein Obdach fanden, um

ihre halbnackten, vom Mangel zernagten Glieder zu bergen, von der Straße aufraffen sehe — dann denke ich an den Père Lachaise, an seine riesigen Mausoleen, an seine Marmorsäulen, an seine Trauerkapellen im griechischen und römischen Styl und an die Summen, welche man hier täglich dem Götzen der Eitelkeit opfert. Der glänzende, kalte Marmor, mit dem man die fühllosen Gräber kränzt, könnte so manch weiches Ruhekissen für das müde Haupt des Armen werden. Die starren Leiber der Todten, wie die Würmer, von denen sie verzehrt werden, würden sich wahrscheinlich ohne Widerspruch mit einem schlichten Gedenkstein begnügen. Allerdings sollte man Denjenigen, welche zum Ruhme, zur Verherrlichung ihrer Zeit lebten, auch im Tode eine Auszeichnung gewähren, aber ich kenne eine würdigere, eine ehrenvollere, als die eines prachtvollen Mausoleums. Die alten Römer und Griechen begruben ihre berühmten Männer an der besuchtesten Landstraße, damit jeder, der des Weges zog, an ihrem Grabmale beten und durch das Andenken ihrer Größe sich zum Nacheifern begeistern sollte.

Die einfachsten und rührendsten Monumente des Père Lachaise sind ohne Zweifel die vom Schmerz der Eltern ihren früh entrissenen Kindern errichteten. Hier wenigstens darf man an ein Gefühl ernster Trauer glauben, hier wenigstens wird der Zauber frommer Liebe nicht von dem Grinsen der Thorheit gestört, und auch in der Seele des fremden Beschauers erwacht ein tiefer, theilnehmender

Schmerz. Wenn ich auf dem Père Lachaise bin und eine Mutter am Grabe ihres Kindes beten ſehe, ſo verſöhnt mich das im Augenblicke mit all dem nichtigen, eitlen Tande, der, nach meinen Gefühlen, auf einem Friedhofe nie zu finden ſein ſollte. Die Franzöſinnen mit ihren ſchwarzen ſündigen Augen können ſo fromm, ſo innig fromm blicken, wenn wahre Rührung ihr Herz bewegt. Eine Mutter am Grabe ihres Kindes! Liegt nicht eine Welt voll ſchwermüthiger Poeſie in dieſen Worten? Noch geſtern Abend — ich zögre, mir dieſe Scene zurückzurufen, denn mein Herz blutet bei der Erinnerung. Eine junge ſchlanke Frau in Trauerkleidern, mit einem von Thränen und langen ſeidenen Wimpern umſchatteten Auge kniete auf einem friſchen Hügel. Vier Marmorſäulen, die ein griechiſches Tempeldach trugen, erhoben ſich auf dieſem Grabe. Im Innern hingen zwei Bilder, das einer Mutter Gottes und eines himmliſch ſchönen Kindes. Wie oft ſtand ich in der großen Gemäldegallerie des Louvre bewundernd vor Rafaels Madonna. Nie hätte ich geglaubt, daß die Züge einer Mutter liebender, frommer, heiliger ſein könnten, als die, welche der große Italiener auf die todte Leinwand gezaubert. Aber dieſe Frau, welche hier am Grabe ihres Kindes betete, war von der Hand Gottes geſchaffen — — und Gott iſt ein größerer Maler, als ſelbſt Rafael d'Urbino. Gelbe Todtenblumen umſchlangen das Bild des Kindes und der Heiligen, und gewiß, zweifelhaft war es, ob die Frau zu der Letzteren

oder zu ihrem Kinde betete. Beide ſchauten wie liebend und tröſtend zu ihr hernieder und beide verſchwammen allmählig in den zitternden Schattenſtrichen der Dämmerung. Der ſcharfe Herbſtwind ſpielte mit den Todtenblumen und dem ſchwarzen Schleier der Mutter. Am Himmel ſchoſſen düſtre Wolken vorüber und ſie ſchienen mir die verkörperten Worte eines langen, wehmüthigen Liedes. Der Abend brach tiefer herein. Es ward dunkel und öde auf dem Père Lachaiſe. Der letzte heutige Begräbnißzug hatte ſchon ſeit einer Stunde ſeine kalte Laſt in die Erde geſenkt. Die große Glocke am Haupteingange ſchrillte hell und gleichgültig über die Gräber, Monumente und Blumen. Es iſt das Zeichen für Jedermann, den Kirchhof zu verlaſſen, weil man ihn ſchließen will. Ich ſtand noch immer hinter einer mächtigen Trauerweide und blickte noch immer auf die betende Mutter. Die kreiſchende Glocke entriß ſie endlich ihrer Andacht, aber ihr frommes Zögern, das Grab ihres Kindes zu verlaſſen, war faſt ſo rührend, wie ihr Gebet. Nahe vor dem äußern Thore hielt ein geſchmackvoller Wagen und ein reich gallonirter Bediente öffnete demüthig den Schlag. Der Schimmer einer Laterne ließ mich ein vielgetheiltes Wappen und eine Grafenkrone entdecken. Noch im Einſteigen brachte die Dame das Taſchentuch an ihre Augen. Der Wagen rollte raſch dahin, ich blickte ihm lange nach, und dachte: Stand und Reichthum, vereint mit einem ſolchen Herzen — das iſt ſelten bei einer Franzöſin.

Was nun die prächtigen Baumgänge, die Blumenfelder, das Parkartige des Père Lachaise betrifft, so muß ich gestehen, daß auch diese Schönheiten mir auf einem Kirchhofe nur störend erscheinen. Der Mensch ist während seines ganzen Lebens mehr oder minder ein Götzendiener der Tändeleien, ließe man ihn doch im Tode wenigstens im Arme der Natur. Die wilden Blumen, mit denen sie die Gräber umkränzt, das hohe wuchernde Gras, mit dem sie liebend die Hügel deckt, ist das nicht die sinnigste, die schönste Friedhofsanpflanzung? Den Juden ist's verboten, ihre Begräbnißplätze mit regelmäßigen Pfaden, Bäumen und überflüssigem Schmucke zu versehen. Ich weiß nicht, wer dies Gesetz gegeben, aber gleichviel, ich bin ihm von Herzen dankbar dafür. Eine jüdische Begräbnißstätte, mit ihren verworren gesäeten Gräbern, ihren ausgetretenen Fußsteigen, halbversunkenen Leichensteinen, ihrem wilden Anwuchse, ihrer düstern Nacktheit und vor Allem mit ihrer ernsten Gleichheit für Reich und Arm, das ist ein geheimnißvoll reizendes Bett für den modernden Menschenleib und ein zur Andacht stimmender Tempel für den betenden Besucher. Ein solcher Friedhof war für mich vor einer geraumen Reihe von Jahren die Wiege seltsamer Gefühle, die noch jetzt von Zeit zu Zeit mit Zauberkraft in meiner Seele beben. Manche Stunde wohl lag ich, einsam träumend, im üppig wuchernden Grase zwischen zwei verwitterten Leichensteinen, die mit ihren tiefsinnigen hebräischen Inschriften mich ernst, wie

Geiſter der Vorzeit, anſtarrten! Ueber mir flammte der alte Sonnenball und goß ſeine ewig jungen Lichtfluten auf die wirr durch einander geworfenen Gräber. Die Bienen ſummten in der würzigen Frühlingsluft und umſchwärmten die beiden verwitterten, faſt gänzlich verſunkenen Leichenſteine wie lärmende Kinder weißbärtige Greiſe umjubeln. Auf den Steinen aber — mir iſt es, als ſähe ich ſie noch in dieſem Augenblicke — las ich in hebräiſchen Buchſtaben die Jahreszahl 1602. Das Uebrige der Inſchriften hatten die Regen und Stürme von mehr als zwei Jahrhunderten verlöſcht. Die Gebeine, welche einſt an dieſer Stätte begraben worden, waren vielleicht die beiden erſten Bürger des Todtengartens geweſen, denn ſie moderten ganz nahe an einer verfallenen Mauer, die mit ihren ſchwarzen Armen, wie ein Symbol des dunkeln Jenſeit, den Friedhof umſchloß. Ja, auf dieſen Hügeln träumte ich manch ſelige Stunde, und der gute alte Wächter mußte mich am Abend oft mit Gewalt von meinem Lieblingsplatze entfernen. Ich träumte, denn mir war es, als hinge ich an dem Munde meiner Mutter, als lauſchte ich in ſüßſchauerlicher Erwartung einem wunderbar lockenden, uralten Märchen. Die purpern glühenden Wolken, die Sonne, die Bienen, der Wind und das rauſchende Gras, die verſchollenen Gräber und ihre abenteuerlichen Steine, Alles ſang und ſprach zu mir in fabelhaften Tönen, die jetzt wie ein leiſes Echo, zuweilen in meinem Innern wiederklingen.

Dritter Brief.

27. October.

Den melancholiſchen Scenen meines letzten Schreibens mögen anſprechendere folgen. Beliebe es dem Leſer, mich, zu ſeiner Beluſtigung, einen Augenblick in die Ebene von St. Denis und die benachbarten Holzungen zu begleiten. Die Jagdzeit oder vielmehr die Zeit der Verſuche, unſchuldiges Wildpret aufzuſpüren, beginnt für ganz Frankreich am 1. September und währt mehrere Monate. Jeder, dem die polizeiliche Erlaubniß ward, Waffen zu tragen und der ſcharfſichtig genug iſt, einen Haſen zu entdecken, darf ihn tödten. So ſtößt man denn ſchon ſeit acht Wochen überall auf alte und junge Herren, welche mit entſetzlich langen Flinten, weitläufigen Jagdtaſchen und unternehmenden Blicken dahinziehen, um dem edlen Waidwerke obzuliegen. Die Nimrods en miniature kehren gewöhnlich nach einigen Tagen wieder zurück, nachdem

sie nichts als ihre Zeit getödtet haben, und Alles, was sie von ihrem Jagdzuge heimbringen, ist — ein solider Stockschnupfen. Uebrigens dürfen sie sich noch glücklich schätzen, wenn sie weder einen harmlosen garde champêtre um seine kostbaren gesunden Glieder gebracht, noch einen ihrer eignen Gesellschafter in jene andere Welt expedirt haben. Auch giebt es allerliebste Quidproquos auf diesen Jagdzügen. So erzählte mir gestern Jemand, er habe das Unglück gehabt, eine Katze für einen Hasen anzusehen; er zielte mit bewundernswürdiger Geschicklichkeit, und seine Kugel erreichte ihr Ziel. Sie raubte nämlich dem arglosen Vieh die Hälfte seines respectabeln Schwanzes, welche, wie von einem Messer abgeschnitten, zu Boden fiel. Aber die Herrin der Katze, eine würdige Matrone aus St. Denis, die mit ihrem Lieblingsthier einen Morgengang gemacht hatte, und in diesem Augenblicke aus dem Dickicht trat, stürzte vor Schrecken, Mitleid und Zorn ebenfalls, und zwar ohnmächtig zu Boden. Unser Waidmann glaubte nun, er habe statt des Wildes die alte Dame getroffen. Todtenbleich flüchtete er nach Paris, hielt sich hier ängstlich versteckt, um am andern Morgen vor der Strenge der Gesetze eine Zuflucht an der Küste Albions zu suchen, als er zum Glück von einem seiner heimkehrenden Begleiter den tragi-komischen Irrthum erfuhr.

Auch die projectirte Befestigung der Hauptstadt giebt, wie das bei dem Charakter der Franzosen wohl nicht anders sein konnte, unerschöpflichen Stoff zu Spott und

Lachen. Der gute, echte Bürgersmann träumt nämlich gegenwärtig von nichts als Bomben, Kartätschen, Sturmleitern, Generalmarsch-Schlagen. Die Worte Bastion, Contrescarpe, Redoute und Rundmauer versetzen ihn Tag und Nacht in die Welt der Belagerungen und Plünderungen. Als neulich ein Theil der Garnison auf dem Marsfelde im Feuer manoeuvrirte, glaubten Epiciers und Fruchthökerinnen, daß bereits die Heere der Verbündeten, verkleidet, die zukünftigen Mauern von Paris erstiegen hätten. Jeden Sperling, der über ihren leeren Köpfen dahinflog, nahmen sie für eine Bombe, Granate oder einen Obus. Ach, die Pariser sind ein närrisches Völkchen. Sie haben theilweise Courage, wenn Noth an Mann ist, aber dagegen glauben sie auch jede Gefahr bereits eingetreten, wenn man nur Miene macht, sie vor ihrem möglichen Kommen zu bewahren. Wenn z. B. morgen der Gesundheitsrath der Stadt die Maßregel träfe, Chlorpfannen an einige Straßenecken setzen zu lassen, so würden sich übermorgen Hunderttausende ängstlich den Leib betasten und jedes Grimmen in ihren Eingeweiden für ein unerbittliches Symptom der asiatischen Cholera morbus nehmen. So darf es denn Niemanden in Erstaunen setzen, daß die projectirte Befestigung von Paris, die Pariser pur sang, als da sind Epiciers, Bäcker, Fruchthöker und Chiffoniers, nebst respectiven Gattinnen und Kindern, schon jetzt alles mögliche Blut und Graus der Zukunft erblicken läßt. Unter Anderm las man bereits seit einigen

Tagen an Häuſern, in welchen Zimmer freiſtehen, die hochwichtige Anzeige: „Il y a ici des caves à l'épreuve de la bombe!!!“ Bombenfeſte Keller — klingt das nicht wie das Geraſſel von zwölf drohend auffahrenden Batterien Vierundzwanzigpfünder? Dieſe Hauseigenthümer, welche auf die Kriegsluſt der europäiſchen Mächte und auf das Kanonenfieber der Pariſer ſpeculiren, werden bald Nachahmer aller Art gefunden haben. Vielleicht leſen wir bald einmal etwas von bombenfeſten Kaffeehäuſern, Reſtaurants, Theatern, Tanz- und Ballſälen ꝛc. ꝛc.

Die am 1. d. M. wieder erſchloſſenen Pforten des Odeontheaters würden uns hier hinreichend an den hereinbrechenden Winter mahnen, thäten es ſelbſt der Kalender und die gebratenen Kaſtanien auf den Straßen nicht. Ja, vom Nebelſtrande der Themſe, aus der Atmoſphäre der Lords, der Ladys, des Porters und des Beefſteaks ſind die herrlichen italieniſchen Sänger wiedergekehrt und das Pariſer Publicum blieb ihnen rührend treu, wie Madame Penelope ihrem Eheherrn. Der überzeugendſte Beweis dieſer Treue iſt wohl die Aufopferung, mit der die haute volée — ich mag dies Wort im Grunde durchaus nicht leiden, noch weniger aber den Ausdruck beau monde, denn dieſe letztere iſt oft abſcheulich häßlich — drei Mal wöchentlich den Weg in das liederliche, Griſetten- und Eſtaminets-wimmelnde Studentenquartier wagt. Indeſſen,

die Italiener ſind, ſeitdem ihr ſchönes Haus in der rue Favart von den Flammen verwüſtet ward, hierher verſchlagen, und die Genüſſe, welche ſie bieten, bleiben lockend genug, um weder das hohe, noch das niedere Publicum von dem weiten Gange abzuſchrecken. Sängern und Sängerinnen, wie Lablache, Rubini, Tamburini, die Griſi und Perſiani ſollte man, beſäße man etwas von dem naiven Schönheitsſinne der Alten, einen Tempel der Kunſt bauen, der mit ihren Talenten und der Verehrung zweier Welten für ſie einigermaßen im Verhältniß ſtände. — Nach dem Vorſtehenden brauche ich kaum noch hinzuzufügen, daß ich am Eröffnungsabend, — gleich der Schlußvorſtellung die eclatanteſte der Saiſon — in der italieniſchen Oper war. In der That, trotz vierſtündiger Plagen und Mühſeligkeiten bin ich heldenmüthig in dieſe geweihten Hallen des Geſanges gedrungen. Ja, heldenmüthig! das Beiwort gebührt mir von Gottes- und der Queuewegen. O, Ihr glückſeligen deutſchen Theatergänger, die Ihr Euch auf Eure ſehnigen Fäuſte und auf die Gewandtheit Eurer Ellenbogen verlaſſen könnt, um den Eintritt in den Tempel der Kunſt und der Perſonenzettel zu erkämpfen, wie wonnig iſt Euer Loos! Und wie würdet Ihr es zu ſchätzen wiſſen, hätte Euer Unſtern Euch und Eure reſpectabeln Beine jemals zu einem vierſtündigen Queuemachen vor einem Pariſer Theater verurtheilt! Die Plagen der Hölle oder die eines wandernden Theaterdirectors, was faſt ſynonym iſt, wünſche ich dem, der das

Queuemachen erfand. Liegt nicht tauſendfach perſonificirte Langweile und Ungeduld, verkörpertes Fröſteln und Schnupfenfieber in dem Worte? Und obendrein macht man vor den meiſten Pariſer Theatern im Herbſt oder Winter Queue, und kommt ſo gleichſam, ehe man das Paradies erreicht, zuvor in das Fegefeuer des ſchlechten Wetters. In der ſchönen Jahreszeit, wenn die Nelken und die Strohhüte blühen, wenn die Nachtigallen und die Kirſchenhökerinnen ſingen, wenn es in dem Tuileriengarten und in den elyſeiſchen Feldern von Spaziergängern wimmelt, gleicht die Mehrzahl der Theater Saharawüſten im verjüngten Maßſtabe. Höchſtens vermögen es die Rachel, Duprez und Bouffé, ihr Theater mit einer namens- und geldeswerthen Queue zu beſchenken.

Alſo, ich machte Queue, und zwar von vier Uhr Nachmittags bis halb acht Uhr Abends. Ein dickes Buch in der Hand, und einen ſtammelnden Schwätzer neben mir, ergab ich mich in mein Schickſal und in meinen Nachbar. Halb fünf erſt! Heiliger Saturnus! Erbarme Dich meiner. Beſchleunige den Lauf der Zeit und auch den der Pariſer Uhren! Joſua zum Trotz würde ich rufen: Sonne gehe unter, wenn ſie am Himmel ſtände. Doch, Muth gefaßt, mein Buch iſt ein engliſches, Reiſeſkizzen von Miſtreß Trollope, es wird mich endlich der Langeweile und der Ungeduld entreißen. — Fünf Uhr! Bei der Küchenſchürze dieſes Autors, ich ſterbe an meinem

ſtammelnden Nachbar, an Miſtreß Trollope und an der Langeweile, was im Grunde ziemlich gleichbedeutend iſt. — — — Ah, halb ſechs. Die Scene belebt ſich etwas. Von allen Straßenecken nahen die Scharen unerſchrockener hörbegieriger Queuemacher. Auch die Cigarrenjungen und die Ausrufer der Theaterblätter laſſen bereits an der ganzen Ausdehnung des Schweifes entlang ihre eben nicht melodiſchen Stimmen ertönen. Achetez, Messieurs, *L'Entreacte*, Journal de Programme! — Des Cigarres et du feu! Le *Vert-Vert!* Le *Pont-Neuf!* Dix centimes seulement, Messieurs, achetez! Une chaise! Deux chaises à louer! — Alle Welt kauft Cigarren und Zeitungen. Mein ſtammelnder Nachbar hat den Einfall, mir einen Artikel ſeines Vert-Vert vorleſen zu wollen. Menſch, was that ich Dir, daß Du mich morden willſt? Sprich, trat ich Dir je auf die Krähenaugen, warf ich Dir je, wenn es eben in Strömen vom Himmel goß, durch ein boshaftes Ellenbogenmanöver den Regenſchirm aus der Hand? Zwang ich Dich je, einen meiner Pariſer Briefe oder eines meiner Gedichte zu leſen? Barmherzigkeit und ein wenig Platz, wenn ich bitten darf. Es thront ein milder Richter über den Sternen und ein sergent de ville dort auf dem Eckſtein. Beide rufe ich gegen Deine Meuchelpläne zu Hilfe. Doch halt, ein frecher Ankömmling klettert eben, trotz des wüthenden Geſchreies: À la queue! à la queue! über das hölzerne Geländer, an dem entlang tauſende von Beinen, wie un-

geſalzene Häringe eingepfercht, ſtehen. Der Uſurpator bietet, wie Napoleon, einer ganzen Welt von Feinden Trotz, und bleibt an ſeinem kühn eroberten Platze. Dagegen würde ich friedlicher Fremdling nicht das Mindeſte einzuwenden haben, hätte er ihn nicht unglücklicher Weiſe an meiner Seite gewählt. Uff! Ich erſticke. Meine Füße ſind kalt, wie der Schnee am Nordpol, und ich ſchwitze doch, wie ein Hochzeitbraten am Spieß. Ach, mein neuer Nachbar iſt ein intereſſanter Mann. Er trägt einen ſchön cultivirten Schnurrbart, und raucht wohlriechende Cigarren. Wir machen Bekanntſchaft.

Quel ennui de faire la queue! ſagt er, der gerade anderthalb Stunden ſpäter als ich gekommen, und dennoch der Pforte des Paradieſes bereits ſo nahe iſt, wie ich.

C'est un mal nécessaire, Monsieur! antworte ich ihm mit einiger Zweideutigkeit.

Der Anfang iſt gemacht. Wir ſprechen von der Langeweile des Queueſtehens und hören endlich Beide auf, uns zu langweilen. Mein Nachbar iſt ein Italiener, den indeſſen nur ein leichter Accentanflug als ſolchen verräth. Er ſpricht mit Gewandtheit und Geiſt und die Viertelſtunden eilen uns dahin, als ſäßen wir in einem eleganten Café des Palais-Royal, oder gar in der Oper ſelbſt. Er erzählt mir viel und mit Begeiſterung von den Leiſtungen der Scala in Mailand, von der wunderlieblichen Francilla Piris, von Moriani und der Signora

Ungher. — — — Endlich ſagen uns die Uhren, daß wir ein Recht haben, ungeduldig zu werden.

Ouvrez, ouvrez, s'il vous plait! ouvrez! So ſchreien unzählige Kehlen und auch die unſrigen mit mächtiger Anſtrengung, dabei ſtampfen die Stiefelabſätze, Stöcke und Schirme dröhnend den Steinboden. Aber drinnen im Heiligthum hört man nicht, oder will nicht hören. Dafür ſchallt es noch immer: *L'Entreacte!* Le *Vert-Vert!* Le *Pont-Neuf!* Des bons Cigarres! Fumez, Messieurs! Lisez! Achetez! — Die Cigarrenjungen ſind witzige kleine Teufel, echte Glieder der großen Gaminsfamilie, artig, grob, galant, boshaft, wie es eben die Umſtände und ihre leeren Taſchen wollen. Das Geſchrei und Stampfen beginnt von Neuem und ſo entſetzlich disharmoniſch, daß ſich die Bureaux endlich öffnen. Aber nur langſam, nur Schritt vor Schritt können die unabſehbaren Maſſen in dem ſchmalen Raume zwiſchen den Geländern der Caſſe näher rücken. Jeder, der dieſe endlich erreicht, ſchiebt haſtig ſein Geld auf das Vorderbret an dem kleinen vergitterten Fenſter und ſtürzt, ſein Billet, den ſchwer errungenen Schatz, ängſtlich mit der Hand umklammernd, in das Parterre. Wenige Minuten, und die langen, weitgebogenen Bänke ſind ſo gepfropft voll, daß ſelbſt Schatten keinen Platz mehr finden würden, und ſo müſſen Hunderte der Armen, die einige Stunden lang dem Froſt, dem Schnupfenfieber und der Langeweile Trotz geboten, die, am entfernteren Ende des Schweifes ſtehend,

ſich dennoch mit der Hoffnung geſchmeichelt, für ihr gutes Geld ein ſchlechtes Plätzchen im Parterre zu finden, wüthend, und die beim Ausbruche ihres Unwillens eiſig gleichgültigen Bureaukraten verwünſchend, wieder nach Hauſe gehen. Ich wiederhole es, glücklich biſt Du, deutſcher Theaterbeſucher, dem die Kraft ſeiner Fäuſte und Ellenbogen, ſelbſt im wildeſten Gedränge, mindeſtens den Eintritt ſichert, und ihn ſo für Mühe und empfangene Rippenſtöße belohnt.

Vierter Brief.

30. October.

Die Abgesandten der europäischen Judenschaft an den Pascha von Aegypten, die Herren Cremieux und Montefiore, werden in den nächsten Wochen hier zurückerwartet.

Es giebt Dinge, die das Hirn mit einer so wilden Gedankenfluth durchjagen, daß man, wenn man sie in Worte kleiden will, recht schmerzlich unter dieser trostlosen Ohnmacht der kalten Sprache zusammensinkt. Alles Worte. Es ist der Schein der Flamme, das Echo des Sturmes, die Dämmerung, aber nicht der Tag. In Blut und Thränen müßte ich meine Feder tauchen, wollte ich schildern, was ich fühlte und dachte, als sich jene Grausenanklage gegen das mosaische Gesetz und seine Bekenner erhob. Mir war es, als bräche plötzlich der feste Boden unter meinen Füßen zusammen, als wandelte sich der lachende Frühlingstag in undurchdringliche Nacht. Und

durch das Dunkel blitzten blanke Henkerbeile, die Geißeln pfiffen, roſtzerfreſſene Marterwerkzeuge kreiſchten und die Gemarterten ſtöhnten, verzweifelnd an der Menſchheit, aber nicht an ihrem Gotte. Und wir ſchrieben doch das Jahr 1840 n. Chriſti Geburt, das Jahr 1840, in dem man die vierte Säcularfeier der Erfindung einer herrlichen Kunſt feiern wollte, das Jahr 1840, in dem jede Lippe zehnmal am Tage die Worte: Aufklärung, Vernunft und Duldung ausſpricht. Falſche, heuchleriſche Worte! Von ſeinen Thaten, nicht von ſeinen Reden wird das Jahrhundert, wie der Einzelne, gemarkt — die Ereigniſſe zu Damaskus brennen ihm ein Schandmal auf die Lügnerſtirn! — — — Die kommende Zeit wird nur widerſtrebend, nur erröthend an dieſe mittelalterlich düſtre Schreckensmähr glauben, wenn ſie ihr aus den Chroniken des 19. Jahrhunderts entgegentritt, kalt und fahl wie ein Geſpenſt und höhnend wie ein Dämon. Und wehrte ſich dies in ſeinem Selbſtlobe ſo unermüdliche Jahrhundert etwa gegen den Glauben an eine Anklage, die, wie es ſcheint, gerade in ihrem abſurden Unſinn einen undurchdringlichen Schild fand? Bah, das in dem ſchwarzen Keſſel verjährten Wahnes, teufliſcher Bosheit wieder aufgekochte Gericht war ſo pikant, man mußte es ja wohlbehaglich genießen. Die Lüge war ſo entſetzlich geiſtreich zuſammengebraut, daß es wirklich ſchade geweſen wäre, ſie durch ein verächtliches Lächeln in ihr Nichts zurückzuſchleudern.

Es ist nicht meine Absicht, hier alle die überzeugenden Gründe der Vernunft und Wahrheit zu wiederholen, die man für die Unschuld der Gemarterten von Damaskus und für die Reinheit des jüdischen Glaubens aufgestellt. Beredtere Stimmen kämpften dafür, und ihr kühner Eifer behielt, trotz aller Ränke der Bosheit, trotz starrer Blindheit der Massen, sein Ziel fest im Auge. Nur einen einzigen Punkt des barbarischen Processes, einen Punkt, auf den sich die Anklage triumphirend stützt, glaube ich von den Vertheidigern durchaus nicht, oder doch sehr ungenügend beleuchtet und erklärt. „Die Familien der verhafteten Juden" schreit man, „wollten die türkischen Behörden, sowie mehrere Glieder fremder Gesandtschaften, durch beträchtliche Summen bestechen. Diese unwiderlegliche Thatsache spricht lauter, als alles Andere für ihre Schuld." Noch vor einigen Wochen las ich in der „Leipz. Allgem. Zeit." einen Brief des Majors v. Heilbronner, der aus der „Augsb. Allgem." in dieselbe übergegangen war. Herr von Heilbronner, der vielleicht noch gegenwärtig im Oriente verweilt, hielt sich längere Zeit in Damaskus auf. Er besuchte die Consuls in ihren Häusern und die Gefangenen in ihrem Kerker, sogar die Familien der Gefangenen besuchte er. Der Herr Major hatte demnach Gelegenheit, sich aus eigner Anschauung und Beobachtung eine Meinung zu bilden in dieser verwickelten Sache, auf der noch immer ein schwarzes Geheimniß, wie ein undurchdringlicher Schleier, ruht. Aber sein Schreiben trägt

im Grunde weder eine bestimmte Farbe für, noch gegen die Juden. Er erzählt uns, daß der Graf von Ratti-Menton die Gnade und Menschenfreundlichkeit gehabt, die Frau eines der beschuldigten Juden schön zu finden, daß Alles, was man gegen die Handlungsweise dieses Herrn vorgebracht, nur Verläumdung sein könne, und daß endlich die gefundenen Knochen nach einer neuen genauen Untersuchung als Menschenknochen anerkannt wären. Vor Allem aber bestätigt er, was man über die Bestechungsversuche von Seiten der Verhafteten und ihrer Familien gesagt, und scheint, von diesem Punkte ausgehend, kaum noch an ihrer Schuld zu zweifeln. Ich aber wage zu behaupten, daß die Israeliten von Damaskus in ihrer verzweifelten Lage nur mehr als zu sehr berechtigt waren, zu diesem letzten Mittel, der Schmach, der Folter, dem Tode zu entgehen, ihre Zuflucht zu nehmen. Vergißt man denn im blinden Vorurtheile gegen die Gemarterten, daß sie sich gänzlich wehrlos in den Krallen der unbarmherzigsten Willkür befanden? Vergißt man, daß sie, vergebens ihre Unschuld beschwörend, mit übermenschlicher Standhaftigkeit barbarische Qualen erduldet, daß mehrere ihrer Brüder bereits unter diesen Qualen ihr Leben ausgehaucht, und daß sie jede Hoffnung verloren hatten, endlich statt ihrer Henker Richter zu finden? Nicht mit dem Auge der Leidenschaft und des Hasses, mit dem Auge der Unbefangenheit allein blicke man auf die trostlose Lage der Unglücklichen und man muß finden, daß

ihnen kein anderes Mittel, als die Aufopferung ihrer Habe blieb, ihr Leben zu retten. Was ist Bestechung? Es wäre eben so widersinnig, als unmenschlich, durch den Begriff, den man in unserm civilisirt-europäischen Zuständen mit diesen Worten verbindet, die Juden von Damaskus verdammen zu wollen. Wo die rohe Tyrannei ihre blutigen Befehle giebt, wo der Schmerzensschrei der Unschuld von mörderischen Geißelschlägen erstickt wird, wo das Augenblinzeln eines unumschränkten Gewalthabers eine ganze fanatisch-wüthige Bevölkerung gegen ein Häuflein schutzloser Andersglaubender einstürmen läßt — — da wird jedes Mittel der Rettung, der Selbsterhaltung zur heiligen Pflicht. O, die Juden von Damaskus kannten sicher schon in der ersten Stunde, in der jene entsetzliche Anklage gegen sie erhoben ward, die ganze Größe der Gefahr, in die Fanatismus, Haß und Habsucht sie gestürzt. Sie kannten den Orient und seine Gerechtigkeitspfleger, diese Hohenpriester der Bastonade. Es war ihnen sicher bald genug klar, daß der Grimm, mit dem man sie verfolgte, mehr ihrem Golde, als ihrem Leben galt. Sind sie schuldig, weil sie das erstere anboten, wohl wissend, daß man nicht im Geringsten zögern würde, es ihnen mit dem Leben zu nehmen? Sie mußten, trotz der Reinheit ihres Gewissens, an ihrer Unschuld verzweifeln, verzweifeln an jeder Hoffnung der Rechtfertigung, sie mußten ihre Ehre ihrem Leben opfern. Man hatte sie rücklings in einen schaurigen Abgrund geschleudert,

aus dem nur eine goldne Leiter sie vielleicht wieder hinauf zum Licht und Dasein bringen konnte und sie, die Verlassenen, hätten zögern sollen, diese Leiter anzuknüpfen?

Was nun die versuchte Bestechung des französischen Consuls betrifft, so darf man vermuthen, daß die Gefangenen aus ihren früheren kaufmännischen Beziehungen zu dem Grafen Ratti-Menton recht wohl entnehmen konnten, was sie in ihrer qualvollen Lage von diesem Manne zu hoffen und zu fürchten hatten. Hier in Paris erzählte und schrieb man compromittirende Charakterzüge von dem französischen Consul zu Damaskus. Daß er in dem ganzen Laufe des Schreckensprozesses eine höchst zweideutige Rolle gespielt, daß die Unmenschlichkeit, mit der er die Torturen gebilligt, ja, sie selbst ein wenig ausgeübt, einen Schandfleck auf den französischen Namen wirft, darüber ist hier nur eine Stimme. „Aber der Präsident des Ministerconseils?" ruft man vielleicht, „der scheint diese Meinung nicht zu theilen." Ei, Herr Thiers weiß recht wohl, daß die Juden so wenig, wie er selbst, Kapuzinerblut zum Osterfeste trinken, aber als Staatsmann glaubte er, die Forderungen der Humanität und des gerechten Unwillens denen seiner politischen Stellung opfern zu müssen. Die Abberufung Ratti-Menton's und eine Untersuchung seiner Handlungsweise in jener Angelegenheit hätte den Premierminister jedenfalls in recht unangenehme Weitläufigkeiten gebracht. Ueberdies konnte sie in der That nur, wie Thiers auf der Tribune der Deputirten-

kammer ſagte, nach eingelaufenem Berichte des von Alexandrien nach Damaskus geſendeten außerordentlichen Conſuls erfolgen. Dieſer Bericht iſt, meines Wiſſens, niemals veröffentlich worden. Warum? Dieſe Frage ward bisher nie aufgeworfen, dürfte indeſſen im Laufe der nächſten Kammerverhandlungen wol einmal geſtellt werden. —

Der Londoner Tractat vom 15. Juli mit ſeinen weltbewegenden Beſchlüſſen lenkte endlich die allgemeine Aufmerkſamkeit von der Löſung jenes Mordräthſels ab, obwohl ſich gegenwärtig mehr als je alle Blicke auf Syrien und ſeine Städte richten. Die jüngſten bedeutungsvollen Ereigniſſe machen leider eine baldige und gerechte Durchſicht der Actenſtücke, eine Entſcheidung des Prozeſſes, wie die Juden von Damaskus und die der ganzen Erde ſie fordern dürfen, unmöglich. Mehemed Ali kämpft in dieſem Augenblicke um ſein eignes theuerſtes Gut, um Reich und Leben. Die Feindesmaſſen, drohend gegen ihn heranfluthend, ſind faſt ſo zahllos und mächtiger, als die Meereswellen, die ſeine Küſten beſpülen. Wer weiß, vielleicht will das Fatum, daß dieſer muthige Greis, ſeit geraumer Zeit der einzige Mann in dem erſchlafften Oriente, deſſen Energie und Thatkraft allein ihn vor dem Zerfallen bewahren konnte, bald eben ſo verlaſſen und wehrlos in den Händen ſeiner Widerſacher ſein ſoll, wie die armen, gemarterten Juden, denen er die Freiheit wiedergab, es noch vor wenigen Wochen waren. In dem

närriſchen Morgenlande ſcheinen ja die Sterne und mit ihnen die Geſchicke der Mächtigen eine ganz andere Bahn zu wandeln, als in unſerm ſchläfrigen Europa. — Doch ich komme von dem eigentlichen Gegenſtande dieſes Briefes ab. Mehemed Ali empfing die von den Iſraeliten Europa's an ihn Geſandten auf die freundlichſte Weiſe und gewährte ohne Weiteres die Freilaſſung ihrer gefangenen Glaubensbrüder. „Hunderttauſende," ſagte ihm Cremieux, jubelnd über dieſen Erfolg ſeiner raſtloſen Anſtrengungen, „Hunderttauſende unſrer Brüder werden dankbar ihrem Schöpfer um Leben und Wohl Ew. Hoheit anflehen." Gewiß, aber wie inniger noch wird dies Gebet ſein, könnte der Paſcha einſt nach der Freilaſſung der Gefangenen eine Beſtrafung der Schuldigen befehlen und in's Werk ſetzen laſſen. Wer ſind dieſe Schuldigen? Eine ſcharfſinnige, unparteiiſche Unterſuchung der Ereigniſſe zu Damaskus müßte dies endlich zweifellos klar machen. Eine ſolche Unterſuchung zu leiten und gerecht endigen zu ſehen, war der eigentliche Reiſezweck der Herren Cremieux und Monteſiore. Die Kriegsereigniſſe machten es ihnen leider! unmöglich, ihn zu erreichen. Sie thaten, was irgend in ihren Kräften ſtand und kehren mit dieſem frohen Bewußtſein nach Europa zurück. Aber eine höhere Hand vollendet vielleicht einſt das Werk der Wahrheit und Gerechtigkeit, das jene Männer nur zur Hälfte ausführen konnten. Nach meiner innigſten Ueberzeugung, und ſicher wird ſie von vielen

Tausenden getheilt, haben die Juden die Hand, welche endlich den schwarzen Schleier jenes Geheimnisses lüften wird, nicht zu fürchten. Seltsame, niederdonnernde Aufschlüsse der Ereignisse von Damaskus wird die Zukunft bringen, oder wir müßten jeden Glauben an eine Vorsehung, an eine Leitung des Menschenschicksals aufgeben. Sollte unsre Zeit mit der Schmach gebrandmarkt werden, in einer großen Sache, die allen Haß, aber auch alle Liebe aufgeregt, der dies Jahrhundert fähig war, nach langem Kampfe in blindem Wahne geblieben zu sein! Eine Welt blickte anklagend, zweifelnd, empört auf die Gemarterten von Damaskus. Man gab ihnen die Freiheit, nachdem sie grenzenlos gelitten, nachdem vier unter entsetzlichen Folterqualen verschieden waren, nachdem alle Israeliten der Erde mit ihnen gelitten, gefürchtet und gehofft hatten. „Genugthuung, Genugthuung!" so ruft die Stimme eines ganzen Volkes, von dem Gewichte tausendjährigen Leidens zu Boden gedrückt, in einem endlosen Winter lebend, ohne die Hoffnung auf Lenz und Sonne und Blumen. Ohne Hoffnung, aber dennoch nicht entmuthigt, ohne Lenz, und dennoch immer neu und kräftig aufblühend. Das Schicksal traf uns mit einem wunderbaren Fluche!

Tausende meiner Glaubensbrüder aber müssen sich mit mir, wenn ihr Herz in der Sache der Unglücklichen von Damaskus am lautesten im Schmerze und Unwillen schlug, frohlockend gesagt haben: „Israel ist auch in unserm

Jahrhunderte, obwohl zerſtreut nach allen Punkten des Erdballs, noch ein Volk!“ War es nicht, als ob der vergiftete Dolch jener Anklage nur einen Mann, nur ein Herz getroffen hätte? Bewieſen nicht jene Schreckensereigniſſe, daß ein zaubermächtiges Band ſich von Pol zu Pol um uns unwiderlegbar ſchlingt? Wie eine einzige Stimme erhob ſich Iſrael, vom Norden Deutſchlands bis weit über das Weltmeer hin zum freien Amerika und vertheidigte, ſtark in ſeinem Gewiſſen, die Reinheit des moſaiſchen Geſetzes.

Aber die Genugthuung, die wir unabläſſig fordern dürfen und fordern müſſen? Wer kann, wer wird ſie gewähren? — — — Gott!!!

Fünfter Brief.

Ende October.

Der Sommer verblühte und mit ihm das bunte Heer seiner Blumen. Der Herbstnebel breitet die grauen Fittige über die vom Schaffen ermüdete Erde. Schon weben, hoch in den Lüften, Geisterhände den blinkenden Schneemantel, der bald ihre starren Glieder für den Winterschlaf umhüllen wird. Die herrische Nacht besteigt mit ihrer Sternenkrone, mit ihrem schwarzen Königsmantel frühe schon den Thron des Tages. Auf dem Moore tanzen die bösen Feen, die flimmernden Irrlichter. Die Bäume des Waldes schauen trauernd auf ihre gestorbenen Kinder, die falben Blätter, zu ihren Füßen modernd. Auf dem Felde schwanken nur hier und da noch unter dem rauhen Athem des Herbststurmes, einsam stehende Halme, wie Betende, die in der stummen, verödeten Kirche noch lange nach der Abendandacht zurückblieben.

Der Sommer ſtarb, aber nicht alle Blumen vergingen mit ihm. Dort unten auf dem verwaiſten Beete küßt der Abendwind noch eine bleiche Aſter. O, der finſtre Herbſt liebt und ſchont ſeine Kinder, die wehmüthigen Aſtern. Seine blaſſe Sonne koſ't mit ihnen, umſäumt mit zitterndem Golde ihre Blätter und hüllt ſich in das Trauergewand der Wolken, wenn endlich der mitleidloſe Sturm auch die letzten Blumenkelche zerriß. — Dieſe Aſter aber ſoll eines ſchöneren Todes ſterben. Ich pflückte ſie mit bebender Hand, durchwandere in der Dämmerung das lange, ſchwarze Straßengeäder des ewiglärmenden Paris und betrete endlich einen verödeten Friedhof. Unter tauſend Gräbern, mit Marmorſäulen und ſtolzragenden Steinen geſchmückt, ſuche ich das ärmlichſte, vergeſſenſte. — Hier! Keine Säule, kein griechiſcher Tempel, kein ſchimmernder Leichenſtein markt dieſen Hügel. Nicht einmal den Namen Deſſen, den dieſe kalte Erde gleichgültig deckt, ſagt uns dies ſchwarze Kreuz, vom Wetter zerriſſen, von den langen Schatten der Dämmerung wie von rieſigen Rabenflügeln umſchwirrt. Falle, Aſter, falle als Traueropfer auf das Grab eines Sängers, eines unglücklichen, verkannten Sängers, auf das Grab Hégéſippe Moreau's!

Hier, auf dieſen einſamen Hügel, den die gelbe Friedhofsblume und das hochaufgeſchoſſene Gras wehmüthig umzittert, der in ſeiner nackten Armuth doppelt heilig wird, auf dieſen einſamen Hügel will ich mich ſetzen und

Euch die Geſchichte eines Dichters erzählen. Seht, der blaſſe Mond tritt lauſchend aus den Wolken und ſeine Strahlen umweben mit einem Silbernetze dieſes Grab, als wollten ſie betend hinunter in den morſchen Sarg dringen. Horcht, die alten Trauerweiden, die Barden der Gräber, ſingen ein leiſes Todtenlied und es rauſcht und flüſtert durch die ſtille Nachtluft, wie tröſtende Engelſtimmen. Ach, der Schläfer hier unten liebte einſt den Mond und ſein weißes Licht, die Trauerweiden und ihr geheimnißvolles Lied. Wie oft ſaß er, ein träumender Knabe, in lauer Sommernacht auf einem einſamen Hügel ſeiner Heimath und ſchaute ſehnſüchtig hinaus in die Nacht, in die Felder, auf denen das Mondlicht ſchlummerte, und berauſchte ſich am Kelche der Blumen und der Hoffnung. — Und wie oft, wenige Jahre ſpäter, durchirrte er in eiſiger Winternacht, mit bleichen vom Hunger und Gram entſtellten Zügen, die Straßen des herzloſen Paris und legte die halberſtarrten Glieder unter einem vom Sturm umheulten Baume der elyſäiſchen Felder oder auf einem Kohlenſchiffe der Seine zum Schlafe nieder. Paris iſt eine Hölle für den Armen und Moreau war arm, recht bitter arm. Nicht nur das Lächeln des gemünzten Götzen, des Goldes, mußte er entbehren, auch das tröſtende Manna der Liebe, der Anerkennung ward ihm erſt ſpät, ein wenig zu ſpät — nach ſeinem Tode. Er ſtarb, wie Gilbert, deſſen Namen er in ſeinen Liedern zu wiederholten Malen mit Verehrung nennt, am Hohne, an

der Gleichgültigkeit der Menschen, am gebrochenen Herzen. Ja, die unbarmherzige Welt hat diesen Dichter getödtet. Jerusalem mordete abermals einen Propheten.

Sein Genie zeugte von seiner göttlichen Sendung, das Hospital ward sein Golgatha. Gewiß, nicht immer bedarf es der Dornen, des Kreuzes, der Schwerter und Henkerbeile, um einen Mann den Märtyrertod sterben zu lassen. Die Welt versteht, ihre Opfer zu tödten, ohne sie zu morden. Das Vergessen war der Stein, mit welchem sie das Haupt dieses Sängers zerschmettert, die Gleichgültigkeit das Kreuz, an welches sie ihn geschlagen hat. Hätte sie ihm doch ein wenig Brod und ein wenig Ruhm gegeben! Es wäre genug gewesen, die Knospe seines Talentes zur Blume werden zu lassen, genug, seinen Geist in die höchsten Regionen des Schaffens zu senden. Aber die Worte der Wenigen, welche schon nach den ersten Klängen die Harfe dieses Jünglings als eine geweihte erkannten, blieben ungehört. Ruhm und Brod fehlte dem Sänger und nun fehlt der Sänger selbst. Die Welt ließ seinen Leib Hungers sterben und würdigte die Schöpfungen seines Geistes keiner Beachtung. Dennoch aber zürnte er ihr nicht. Seine Muse ist keine giftgeschwollene Megäre, keine zornsprühende Nemesis, wenn er von sich und seinem Elende redet, nein, eine bleiche, ernste Jungfrau, reich an Leiden und an Thränen.

„Der fahle Hunger iſt mein Bruder,
Ich kenne ihn, ich ſing' mit ihm.
Die Noth begleitet meine Schritte,
Ich finde Abends ſie an meinem Lager
Und finde wieder ſie, wenn ich erwache."

So ſang er und dennoch kannte ſein Herz weder Groll noch Drohung und ſeine Seele empörte ſich nie wider die Menſchen und ihre fühlloſe Welt. In dem bitterſten Elend wenden ſich ſeine Blicke von der Erde zum Himmel, und er ruft:

„O Gott, beſchütze, leite dieſe Pilgerſchaaren,
Sei Allen, und auch mir, ein güt'ger Hort.
Dein fallend Manna mache Läugner ſchweigen,
Du, der die Liebe will, o banne Leiden,
Laß mild den Winter ſein, iſt er vorüber,
Singt Lerch' und Dichter: „Sei geſegnet Gott!"

Wie wird es doch ſo ſchwer, Worte der Verwünſchung auszuſprechen und Rache zu ſchreien, wenn das Opfer ſelbſt ſeine Henker ſegnet und für ſie betet. Seine eignen Lieder entwaffnen die Entrüſtung. Die Anklage ſpricht nur noch mit Thränen. Gewiß, der Zorn würde nimmer einen ſo ſanften Schatten ehren.

Das Leben Moreau's, arm an Wechſeln und Ereigniſſen, war reich, entſetzlich reich an Schmerzen und Täuſchungen. Er war ein Kind der Liebe, und ſo hatte denn der Dichter, der Alles entbehren ſollte, nicht einmal ein Recht auf ſeinen Namen. Er ward zu Paris am 11. April 1810 geboren. Später nahmen ſeine Eltern

ihn, der noch im zarten Lebensalter ſtand, mit ſich nach Provins, wo ſein Vater eine Profeſſur am Collegium erhalten hatte. Bald aber ſtarb dieſer und die Mutter folgte ihm wenige Monate ſpäter in das Grab. Beide, als hätten ſie ihrem Sohne den Weg des Elends, den er einſt wandern ſollte, andeuten wollen, ſtarben im Hoſpitale.

Eine wohlwollende Dame der Stadt, Madame F., nahm ſich des verwaiſ'ten Knaben an und trug Sorge für ſeine Erziehung. Später war ſie es abermals, welche ihm die Aufnahme in das Seminar von Avenon, in der Nähe von Fontainebleau, verſchaffte. Hier, etwa zwölf Jahre alt, ſchrieb Moreau ſeine erſten Verſe. Dieſe poetiſchen Träumereien ſeiner Kindheit finden ſich in dem erſten Liede einer Gedichteſammlung, welche unter dem Titel: „Diogenes," auf ſeine Koſten gedruckt, erſchien. In ſeinem funfzehnten Jahre nahm ihn ein Buchdruckereibeſitzer zu Provins als Lehrling an. Eine glückliche Zeit, die einzige, welche ihm ein hartes Geſchick gegönnt, begann nun für Moreau, eine Zeit in der er ſüß und ruhig ſchlummerte, in der er weder Tage noch Monate zählte. Alles ſchien ihm Licht und Sonne und in ſeinem ſpäteren Elend, noch auf ſeinem Todbette im Hoſpitale, blickte er mit wehmüthiger Luſt auf Jahre zurück, die in ſeiner Erinnerung wie eine blumenreiche Frühlingsflur glänzten. Mit ihm unter demſelben Dache lebte eine Frau, deren Herz ihn verſtanden hatte. Sie wurde der

ſüßeſte Reiz ſeiner glücklichen Tage und ſpäter der einzige Troſt in ſeinem Elende. Sie gab ihm zärtliche Worte, unſchuldige Liebkoſungen und er ſah in ihr einen Engel der Liebe, der nur für ihn auf der Erde weilte. Und als der Dichter Leiden zum Raube ward, die der Engel der Liebe nicht zu bannen vermochte, da weinte er um ihn und betete für ihn.

„Aussi j'ai bien souvent frémi d'un doute étrange,
Et, les yeux sur les yeux, dit: Est pas un ange?“

ruft Moreau in einem ſeiner Lieder. Dieſe Frau aber nannte er ſeine Schweſter und widmete ihr ſeine Gedicht- und Novellenſammlung: „Les Myosotis,“ welche kürzlich in der zweiten Auflage in Paris erſchien. Dieſe Frau begeiſterte ihm bei jedem Sange, mochte er Worte der Trauer oder der Heiterkeit ſprechen. In ſeiner Erzählung: „Le Gui de Chêne,“ giebt er ſelbſt, unter antikem Rahmen, ein Bild dieſer lauteren Liebe. Es iſt eben ſo einfach als tiefergreifend. Ein zarter Hauch der Innigkeit weht uns aus dieſen Blättern an, die in dem trauten Paare Irus und Macaria die Poeſie und die Tugend zeichnen.

Das Loos Moreau's würde vielleicht ein mildes, von jedem Sturme fernes geweſen ſein, wäre er in Provins geblieben. Er war Corrector in der Officin ſeines Lehrherrn geworden und Jedermann achtete und liebte ihn. Man glaube indeſſen nicht, daß ihn eigner Ehrgeiz in die lärmende Welt der Seineſtadt trieb. Madame F.

war es abermals, welche ihren Schützling, den sie bereits in den Fußstapfen Beranger's wandeln sah, nach Paris schickte, um zu versuchen, Anerkennung und eine glänzende Zukunft zu erobern. Er, der verwaiſ'te Knabe, den das Brod des Erbarmens ernährt hatte, folgte dem Willen seiner Wohlthäterin.

So verlasse denn Dein friedliches Dach, Moreau, und stürze Dich hinaus in den Strudel des wildbewegten Lebens. Ohne Hilfsmittel, ohne Familie und fortan ohne Beschützer, treibe, ein schwanker Nachen, den Lüften und Wellen ein leichtes Spiel, unter dem Segel der Hoffnung auf diesem stürmischen Meere.

Der Dichter und Schriftsetzer zählte achtzehn Jahre, als er nach Paris wanderte. Wir finden in den Myosotis ein charakteristisches Gedicht aus dieser Periode, in dem sich bereits die elegische Gefühlsstimmung des Jünglings, wie die glühende Energie, die seine späteren republikanischen Lieder athmen, ausspricht. Hier die Uebertragung:

Achtzehn Jahre.

1828.

Ich zähle achtzehn Jahre! Alles wechselt,
Zur Ferne deutet mir der Hoffnung Hand!
Nur einen Tag noch werd' ich leiden, morgen
Ist mir des Glückes Antlitz zugewandt.
Schon seh' ich in des Frühlings Blüthenhainen
Auch Lorbeern steh'n, zu schmücken mir das Haar.
Es ist ein Wahn — doch wollet ihn vergeben,
Ich zähle achtzehn Jahr!

O, theure Vaterſtadt! Auf deines Friedhofs Gräber,
Wohin die Liebe, Zuflucht ſuchend, eilt,
An deinen Mauern, deren Trümmer beben
Bei meinem Schritt, wo nur die Taube weilt,
Dort ſetze ich zum Träumen gern mich nieder,
Mein Auge folgt der zieh'nden Wolkenſchaar,
Dem Flug des Vogels und des Mädchens Schritten — —
Ich zähle achtzehn Jahr!

So wiegt mich weiter denn, ihr ſüßen Träume,
Der Liebe Träume — — doch der Seewind weht
Auch bis zu mir den dumpfen Lärm der Waffen
Und Hellas, ſeine Ketten ſchüttelnd, fleht;
Vergönnt mir, Götter, mich dem Tod zu weihen,
Von Menſchen fern, des Stadtgeräuſches baar,
Hin nach Thermopylä laßt dann mich eilen,
Ich zähle achtzehn Jahr!

Doch welch ein Wunſch — auch Frankreich, jung und kräftig,
Will altern nicht in träger Ruhe Grab.
Und von dem Himmel, funfzehn Jahr erflehet,
Schwebt endlich nun die Freiheit uns herab.
Verhüllter Blitz, Gefangener der Wolke,
Noch zögre! rief ich, als das Geſtern war;
Doch heut' entglüh'! gekommen iſt die Stunde,
Ich zähle achtzehn Jahr!

Moreau iſt glücklich genug, bald nach ſeiner Ankunft in Paris Beſchäftigung als Setzer in der Druckerei Firmin Didot's zu finden. Er iſt jung und kräftig und die reiche Welt ſeiner Illuſion giebt ihm, was ihm die Wirklichkeit verweigert.

„Mein Stübchen iſt klein und kalt," ſchreibt er in dem ſtrengen Winter von 1829 ſeiner Schweſter, „aber in der Nacht binde ich ein Tuch um meinen Hals, welches einſt den Deinigen berührt hat und mich friert nicht mehr."

In den Julitagen kämpfte er in heldenmüthiger Begeiſterung für die Freiheit, aber, welche Kindesſeele des Dichters! er ſieht einen Schweizer unter ſeinen Streichen fallen, wirft ſeine Flinte nieder und ſtürzt mit qualzerriſſenem Herzen nach Hauſe. „Schweſter, Schweſter," ſchreibt er, „ich habe einen Menſchen getödtet, aber ich will einem andern das Leben retten!" Und in der That, er nahm einen verwundeten Schweizer bei ſich auf, verbarg ihn und gab ihm, um die Flucht des Mannes zu ſichern, ſeinen eignen, einzigen Rock. — In den blutigen Junitagen des Jahres 1832 befand ſich Moreau abermals mitten im Kugelregen, aber ohne Waffen. Diesmal wollte er nicht kämpfen, nur ſterben. Er war gekommen, um den Tod zu ſuchen.

Bald nach den Julitagen nämlich war Moreau durch gebieteriſche Umſtände gezwungen worden, die Didot'ſche Officin zu verlaſſen. Er ſuchte in andern ein Unterkommen, aber vergebens. Alle Geſchäfte und namentlich die der Buchhändler, ſtockten. Die Setzzimmer der Druckereien ſtanden faſt verödet und die Mehrzahl der Preſſen roſteten. Dazu kam, daß ſtarke Haufen müſſiger Arbeiter die geringe Zahl derer, welchen Beſchäftigung geblieben

war, durch verführerische Worte und selbst durch Gewalt zum Verlassen der Druckereien zu bewegen wußten. Moreau glaubte ein anderes Existenzmittel suchen zu müssen und ward maitre d'Etude, d. h. Aufseher und Wächter eines wilden Knabenhaufens in einer der zahlreichen Schulanstalten von Paris. In seinem neuen Lebenskreise machte er die Bekanntschaft einiger jungen Leute, deren Umgang seine jungfräulich reine Seele fast vergiftete. Das Naive seiner Illusionen, das Frische seines innern Wesens verschwand. Sein Auge sah die Welt nicht mehr unter dem zarten Schleier gläubigen Vertrauens. Die menschliche Gesellschaft und die Menschen erschienen ihm endlich, wie sie leider so oft in der Wirklichkeit sind, mit ihrer empörenden Bosheit, ihrem eklen Durste nach Gold und Besitz und gleich Laroche-Foucauld erkannte er in bitterster Enttäuschung, wie der Eigennutz die einzige Triebfeder aller Handlungen der Menschen ist. Zur Seite des lasterhaften und stupiden Reichthums erblickte er sich arm, nackt und oft genug kochten nun Haß und Stolz in ihm auf. Mit einem Worte, sein Wesen ward in jene schmerzhafte Krisis gerissen, der fast kein junger Mann von aufrichtigen und edlen Gesinnungen entgeht und die doppelt qualvoll für den ist, der ohne Stütze, ohne Führer dasteht und obendrein das Unglück hat, ein Dichter zu sein. Bald darauf bemächtigte sich seiner eine tiefe Bitterkeit gegen sein eignes Selbst. Mit unendlichem, untröstlichem Schmerze, blickte er auf die so geringen und

so verzeihlichen Irrthümer, deren er sich schuldig gemacht hatte. Eine lange Reue ergriff ihn. Erst gegen das Ende seines Lebens, nach mehrjährigen, peinlichen Leiden, die er wie eine gerechte Büßungszeit betrachtete, verzieh er sich selbst und sagte seiner Seele, bereit, die Erde zu verlassen:

„Entflieh', doch zittre nicht: du warst nicht Zeuge,
Und nicht Genosse meiner Schuld, o, heil'ge Freundin,
O, Taube, die des Schlummers Arm umfing."

In der oben angedeuteten, unseligen Epoche war es, als Moreau in den Winternächten unter einem Baume des Boulogner Holzes, der Elyseischen Felder oder auf einem verlassenen Kohlenschiffe schlief, die nahe am Ufer der Seine liegen. Am Abend irrte er in den Straßen vor Paris umher und dichtete eine Ode an den Hunger.

Mitten in der Nacht ward er einmal, an einer Straßenecke sitzend, von der vorüberziehenden Patrouille aufgegriffen. Er ließ sich fast freudig in ein Gefängniß der Polizeipräfectur werfen und blieb hier mehrere Tage, ohne seinen Namen zu nennen, sicher ein Asyl gefunden zu haben, für das er weder der Großmuth noch dem Erbarmen verpflichtet war. Die Cholera brach aus und Moreau, dem es nach unsäglicher Anstrengung gelungen war, in ein Hospital zu treten, warf sich in das Bett eines Mannes, der eben in den letzten Todeszuckungen lag. Er wollte sich die entsetzliche Krankheit einimpfen; er wollte sich tödten, ohne geradezu einen Selbstmord be-

gangen zu haben. Sein zartes Ehrgefühl bewahrte ihn vor dieser letzten That der Verzweiflung. Er fürchtete, daß die Welt, welche nur die Schuld, nicht das Unglück kennt, ihn nach seinem gewaltsamen Tode eines Verbrechens verdächtigen könnte — und dieser Gedanke hielt ihn auf.

Indessen, seine Wunden sollten für kurze Zeit verharrschen, nach so langer Nacht sollte ihm noch ein flüchtiger Tag glänzen. An einem schönen Aprilmorgen, als sich eben die ersten Strahlen der Frühlingssonne in sein ärmliches Dachkämmerchen stahlen, machte er sich, krank und todesmatt, auf nach Provins. Er ahnt, daß sein Ende nicht mehr fern ist, aber er will im Arme seiner Schwester von der Welt scheiden. Wie oft versagen ihm unterwegs seine müden Füße den Dienst. Aber er rafft sich mit krampfhafter Stärke wieder auf, wenn ihn die Ohnmacht niedergeworfen. Wie Mancher, der die Straße zieht, sieht mitleidig auf den blassen jungen Mann mit dem wehmüthigen Blicke, in dem die Poesie und der Kummer wohnt. Fast sterbend erreicht Moreau Provins, aber die liebevolle Aufnahme, welche ihm hier wird, erquickt wie ein zauberkräftiger Balsam sein wundes Herz. Man widmet ihm die zärtlichste Sorge, und nach wenigen Tagen trägt die Kraft seiner Jugend im Kampfe mit der Krankheit den Sieg davon. Auch sein Geist richtete sich frei und kräftig wieder auf — der Hunger hielt ihn nicht mehr wie eine schwarze Todeskette zurück. Der Dichter

iſt die zarteſte aller Blumen, er bedarf der hellen Sonne, des warmen Athems der Frühlingsluft, um duftend das Haupt zu erheben. Moreau fühlte ſich nach jahrelanger qualvoller Einſamkeit ſo unendlich wohl im Arme der Freundſchaft, der lauterſten Liebe. Aber ſein Glück war nur kurz. Eine unerbittliche Hand hatte dieſen Mann gemarkt, am gebrochenen Herzen zu ſterben, als ein Opfer des Elends zu fallen und der Tag der Urtheilsvollziehung rückte näher. Während ſeines Aufenthaltes in Provins läßt er auf ſeine Koſten ſeine kleine Gedichtſammlung, Diogenes, drucken. Es gelingt ihm, achtzig Subſcribenten zu finden, und mehrere der geachtetſten Einwohner der Stadt bemühen ſich für die weitere Verbreitung des Werkchens. Aber ein im Grunde ſehr unſchuldiges Lied in dieſer Sammlung zieht ihm den Zorn eines einflußreichen Beamten von Provins zu. Man verfolgt ihn von einer Seite, der er ſich wehrlos bloßgegeben ſieht und die niederſten Ränke machen ihn bald zur Zielſcheibe des Spottes, der Erbärmlichkeiten einer kleinen Stadt. Er wird zum Duell gefodert und gezwungen, ſich mit einem Manne zu ſchlagen, der ein Verwandter des Hauſes iſt, in welchem man ihn gaſtfreundlich aufgenommen. — Man bedauert ihn, aber kann nicht umhin, ihm die Thür zu ſchließen. Moreau verwundet ſeinen Gegner und macht ſich von Neuem auf nach Paris.

Von 1834 bis 1838 bietet ſein Leben nur noch das traurige Schauſpiel eines ſteten Kampfes mit den bitterſten

Entbehrungen, mit der troſtloſen, vernichtenden Gleichgültigkeit der Welt, in der er lebt. Er arbeitet abwechſelnd als Schriftſetzer, dann als Compilateur einer neu begründeten Zeitſchrift und tritt endlich wieder für kurze Zeit als maître d'Etude in eine Erziehungsanſtalt für junge Mädchen. Aber die Natur vergaß, als ſie dieſe Seele ſchuf, ihr mit dem Athem eines großartigen poetiſchen Schaffens auch die Kraft einzuhauchen, den Bedürfniſſen des Materiellen, den Anforderungen der Geſellſchaft zu genügen. Vielleicht beſaß er ſie bis zu den erſten Jahren ſeines Mißgeſchicks, aber ſpäter hatten Gram und Hoffnungsloſigkeit ſeine Energie gebrochen und ſeine müde Hand vermochte nur noch die Lieder niederzuſchreiben, welche ſein Genie gedichtet. Er war ein Träumer geworden, ein Weſen, das nur noch in der Welt der Phantaſieen lebte. Er war ein Dichter, ein echter Dichter — aber nichts als das. Unglücklicher Weiſe fordert die proſaiſche Welt von einem Manne, der weder einen berühmten Namen und ſomit das Geld der ſpeculirenden Verleger, noch ererbtes Vermögen beſitzt, der eben nur mit und von dieſer Welt leben kann, mehr als Träume und Verſe. Moreau war in den Schulanſtalten ein ſchwacher, nachſichtiger Aufſeher, mit dem Knaben und Mädchen ungeſtraft ihr Spiel trieben, und den man bald verabſchieden mußte. Als Compilateur eines Journals ward ſeine gedankenloſe oder vielmehr gedankenvolle Zerſtreuung die Urſache vielfacher, unangenehmer Verſehen. In den

Druckereien bedurfte es der ganzen Nachsicht der Prinzipale und der ganzen herzlichen Zuneigung seiner Kunstbrüder, die fast stolz auf seine geistige Ueberlegenheit, auf seine poetische Weihe waren, um seine geringe Brauchbarkeit als Arbeiter zu vergessen. Stundenlang saß er da, den Kopf in seine weißen feingeformten Hände gestützt, über einen Correcturbogen oder über seinen Schriftkasten gebeugt, verloren in träumerisches Sinnen. Die Bilder, welche in seiner Seele aufstiegen, waren mild und tröstend, wenn ein Sonnenstrahl seine bleichen Wangen küßte, aber düster, hoffnungslos, wenn draußen der Regen die Fenster peitschte oder der Sturm schwarze Wolkenmassen am Himmel jagte. Die Myosotis geben uns bald in heiterem bald in wehmüthigem Kleide manchen dieser Träume — aber ein Druckherr bezahlt nur die gesetzten Bogen, nicht die Phantasiespiele seiner Arbeiter und daher deckte Moreau's wöchentlicher Verdienst kaum seine dringendsten Lebensbedürfnisse. O, ich weiß aus eigner bitterer Erfahrung, wie schwer die Aufgabe ist, tödtlich langsam, Buchstabe nach Buchstabe, die Gedanken, gewöhnlich aber nur die Worte Anderer in Bleiformen und Druckschwärze verwandeln zu müssen, während das eigene Hirn glüht und schafft und die Hand nur zögernd, nur grollend fremden Ruhm begründen helfen, oder platte Erbärmlichkeiten in die Welt senden kann. Ich schreibe hier die Geschichte eines armen Bruders in Gutenberg und nicht meine eigene. Aber vielleicht würde ein Blatt der letztern, in das Leben

Hégéſippe Moreau's verwebt, in düſtrer Sympathie derſelben Skizze anzugehören ſcheinen. Doch ich fühle, daß ich, um Theilnahme für die Geſchichte meines Lebens hoffen zu dürfen, geleiſtet haben müßte, was Moreau als Dichter geleiſtet. Auch ich erkenne mit freudigem Stolze ſeine geiſtige Ueberlegenheit, ſeine hohe poetiſche Weihe und eben dieſe Ueberzeugung trieb mich an, einen Kreis der deutſchen Leſewelt mit jener edlen unglücklichen Exiſtenz bekannt zu machen.

Die erſte Ausgabe der Myoſotis beſorgte ein Jugendfreund Moreau's und der Dichter empfing hundert Franken, nebſt achtzig Exemplaren ſeines Buches als Honorar. Seine gänzliche Entblößung von pecuniären Hülfsmitteln zwang ihn zur Veröffentlichung deſſelben, aber trotz der lobenden Beurtheilungen einiger der beſten Pariſer Journale, ſagte er von der Sammlung: „Le livre est mauvais, très mauvais, mal fait, très mal fait; sa publication ne peut que me nuire, et, si elle a lieu, ce n'est pas ma faute.“

Aber die Beſcheidenheit ihres Sängers macht dieſe Lieder nur um ſo anziehender und erhöht einen Werth, den ihnen, außer Moreau ſelbſt, keine Stimme abzuſprechen wagte. Sie tragen, wie ſchon oben angedeutet, einen verſchiedenartigen, aber immer einen echt poetiſchen Charakter. Bald ſind es weiche, elegiſche Klänge, die aus dem Herzen kommen und zum Herzen gehen, bald heitere, ſcherzende, die harmloſen Witz ſprudeln, oft aber auch

Donnerworte, welche die Hand des kühnen Republikaners schrieb und die in ihrer markigen Kraft den Leser fast unwillkührlich hinreißen. So lesen wir ein Gedicht: „Vive le Roi!“ das einen stolzen Freiheitssinn athmet, und von dem ich mindestens eine Strophe mittheilen will:

„Der König hoch! Wie doch die Trugpropheten
Mit diesem Lügnerwunsche ihn berauscht,
Wie man doch grinsen sah bei seinen Festen
Die Eitelkeit, die Habsucht und die Furcht.
An seinem Wagen stürzte Alles nieder,
Um aufzuraffen Ehrenkreuz und Gold,
Nur ich allein, ich murmle aufrecht, leise:
Die Freiheit hoch!“

Einen bedeutenden Theil der Moreau'schen Gedichte könnte man politisch-populäre nennen, deren scharfer Stachel nimmer sein Ziel verfehlt. In die Reihe dieser gehören: „Die Bonapartisten,“ „Heinrich V.,“ „die Insel der Buckligen,“ „das Ehrenkreuz,“ „patriotisches Lied der Tänzerinnen der großen Oper, zur Jahresfeier der Julitage,“ „Merlin de Thionville“ und einige andere. Aber die tiefe Entrüstung, mit welcher der Dichter seinen Feinden entgegentritt, der vernichtende Spott, mit dem er sie zu Boden schlägt, ist nicht gemacht, ist nicht erkünstelt, ist keine sieche Treibhauspflanze in einem heimtückischen Gehirn ausgebrütet. Moreau ist ein Kind des Volkes, er liebt und vertheidigt in heiliger Begeisterung die arme, in Lumpen gehüllte, verachtete Mutter. Und, bei Gott!

sein Arm ist kräftig, sein Blick scharf und kühn, wenn er dem Widersacher in's Auge sieht und seine Worte sind keulenschwer, kernig, gediegen, wie in Stahl gehärtetes Eisen. Selbst Lamartine und Victor Hugo, die Gefeierten, übertreffen den bei seinen Lebzeiten so obscuren Schriftsetzer nicht in der Macht des Ausdrucks, in der treffenden, ungewöhnlichen und dennoch immer bewundernswerthen Wahl der Beiworte. — Die Verse Moreau's lesen sich nicht so leicht, wie das luftige Reimgeplapper der meisten Dichterlinge des Tages. Sie wollen, wie ein edler Wein, langsam, in geweihten Stunden genossen und wieder überdacht sein, um in ihrer ganzen stolzen Schönheit verständlich zu werden. Man lese die folgenden Strophen, die selbst die gelungenste Uebertragung nur schwach wiederzugeben vermöchte, um in dieser Hinsicht eigne Ueberzeugung zu gewinnen. Moreau spricht von sich, von seiner Jugend, seinem Leben im Seminar, von seinen Träumen und getäuschten Hoffnungen:

Un ogre ayant flairé la chair qui vient de naître,
M'emporta, vagissant, dans sa robe de prêtre,
Et je grandis, captif, parmi ces écoliers,
Noirs frélons, que Mont-Rouge essaime par milliers,
Stupides icoglans que chaque diocèse
Nourrit pour les pachas de l'église française.
Je suais à traîner les plis du noir manteau;
Le camail me brûlait comme un san-benito.
Regrettant mon enfance et ma libre misère,
J'égrénais, dans l'ennui, mes jours comme un rosaire.

Oh! quand les peupliers, long rideau du dortoir,
Par la fenêtre ouverte à la brise du soir,
Comme un store mouvant, rafraîchissaient ma couche,
Je croyais m'éveiller au souffle d'une bouche.
— — — — — — — — —
Dans la forêt de pins grande orgue qui soupire,
Parfois, comme un oracle, interrogeant Shakspeare,
Je l'ouvrais au hasard, et, quand mon oeil tombait
Sur la prédiction d'Iphictone à Macbeth,
Berçant de rêves d'or ma jeunesse orpheline,
Il me semblait ouïr une voix sybilline,
Qui murmurait aussi: L'avenir est à toi!
La poésie est reine: Enfant, tu seras roi!
Vains présages! helas! ma muse voyageuse
A tenté, sur leur foi, cette mer orageuse,
Où comme Adamastos, débout sur un écueil,
Le spectre de Gilbert plane sur un cercueil,
J'ai visité Paris, Paris, sol plus aride
Au malheur suppliant que les rocs de Tauride,
Où l'air manque aux aiglons méditant leur essor etc.

Ergreifender noch zeigt ſich die ſtille Wehmuth ſeines Herzens, der verzweifelnde Schmerz des Jünglings, der den Todeswurm in ſeiner Bruſt nagen fühlt, und dem jede Hoffnung ſtarb, in dem Gedichte: „Eine Erinnerung an das Hoſpital.“ Es ward bereits im Jahre 1832, ſechs Jahre vor dem Tode Moreau's, geſchrieben, zur Zeit, als er in demſelben Hoſpitalzimmer, in welchem der unglückliche Gilbert verſchieden war, auf dem Krankenbette lag. Ich verſuche eine möglichſt getreue Uebertragung:

Eine Erinnerung an das Hospital.

In Fieberglut, auf hartem Todeslager,
Find' ich [illegible] fremdes Leiden Thränen doch,
Denn ein Arom des Genius, des Ruhmes,
Durchhauchet diese Schmerzensstätte noch;
Hierher kam er, der Witwer seines Hoffens,
Zu singen hier, zu beten, zu verscheiden!
Ihm ruf' ich nach, gedenkend meiner Leiden:
Mein armer Gilbert, herbe war Dein Loos!

Sie sagten mir: „Nur Muth, o Sohn der Musen,
Wir schützen Deine Harfe, Dein Geschick!"
So sprachen sie, doch heut', im Ungewitter,
Stößt nur des Mitleids Port mich nicht zurück.
Elende bebt, mein letztes Lied entlodert,
Um, Euch zur Schmach, nach meinem Tod zu hallen — —
Doch ach! die Hand läßt matt die Feder fallen.
Mein armer Gilbert, herbe war Dein Loos!

O, wäre doch nur eine Trostesstimme
An dieses Schmerzenslager mir gesandt,
O, fühlt' ich doch die Hand, so kalt erzitternd,
Erwärmen sich in eines Freundes Hand.
Die Freunde, ach! sind taub bei meinen Klagen,
Sie werden Abends jubelnd Gläser leeren
Und nimmer mich, den Sterbenden, entbehren:
Mein armer Gilbert, herbe war Dein Loos!

Wohl fluchte ich dem Tag, der mich geboren,
Doch die Natur, so hold an Reiz, so schön,
Läßt Abends Zephirwinde an mein Fenster
Vom nahen Hain den Duft der Blüthen wehn.

Im stillen Waldesgrunde träumend weilen,
An Freundeshand durch Blumenfluren schweben,
O, welche Lust, wie süß ist doch das Leben:
Mein armer Gilbert, herbe war Dein Loos!

Wohlan, der Mann, der diese Verse schrieb, starb am 20. December 1838 in einem Hospitale von Paris, an der Schwindsucht, wie die Aerzte, am gebrochenen Herzen, wie die Wenigen sagten, welche ihn gekannt, ohne daß mehr als zwei Stimmen in der Pariser Presse sich bei seinen Lebzeiten um ihn bekümmert hatten. Felix Pyat und Berthaud, bekannt durch seine politischen Satyren, hatten allein ausgerufen: „Sehet dort einen Dichter! Wende das Haupt nicht ab, Gesellschaft, und gehe nicht vorüber, ohne ihn zu betrachten. Siehe dort einen Dichter, hörst Du? einen echten Dichter, dafür bürge ich, einen Baum, der Früchte tragen wird. Ein wenig Erde für seine Wurzeln, ein wenig Luft für seine Zweige und die Ernte wird eine herrliche sein!" — — Doch der Baum vertrocknete und nichts als seine Blüthen konnte er geben. Gewiß, die französische Dichtkunst verlor viel, unendlich viel, als dieser arme Schriftsetzer auf dem harten Bette des Hospitals den letzten Seufzer aus der von Krankheit und Verzweiflung zerrissenen Brust hauchte. Die schöne Blüthe versprach eine so köstliche Frucht!

Vor einem Jahre etwa ward ich mit Felix Pyat,*)

*) In neuester Zeit brachte das Theater der Porte St. Martin von ihm ein Volksdrama in 5 Acten: „Les deux serruriers",

einem der gediegensten und talentvollsten Schriftsteller der republikanischen Partei, bekannt. Er ist ein junger Mann von ausgezeichneter männlicher Schönheit, der in der Gesellschaft eine völlig unabhängige Stellung behauptet, dessen lauteres Streben und unerschütterliche Charakterfestigkeit ihm seit Jahren im Wirbel der Parteikämpfe die allgemeinste Achtung erworben. Ich wußte, daß Pyat den unglücklichen Dichter, der, wie ich, Jünger der edelsten aller Künste gewesen, und dessen Schicksal mich daher um so schmerzlicher berührte, im Leben gekannt hatte. Die Begierde, aus sicherer Quelle etwas Näheres über das letzte Lebensjahr Moreau's zu erfahren, führte mich zu ihm und meine Wünsche wurden auf das Bereitwilligste befriedigt. Pyat hatte zuerst in einem schmutzigen Weinhause, in einer Arbeiterversammlung, deren aufmerksame Mitglieder dabei wacker rauchten und tranken, Moreau'sche Verse recitiren und singen gehört. Eins der Gedichte, „der Winter", enthält folgende in Form und Gedanken so vollendete Strophe:

Oui, la nature entière agonise à cette heure,
Et pourtant, c'est ne pas de son deuil que je pleure;
Non, car je me souviens et songe avec effroi
Que voici la saison de la faim et du froid;

---

das zu den ausgezeichnetsten Bühnenerscheinungen der letzten Jahre gezählt wird und sich eines ungewöhnlichen Erfolges rühmen darf.

Que plus d'un malheureux tremble et se dit: que n'ai je,
Pour m'envoler aussi loin de nos champs de neige,
Les ailes de l'oiseau qui va chercher ailleurs
Du grain dans les sillons et des nids dans les fleurs?

Pyat, auf das Seltſamſte überraſcht, ſo ſchöne, unbekannte Poeſie aus dem Munde eines Arbeiters, der ſie mit Begeiſterung vorzutragen ſchien, zu hören, fragte nach dem Dichter. Man hörte ſeine Frage nicht, denn donnerndes Beifallklatſchen übertönte ſeine Stimme. Nun erhob ſich ein Mann, der ein größeres Glas als die übrigen Mitglieder der Verſammlung vor ſich hatte und ſagte: „Hört, dies galt dem Vortrage, nun aber wollen wir auch dem Dichter, unſerm Kameraden Moreau, unſern Dank ausdrücken.“ Abermaliger und noch ſtärkerer Beifall. Gleich darauf erhebt ſich ein anderer Arbeiter und beginnt:

Enfant, quand les muets du trône héréditaire
De ta haute naissance adoraient le mystère,
Quand le canon hurlait l'avis officiel,
Par pitié pour la France et pour toi plût au ciel
Qu'un Bohémien, fouillant dans ton berceau de fête,
Au baptême royal eût dérobé ta tête *).

Jetzt vermochte Pyat ſeine Ungeduld kaum bis zum Schluſſe des Vortrags zurückzuhalten. Er erfährt, daß er ſich inmitten einer Geſellſchaft Typographen befindet,

*) Aus dem obenerwähnten Gedichte: „Heinrich V.“

welche wöchentlich bei Wein und Tabak einen Abend Uebungen im Gesange und sonstigen Vorträgen widmen. Auf seine dringenden Fragen nach dem Stande, Alter, nach der Wohnung und den Verhältnissen Moreau's antwortet man ihm nur zögernd. Aber noch am selben Abend verschafft sich Pyat die Myosotis, von denen man ihm ebenfalls gesprochen hatte, und schon am folgenden Morgen sucht er den genialen Setzer an seinem Schriftkasten auf. Moreau hatte erst seit einigen Tagen einen Krankheitsanfall im Hospital überstanden; auf seinen Zügen lag noch tödtliche Bläſſe und seine Hand zitterte, als der Besucher sie mit freudiger Rührung ergriff. „Je lui dis," erzählte Pyat, „que j'étais heureux de toucher cette main qui avait écrit de si grandes choses et que je voulais parler de son livre dans le National." Nun traten dem armen Manne Freudenthränen in die Augen und er stürzte davon. Pyat eilte ihm nach und holte ihn wieder ein. „Mein Buch hat nicht den mindesten Werth," sagte Moreau, „es verdient nicht, daß man sich darum kümmert." Vergebens bot ihm sein neuer und so aufrichtiger Freund Unterstützung durch Subscription, Arbeiten für die Journale und sonstige Mittel an, in freundlichere Lebensverhältnisse zu treten. Die Kraft des Unglücklichen war gebrochen, der Tod starrte schon mit gierigem Auge seine Beute an, und Moreau ahnte, daß er bald als sein Opfer fallen würde. „Ich bin nicht arm mehr," antwortete er, „was ich noch brauche,

wird mir hier oder im Hoſpitale werden.“ Und in der That, das Hoſpital ward bald aufs Neue ſeine Zuflucht, ſeine letzte Zuflucht. Pyat, der in ſeiner energiſchen, hinreißenden Sprache auf das ſeltene Talent des jungen Mannes aufmerkſam gemacht hatte, ſah ihn, ſechs Monate ſpäter, ſtarr und nackt auf einem kalten Todtentiſche des Hoſpitals wieder. Nr. 12 war in der Nacht geſtorben — und der Krankenwärter menſchlich genug geweſen, einen Freund des armen Dichters von ſeinem endlichen Abſcheiden zu benachrichtigen. Acht Tage zuvor hatte er ſich noch mühſam nach der Wohnung dieſes Herrn, St. Marie-Marcotte, geſchleppt. Mit der peinlichſten Anſtrengung hatte er zwei Treppen erſtiegen, aber, an der Thür ſeines Freundes angelangt, verſagten ihm die geringen Kräfte, ſeine matte Hand, ſchwächer als die eines Kindes, verſuchte vergebens, den Schlüſſel umzudrehen, und als St. Marie endlich aus dem Zimmer trat, ſah er den armen Moreau bleich und ſtarr wie eine Leiche, an die Mauer gelehnt, daſtehen. Er trug ihn auf ein Sopha und der arme Kranke ſtammelte Entſchuldigungen, der Lockung der warmen Sonnenſtrahlen Gehör gegeben und nun ſo unangenehm geſtört zu haben. Worte des Troſtes, der Ermuthigung richteten ihn wieder auf und der Dichter ſprach bald wieder von Geneſung und Zukunft — ach! eine Zukunft von acht dunkeln Wintertagen, im Todeskampfe im Hoſpitale zugebracht, erwartete ihn.

Felix Pyat und St. Marie-Marcotte entriſſen nicht

ohne bedeutende Mühe und Geldopfer die Leiche Moreau's dem Seciermeſſer und verſchafften ihm ein anſtändiges Begräbniß. Aber ehe dies erfolgen konnte, zerriß die fühlloſe Rohheit, mit der die Hoſpitalwärter und Croque-morts noch im Tode die kalten Reſte des geſtorbenen Dichters behandelten, das Herz ſeiner Freunde. Man wollte die Leiche, vor dem Zerſchneiden gerettet, wenigſtens ſo ſchnell als möglich aus dem Hoſpitale geſchafft wiſſen. Die eiſigen, abgemagerten Gebeine, heilige Reliquien für das Auge jener beiden edelherzigen Männer, wurden nun wie ein langerwarteter Raub ergriffen und bald ſchlug der ſchöngeformte Kopf, bald die weiße, eingedrückte Bruſt, bald ein Fuß des todten Sängers, mit ſchaurigem, hohlen Dröhnen wie ſchwere Holzſtücke, die ſchwarze Steintafel, auf der er ausgeſtreckt lag. Pyat ſtieß einen Schrei der Entrüſtung aus über die barbariſche Weiſe, mit welcher man die Gebeine ſeines armen Freundes in das grobe Todtenhemd hüllte, aber die Croque-morts lachten ihm in's Geſicht und meinten, mit einem auf Koſten des Hoſpitals Geſtorbenen bräuche man eben keine Umſtände zu machen.

Moreau's Beſtattung war ärmlich, wie ſein Leben es geweſen war, aber die Männer, welche ſeinem Sarge folgten, weinten ihm eine aufrichtige Thräne des Mitleids und der Bewunderung nach. Der „National" hatte am Tage zuvor die Nachricht vom Tode des Dichters gegeben und in herzlichen Worten aufgefordert, dem Sohne des

Elendes die letzte Ehre zu erweisen. So fand sich denn eine kleine aber geweihte Anzahl von Männern für diese traurige Stunde ein, die zitternd fühlten, welch ein Verbrechen die Gesellschaft an dem Geschiedenen begangen und wie viel sie an ihm verloren. Aber noch ein andrer Zug begleitete die Reste Moreau's zu ihrer einsamen Ruhestätte, ein Häuflein Leute, die nicht, wie die Kritiker und die Pariser Literatenvereine seinen Tod abgewartet hatten, um ihm Beweise seiner Liebe und Theilnahme zu geben. Es waren seine schlichten, für sein Talent begeisterten Brüder, die Typographen, welche in ihrem richtigen Gefühle das Geniale seiner Lieder erkannt und mit ihren schwachen Mitteln seine letzten Schmerzenswochen erleichtert hatten. Die Wackern!

Seltsam, kaum war Moreau todt, so sprach fast die gesammte Pariser Presse mit überschwenglichem Lobe von seinen Poesien und wunderte sich mit einfältigem Befremden, wie ein solcher Dichter im Jahre 1838 nach Christi Geburt im Hospital, am gebrochenen Herzen hatte sterben können. O, über die jämmerlichen Possen, über die erbärmliche Nichtigkeit dieser Presse! Das flachste Machwerk eines berühmten Namens posaunt sie, die feile Metze, von speculirenden Buchhändlern bezahlt, lang vor seinem Erscheinen in die dumm-gläubige Welt, aber ihr Mund bleibt stumm oder begnügt sich mit einigen eklen Gemeinplätzen, naht sich ihr ein Dichter ohne Ruf, ohne Gold, ohne Beschützer, der sich mit edlem Stolze in den

Mantel seiner Armuth hüllt und ihr sagt: Hier ist mein Werk — urtheile, ich bettle nicht um Deine Gunst. — Auch Moreau wäre sicher von der Mehrzahl der Kritiker für immer mit kalter Gleichgiltigkeit abgefertigt worden, hätte er nicht das entsetzliche Glück gehabt, nach seinem Tode durch sein unglückliches Geschick Ruhm und Namen zu erwerben. In den ersten Jahren seines Aufenthaltes in Paris hatte er schüchtern, den Bitten seiner Freunde nachgebend, bei manchem hohen Haupte der literarischen Aristokratie angeklopft, aber auf seine Bitten um Schutz, um Theilnahme antwortete man mit frostigen, schneidenden Worten. Einige Male sandte er seine Dichtungen an einflußreiche Männer der Kritik, aber man gab sich nicht die Mühe, ihm eine Erwiderung zukommen zu lassen, oder geschah dies wirklich, so sagte man ihm, er, ein Kind des Volkes, möge nur immerhin fortfahren, das Volk zu besingen, man wolle nicht versuchen, ihn zu andern Meinungen zu bekehren. In diesen Ausdrücken wenigstens ist ein Brief eines bekannten aristokratischen Romanschriftstellers an Moreau geschrieben, und der gute Herr giebt am Schlusse dem genialen Dichter die Hoffnung, daß das Vert-Vert (ein erbärmliches Theaterjournal) wol einige seiner Gedichte aufnehmen würde!

Der Name des Schriftsetzers Hégésippe Moreau hat gegenwärtig einen guten Klang in ganz Frankreich. Die zweite Auflage seiner Gedichte ward reißend schnell vergriffen, Jeder, der sie liest, nannte ihn einen Märtyrer.

Sogar von der Tribune der Deputirtenkammer herab ward sein Name mit aufrichtiger Anerkennung und in edler Entrüstung genannt. Ein Oppositionsmitglied nämlich deutete in der letzten Session einmal auf den Sänger der Myosotis, als auf ein Opfer des Mißbrauches, den man mit den zur Unterstützung und Aufmunterung der Künste und Wissenschaften angewiesenen Geldern treibt. Enorme Summen werden an Leute vergeudet, die 6—8000 Franken jährlichen Einkommens besitzen, nichts als Mittelmäßiges geleistet und kein anderes Recht auf die Großmuth des Landes haben, als die Protection oder die Verwandtschaft eines einflußreichen Mannes. — Auch Leute, welche sich bei Lebzeiten des Dichters nie um ihn bekümmert, ihn verachtet und verhöhnt hatten, gaben sich an seinem Grabe die Miene warmer Freunde, die unendliches Verdienst um den armen Verstorbenen hatten, und denen sein Schicksal das Roth edler Entrüstung auf die Wangen trieb. Pfui, über die schmutzigen Heuchler — o, daß der große Todte, den halbverhungerten Leib in das graue Linnen gehüllt, ihm das Hospital mit in den Sarg gegeben, ihn nur für einen Augenblick verlassen könnte, um jene Elenden mit einem verächtlichen Blicke seines schönen Auges für immer schweigen zu machen.

Von Moreau's Kopf ward gleich nach seinem Tode, während die Leiche noch auf ihrem ärmlichen Sterbelager ruhte, ein Gypsabdruck genommen. „Le moleur," be-

merkte Post, „m'avoit jamais tenu d'aussi vaste entre les mains.“

Man ging vor einiger Zeit mit dem Gedanken um, dem Dichter einen prächtigen Grabstein, eine Marmorsäule glaube ich, zu setzen. Welch eine grundlose Verläumdung ist es doch, die Menschen der Undankbarkeit, der Gleichgültigkeit gegen das Genie zu beschuldigen. Es braucht sich ja nur die kleine Mühe zu geben, zu verhungern, im Kummer und Elend zu sterben, um dann gerührte Herzen, weinende Augen, Panegyriker zu finden, sein frisches Grab mit Marmor und hochtönenden Worten geschmückt zu sehen. Nein, nein, höhnt den Hügel dieses unglücklichen Sängers nicht mit Eurem lügnerischen Marmor, gleißend wie die Sprache, die Ihr heute führet, und kalt, wie es Eure Herzen gegen ihn waren, als er noch athmete, noch sang. Ein schimmerndes Denkmal auf dem Grabe dessen, der im Leben kein Obdach für seine kranken Glieder hatte, so manche kalte Nacht im Sturme und Wetter unter freiem Himmel zubringen mußte? Entsetzliche Ironie!

Ueberdies, der Hügel Moreau's wölbt sich nur über ein Opfer des Elends, sein Sarg birgt nur ein gebrochenes Herz. Nehmt das Gold, mit welchem, in Stein verwandelt, Ihr sein Andenken ehren wollt, und suchet irgend einen seiner Brüder auf, seiner Brüder, die ihm das Genie und der Hunger gegeben. Suchet, Ihr werdet finden, vielleicht eben den grellen Schmerzensschrei aus-

ſtoßend, vielleicht eben an Gott und der Menſchheit verzweifelnd — ſuchet, Ihr werdet finden! Denn dieſes Wort Genie iſt ein Königreich, deſſen Thron nimmer leer ſteht, eine Krone, die in jugendlicher Schöne ewig auf einem Haupte glänzt. Der Tod kann nur den Wechſel, nicht die Vernichtung herbeiführen und in tröſtender Zuverſicht darf man rufen, wenn ein Sängerfürſt die Augen ſchließt: „Der Dichter iſt todt! Es lebe der Dichter!“

Sechster Brief.

13. November.

Der weise Matthias Laensberg hatte vollkommen recht, als er große Dinge für das Jahr 1840 prophezeite. Eine französische Redensart, die dem vorigen Jahrhundert und zwar dem witzelnden Hofe Ludwig XV. entstammt, sagt: „Je m'en moque comme de l'an quarante." Der König selbst, ich weiß nicht in welcher Hinsicht, hatte lange eine unheimliche Furcht vor dem Jahre 1740 gehegt. Kaum waren seine augendienerischen Hofherren von derselben unterrichtet, so erfanden sie jene spottende Phrase, und brachten sie fortan, besonders in Gegenwart des Monarchen, bei jedem irgend passenden Gesprächsgegenstande in Anwendung. Hundert Jahre später lieferte dieselbe Phrase einem geistreichen Vaudevillisten den Stoff zu einer ergötzlichen Revue: „Je m'en moque comme de l'an quarante," und machte sich in der That recht derb über das nun in we-

nigen Wochen ebenfalls zurückgelegte Anno 1840 luſtig. Aber das Jahr ſagte: „Wer zuletzt lacht, der lacht am Beſten," und es ſpottete und kicherte in den elf Monaten, welche es gelebt, recht dämoniſch über die armen, kurzſichtigen Menſchenkinder. Wer ahnte wohl am erſten Januar die Verwirrung, welche es ſo bald in dem geſammten weiten Europa, das ſo friedlich-träge zu ſchlummern ſchien, durch vier raſchhingeworfene Federzüge anrichten ſollte? Doch nichts von Politik, von dem londoner Traktat und von der kitzlichen orientaliſchen Frage, die, wie es ſcheint, noch eine geraume Zeit ungelöſt bleiben wird. Das Jahr 1840 wird in den Annalen der Geſchichte durch ein Ereigniß gemarkt ſein, das in ſeiner großartigen, ernſten Poeſie ſeit Monaten die ganze bewohnte Erde beſchäftigte und hier in Paris, trotz des wilden politiſchen Treibens, trotz der heißen Gährung, welche in allen Claſſen der Bevölkerung brütet, mit einer Art begeiſterter Ungeduld erwartet wird. Ich rede von der Rückkehr der Gebeine des Kaiſers, eine Feier, die näher und näher rückt. Schon jetzt zittert jedes Herz ihr entgegen, ſchon jetzt ſtarrt jedes Auge verlangend in die Ferne, als könne das Meer nicht länger ſäumen, die hehre Laſt an den harrenden Strand zu tragen, als müßten die heißen Wünſche von Millionen, wie ein unwiderſtehlicher Magnet, die Fregatte nebſt ihrem todten Helden mit Zaubermacht herbeiziehen über die ewige Straße des Oceans bis zu dem ſehnlich harrenden Frankreich. Aber das Meer ſcheint nur grollend dem Willen

der Menschen dienen zu wollen. Seine Wellen waren seit so langen Jahren die Hüter des heiligen Grabes auf dem Felsgestade von St. Helena. Waren sie doch, als jenes stolze Herz noch in der Heldenbrust schlug, die Wächter des gefangenen Kaisers. Das Meer zögert, den Königssohn und sein Schiff an das ersehnte Eiland zu bringen. Der mächtige Ocean ist stolz auf sein Wächteramt und er zürnte schäumend auf, als ihm die Winde die Kunde brachten, ein ferner Invalidendom wolle ihm die Reste des todten Kaisers entreißen.

Wie aber, wenn der Ocean der Friedhof für die Gebeine Napoleon's würde?! Wenn die Wogen die starren Glieder des großen Mannes unter dem Gesange des Donners und Sturmes, unter den Flammenformeln der Blitze in ihre geheimnißvolle Tiefe zögen?! Wenn dem Krieger, der eine Länderwelt beherrschte, eine Welt der Wasser zur letzten Ruhestätte würde? Wahrhaftig, es liegt etwas unwiderstehlich Poetisches in dem Gedanken, den Mann des Schwertes, der, wie sein ganzes Zeitalter, fast schon zur Mythe ward, an der verschwiegnen Brust des Meeres zum langen Todesschlafe gebettet zu wissen! Frankreich bietet seinem todten Herrscher einen Dom, den die Trophäen seiner erfochtenen Siege schmükken, und ein Marmordenkmal, das der Nachwelt ein Symbol seines Ruhmes sein soll. Aber würde sich nicht der unermeßliche Krystallpallast der Wellen stolzer und bedeutungsvoller als ein altergraues Steingebäu über dem

schlummernden Kaiser wölben? Würden nicht die schönen Meerjungfrauen, die seufzenden Winde, der weiße Mondstrahl, wenn er träumend auf den Wogen funkelt, beredter seine Thaten verkünden, als seelenloser Marmor und stummes Bildwerk?

Doch ich vergesse, daß, forderte das Meer die hier so heiß ersehnte Kaiserleiche, die Deputirtenkammer umsonst eine Million votirt, die Stadt Paris umsonst so großartige Anstalten zum Empfange der theuren Reste gemacht haben würde; ich vergesse, daß dann Herr Marochetti wohl schwerlich das Grabmonument Napoleon's ausführen würde, daß die guten, schaugierigen Pariser sich dann umsonst auf ein so hehres, vielbietendes Fest gefreut hätten, und daß, schließlich, ich selbst um die Freude kommen würde, es seiner Zeit zu schildern und zu commentiren. Schon heute könnte ich mancherlei erzählen von den Vorbereitungen zur Beisetzung des Kaisers, von der neuen breiten Brücke, welche eigens für diese über die Seine geschlagen wird, von der prachtvollen Ausschmückung des Invalidenhotels, dessen ganzer mit violettem Sammet decorirte Vorhof eine ungeheuere Chapelle ardente bilden soll, von der Ordnung des Zuges, von dem Empfange, der ihm an der Barrière de l'Etoile werden soll u. s. w. Doch wozu das bloße Programm einer so imposanten und bedeutungsvollen Feier geben? Das hieße einen Schatten zeichnen. Bis jetzt vermag nur die Phantasie sich ein schwaches Bild der großartigsten aller Trauerceremonien

zu schaffen. Erst wenn Auge und Seele die wunderbaren Eindrücke, welche sie auf jeden der Millionen, welche die Leiche des Kaisers grüßen werden, hervorbringen muß, zu empfangen vermag; erst wenn jedes Haupt sich ehrfurchtsvoll entblößen, jede Lippe zitternd einen Gruß der schauernden Ehrfurcht und des Willkommens stammeln wird, dann erst darf die Feder die Schilderung der Außenseite einer solchen Feier versuchen!

Für den Augenblick ist es unmöglich, einen Brief aus Paris zu schreiben, ohne vor allen andern Dingen einen Blick auf das Palais Bourbon und seine declamirenden und gesticulirenden honorables zu werfen. Der Leser glaube mir, es ist ein trauriges, ein mitleiderregendes und überdies ein entsetzlich langweiliges Schauspiel. „Worte! Worte! Worte!“ ruft Hamlet mit bitterer Ironie, und Worte! Worte! Worte! darf die Welt diesem glänzenden Nichts, dieser glitzernden Seifenkugel, Deputirtenkammer genannt, zurufen. Länger als eine Woche schon währt die lärmende Besprechung des Adreßentwurfs. Gestern war es Herr Thiers und Herr Guizot, heute Herr Berryer und Herr Lamartine, Herr Mauguin, Herr Passy u. s. w., welche an dem diabolischen Knochen der orientalischen Frage umherknabbern und sich ihn gegenseitig entreißen

und wieder zuwerfen. Es liegt nichts Großartiges in solchem parlamentarischen Kampfe. Ich saß in diesen Tagen fünf tödtlich lange Stunden auf der Tribune publique der Deputirtenkammer und starrte wie betäubt hinunter in das verwirrte, bald dumpfe, bald grellaufkreischende Lärmen dieser Männer, welchen Frankreich sein Wohl und Wehe übergeben zu haben meint. Den Eindruck, welchen dies Schauspiel auf mich machte, kann ich, Gott und der Präsident Sauzet verzeihe mir die Sünde! nur mit dem vergleichen, den ich etwa beim Besuche eines Irrenhauses aufnehmen würde. Wie imposant, wie hinreißend durch die Idee des unbeschränkt freien Wortes, hatte ich mir früher eine Sitzung der französischen Abgeordnetenkammer gedacht und wie schneidend war diese Illusion zerstört. Als ich noch in Braunschweig einer der Setzer der deutschen Nationalzeitung war und so manche lange, kalte Winternacht des Schlafes entbehren mußte, um die luftigen Worte der ebengenannten Heroen in ehrliche deutsche Lettern zu verwandeln, da tröstete mich der Gedanke, daß selbst der Beruf des Setzers, die männliche Sprache der Freiheit im Auslande, im Vaterlande verständlich zu machen, ein schöner und belohnender sei. Gegenwärtig bedaure ich die Redacteure, die Setzer, die Correctoren, die Leser und selbst die Verleger aller politischen Zeitungen, wenn sie sich nothgedrungen um die Verhandlungen der französischen Kammer kümmern müssen. Irrlichter sind diese, nichts Besseres. Das flimmert und schimmert und

hüpft so keck und verführerisch vor den Augen des Fernweilenden, daß er der Lust nicht widerstehen kann, hinzueilen und die reizende Flamme in der Nähe zu betrachten. Aber eilt nur in das Palais Bourbon, seht Euch diese in der Perspective so hellfunkelnden Lichter an und Ihr werdet die bittere Entdeckung machen, daß, was Euch lockte, zum großen Theile nichts als faule Luft und leere Blase war. Der einzige Unterschied, den man finden könnte, ist, daß die verschrieenen Irrlichter auf schwarzem, stinkendem Sumpf und Moor, die Deputirten dagegen auf einem wohlgetäfelten, mit einem sehr theuren Teppich belegten Fußboden, an den eine schöngearbeitete Rednertribune stößt, hüpfen und flimmern.

Unter mancher andern einer Volksrepräsentation wohl nothwendigen Eigenschaft, wenn sie einen allgemein-würdigen Standpunkt einnehmen will, fehlt den Herren vor Allem — Anstand in ihrem äußern und Ueberzeugung in ihrem innern Wesen. Einige Haufen pariser Gamins, zu einer Berathung des Staatswohls zusammenberufen, würden höchst wahrscheinlich ihre Lungen und Schuhsohlen (wenn sie anders die letztern besäßen) viel seltener in Bewegung setzen, als diese „Ehrenwerthen" im schwarzen, eleganten Frack mit den bedeutungslosen rothen Bändchen in den Knopflöchern. Den ungebehrdigen Herren sollte Louis Philipp strenge Schulmeister mit derben Lectionen senden. Da ist ein Schreien, ein Fußstampfen, ein Unterbrechen und Toben im Centre, wenn ein Redner der

Linken, und in der Linken, wenn ein Redner des Centre die Tribune betritt, daß man unwillkührlich an das Irrenhaus oder an das Pöbeltheater der Funambules denkt. Um sich diese scandalösen Auftritte einigermaßen zu erklären, denke man an die zweihundert Mitglieder der Kammer, deren ganze Beredtsamkeit in dumpfem Gemurre, grellem, unverständlichem Geschrei oder einigen scharf herausgestoßenen, den Redner auf der Tribüne unterbrechenden Worten besteht.

Zu diesen Demosthenes, welche das Vertrauen ihrer Wähler auf etwas originelle Weise zu belohnen suchen, gehört auch ein Herr Ardaillon, dessen Existenz Frankreich nur sehr schwach und das Ausland gar nicht vermuthet. Sein Platz ist irgendwo im Centrum. Seine beiden Nachbarn zur Rechten und Linken kennen ihn von Ansehn, die übrigen Mitglieder der Kammer nur seinem wüthenden Gemurr und seinen genialen Interjectionen nach. Den Schrei: „A l'Ordre," hat er durch jahrelanges Bemühen ganz vorzüglich wirksam einstudirt, er bewirkt immer die verwickeltste Unordnung. Herr Ardaillon ist im Grunde nichts Anderes, als ein Fußstampfen im schwarzen Frack, eine Unterbrechung in seidener Cravatte, ein A l'Ordre in halbmessingnen Strippen. Mehr als einmal machte sein durchdringendes Geschrei selbst die Haare der rothen Perrücke des Generals Bugeaud zu Berge stehen, — der tapfere Bekämpfer Abd-el-Kader's glaubte das Gebrüll eines Löwen der Wüste zu vernehmen. Herr Ardaillon ist, wie

das Ebengesagte vermuthen läßt, sehr beredt. Er nimmt in der That sehr oft das Wort, aber er ist so höflich, es nie lange zu behalten. Langweiligkeit seiner Vorträge können ihm daher selbst seine Feinde nicht wohl vorwerfen. Zieht man beim Beginnen derselben die Uhr, um ihre Dauer zu berechnen, so erstaunt man nicht wenig, sie schon geendet zu sehen, ehe noch der Zeiger die geringste fortschreitende Bewegung gemacht. Diese reißende Schnelle seiner Sprache erklärt, warum Herr Ardaillon nie um das Wort bittet — er würde just doppelt so viel Zeit zum Bitten, als zum Reden gebrauchen. Herr Ardaillon hält seine Rede unzählige Male in jeder Sitzung. Er stottert nie, keine Bewegung der lärmenden Versammlung kann den Mann irre machen, er steht in der Kühnheit und im Flusse des Wortes selbst über Thiers und Berryer. Herr Ardaillon, beiläufig gesagt, ein ehrlicher Hammerwerksbesitzer aus St. Chamond, ist die schärfste Type eines Theils dieser vielbewunderten Deputirtenkammer.

Herr Sauzet, der wiedererwählte Präsident, dankt diese Ehre und seine freie Wohnung im Palais Bourbon gewiß nur der übermenschlichen Geduld, mit der ihn der gütige Himmel begabt hat. Schon im Mutterleibe muß er zu seiner jetzigen Stellung tüchtig gewesen sein. Vielleicht aber hat ihn weder seine Mutter, noch eine Ammenbrust, sondern ein exemplarisches Schaf gesäugt. Seine Geduld ist ein Phänomen, wie die flohfarben-seidene Simarre seines Collegen aus der Pairskammer, Pasquier.

O, mit welch langen bewundernden Blicken ich dieſen kahlköpfigen Mann auf dem rothgepolſterten Präſidentenſtuhle anſtarrte. Unter ihm ſchreit und ſtampft, brüllt und murrt man, und er begnügt ſich, einige verweiſende Glokkentöne in das Chaos der Fracks und offenen Mäuler zu ſenden. Man lacht Se. Excellenz den Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten aus, und Herr Sauzet ſetzt, ohne allen Anſchein innerer Aufregung, ſeine vielgeprüfte und nie wirſam befundene Glocke in Bewegung. Man ſchreit Herrn Hippolyt Paſſy, dem Mitkämpfer Guizot's, einige ſcharf höhnende Worte zu und Herr Sauzet klingelt. Nun winkt er mit der Hand und geſticulirt mit dem ganzen Körper, wie ein dem Erſaufen naher Schiffbrüchiger, und man hört ihn nicht. Herr Sauzet klingelt abermals und ſcheint nicht im Mindeſten geneigt, den Widerſpenſtigen die ſchwere ſilberne Glocke an die Deputirtenköpfe zu ſchleudern — ein Mittel zur Herſtellung der Ruhe, welches ich, in ſeinem Seſſel, in jeder Sitzung mindeſtens ein Dutzendmal verſuchen würde. Herr Sauzet ruft mit recht vernehmlicher Stimme: „A l'ordre, Messieurs! Mais, silence donc, Messieurs! Je vous prie, Messieurs, de vous assessoir!“ — aber Niemand folgt dem Ordnungsaufrufe, Niemand ſchweigt, Niemand ſetzt ſich, wenn ein ungewöhnlicher Zwiſchenfall grade ein allgemeines Aufſtehen veranlaßte. Und Herr Sauzet? Er klingelt und ſetzt ſich ruhig in ſeinem Seſſel zurecht, wartet, bis es den Herren Vertretern Frankreichs gefällt, auf die Worte eines

Redners zu hören, und es fällt ihm nie ein, von seinem Präsidentenstuhle herab zur Thür hinauszustürzen und die sehr ehrenwerthe Versammlung zu bitten, sich durch irgend einen Andern präsidiren zu lassen. Gewiß, Herr Sauzet ist ein Phänomen! Dabei gebietet er über ein Heer von Hilfstruppen, über eine tüchtige Anzahl Huissiers nämlich, närrische Kerle in schwarzen, vorn kurzabgeschnittenen Leibröcken, mit schweren silbernen oder versilberten Ketten behangen, welche die Deputirten mit ihrem Geschrei: „Silence, Messieurs! Asseyez vous, Messieurs!" anbellen, wie ein Schäferhund seine wirr umherirrende Heerde. Aber die Huissiers sind gewöhnlich nicht glücklicher, als Herr Sauzet, das Phänomen.

Was nun die Debatten der letzten Tage, die sogenannten grandes luttes parlamentaires betrifft, so wird man hoffentlich auch in Deutschland so klug sein, sie für das zu nehmen, was sie wirklich sind, ohne sich an ihr flimmerndes Irrlichtskleid zu kehren — — für hohle Declamationen, für eitles Wortprunken, für blinden Parteijähzorn. Jeder der Redner, welcher die Tribune der Deputirtenkammer besteigt, ist fest, wie von der Erschaffung der Welt überzeugt, daß die Augen der ganzen civilisirten Erde auf ihn und die Papierschnitzel, welche er vor sich auf die Marmorbrüstung der Tribune auskramt, gerichtet sind. Diese Idee führt ihn hinauf und dirigirt, wie ein leitender Faden, seine Zunge. Der Franzose ist Schauspieler überall: auch in der Deputirtenkammer. Die be-

rühmteſten Koryphäen derſelben, Thiers, Guizot, Berryer u. ſ. w., ſind nichts, als die routinirteſten Künſtler dieſer Bühne, welche recht eigentlich auf Koſten der Nation unterhalten wird. Der Kampf des Ex-Conſeilpräſidenten mit dem gegenwärtigen war eine recht ergötzliche Scene für eine Poſſe. Aber, um einem ernſten Schauſpiele anzugehören, fehlte ihr nichts, als eine einzige kleine Eigenſchaft, — die Wahrheit. Beide ſagten, trotz aller verleſenen Depeſchen und Privatmittheilungen, nur einen kleinen Theil deſſen, was ſie wußten und zur Belehrung des Landes, zur Schlichtung des ganzen verwickelten Proceſſes, in den Frankreich ſich mit der Quadrupelallianz verwickelt ſieht, hätte ſagen müſſen. Aber keinem der Deputirten fiel es ein, tiefer, als in die unbeſtimmt verſchwimmende Oberfläche der Sache zu dringen. Eine verfängliche Frage, ein energiſches und conſtitutionsmäßig legales Auftreten eines Einzelnen aber wäre vielleicht Anlaß zu überraſchenderen und helleren Aufklärungen, als die bisher von Thiers und Guizot gegebenen, geworden. — Der Kampf zwiſchen Lamartine und Berryer war ein kürzerer, aber ein nicht minder intereſſanter für den unbefangenen Beobachter. Sonderbar! Lamartine, einer der wenigen Abgeordneten, deren Mund redet, wie ihm Ueberzeugung die Sätze bildet, ein Mann, dem nicht nur ſein Vaterland, nein, eine halbe Welt, die Dichterkrone gewunden hat, ein Mann endlich, dem die Natur vor allen ſeinen Collegen den Schatz der Gedanken gegeben, ſtammelte in dieſer teufliſch

zähen Angelegenheit wie ein weinendes Kind. Die Kammer, ein außerordentlicher und vielleicht nur dem poetischen Ruhme des Mannes zuzuschreibender Umstand, verhöhnte ihn nicht. Sie lärmte wenig, sie unterbrach ihn selten, aber grade in dieser zweideutigen Aufmerksamkeit lag das vernichtende Urtheil, welches ihn traf. Berryer ist bekanntlich der glücklichste Declamator unter allen französischen Rednern. Berryer hat seine Bestimmung verfehlt; er hätte weder Advocat, noch Deputirter, Schauspieler hätte er werden sollen. Gewiß, in ihm versauert und verflüchtigt in Kammerdebatten das Talent, welches nirgends anders hingehört, als in das Théâtre français. Er wäre der Kunstbruder der Rachel geworden. Er war dazu bestimmt, den Platz auszufüllen, auf dem sich nun die Comödianten Beauvallet, Ligier und wie sie sonst heißen, so jämmerlich ausnehmen. Deputirtenkammer und Theater berühren sich übrigens genau genug, deshalb bewundert alle Welt das Rednertalent Berryer's, obwohl Jeder fühlt, daß dies pathetische Gesticuliren, dies plötzliche Donnern und Ersterben der Stimme, dies convulsivische Vor- und Zurückbeugen des Körpers, dies Funkeln der Augen, diese zweite Sprache in dem Gesichte des Redners, daß dies Alles, sage ich, eigentlich besser in einer Tragödie des alten Pierre Corneille, als in den Debatten über die orientalische Frage an seinem Platze wäre.

Siebenter Brief.

December.

Ich ersuche den gefälligen Leser, mit mir einen Spaziergang nach einem der großartigsten und interessantesten Bauwerke der alten Lutetia zu machen. Ich brauche nur seinen Namen zu nennen, um eine fantastische Welt, in der die Feder eines echten Dichters das graue Mittelalter mit den bunten Blumen seiner Phantasie kränzte, in jedem Gedächtnisse auftauchen zu machen. Jenes Bauwerk heißt: Notre Dame de Paris, und jener Dichter Victor Hugo. Von dem letzteren würde ich dem Leser eben nicht mehr erzählen können, als er bereits von ihm und seiner gesellschaftlichen Stellung weiß. Es war mir immer zuwider, die Thüren der sogenannten Berühmtheiten des Tages zu bestürmen, in ihren Vorzimmern um eine gnädige Audienz zu betteln, sie und mich eine Stunde lang par force zu langweilen, um mir endlich einige nichtssa-

gende Worte über Deutschland und die Deutschen wie ein Almosen hinwerfen zu lassen. Also nichts von Victor Hugo, nur einige Bemerkungen über die ehrwürdige Notre-Dame, die Wiege seiner genialsten Dichtung.

Ich besuchte sie, nach einem Zwischenraume von mehreren Monaten, an einem sonnenlichten Herbstnachmittage, allein und mit geweihter Seele. Mit geweihter Seele, sage ich, denn mir ist es immer, als dürfe man die Schwelle eines so heiligen Werkes der Vorzeit, das, wie es so viele Hunderte von Geschlechtern kommen, leben und vergehen sah, auch uns dahinsinken sehen wird in das Nichts, woher wir gekommen, während es stolz und ernst der kommenden Jahrhunderte harrt, sie im Voraus groß macht durch seine eigne Hehre — nur mit keuschen, geläuterten Gedanken betreten. Steht es doch da in seiner stummen Majestät, in seinem riesigen Granitmantel, mit der Doppelkrone seiner Thürme, wie ein König aus jener Zeit des echten Königthums, dem man nur huldigend, nur kniebeugend nahen sollte. Seltsam, die Chroniken der Stadt brachten den Namen des Mannes, der den Bau der Notre-Dame begann, nicht auf die Nachwelt. Man weiß nichts von ihm, als daß er ein großer Mensch gewesen — sein Leben selbst ist in undurchdringliches Dunkel gehüllt. Erwin von Steinbach war glücklicher. Er lebte mit seinem wunderbaren Bauwerke und starb mit dem Bewußtsein, daß es einst auf würdige Weise die Vollendung sehen sollte. Der straßburger Dom

wölbt sich wie ein ewiges Denkmal gleichsam über das Gedächtniß des Mannes, dessen Meisterhand kühn ausführte, was irgend sein kühner Gedankenflug entworfen hatte. Vielleicht war der Schöpfer der Notre-Dame de Paris einer jener Jünglinge, die mit gläubigem Herzen und unermüdlichen Händen von Land zu Land, von Stadt zu Stadt ziehend, in heißer Gottesbegeisterung, ohne des irdischen Lebens zu achten, überall sinnige Klöster, majestätische Dome und schlanke Glockenthürme säeten, wie Früchte, welche die Erde pflanzte, um sie dem Himmel zu opfern. Ach, in jenen längstgestorbenen Tagen träumten die Menschen und die Steine noch so heilige Träume! Die Poesie glühte, wie eine goldene Lebensflamme, in den kindlich reinen Herzen. Dahin, dahin! Die Poesie in der Baukunst ist todt, vermodert, wie die Hände, welche den Dom St. Peters, die Sophienkirche Konstantinopels, die Kathedralen von Straßburg, Köln und Paris und so manches andere erhabene Werk geschaffen. Die Menschheit denkt keine poetischen Gedanken mehr, obwohl sie sich den Dampf dienstbar gemacht und die Congreveschen Raketen erfunden hat. Ihr Wesen und Treiben ist so abgeglättet, aber auch so hart, so materiell, so practisch, wie die Eisenschienen, auf welchen sie jetzt ein Land in einigen Stunden durchfliegt.

Der Erbauer der Notre-Dame arbeitete für Gott und starb vielleicht auf der Streu. Gewiß aber that er mit dem belohnenden Gedanken, daß er ein großes Werk ge-

ſchaffen, ſeinen letzten Athemzug. Faſt ein Jahrtauſend laſtet auf dieſer ehrwürdigen Kathedrale, aber im Aeußern und Innern reckt ſie ſo jugendlich kräftig die gewaltigen Maſſen empor, als wären ſie geſtern erſt, ſteinerne Wunder, auf den Wink einer unſichtbaren Zauberhand dem Boden entſproſſen. Notre-Dame liegt an der äußerſten Grenze der Citéinſel, alſo in einem Theile der Stadt, welcher gleichſam der Vater aller übrigen ward; denn von dieſem Punkte aus bildete ſich im Gange der Jahrhunderte das gewaltige Paris. — Maurice de Sully — vielleicht ein Verfahr jenes Miniſters und Buſenfreundes Heinrich IV. — der ſich ſelbſt zum Biſchof von Paris erwählt hatte, unternahm den Neubau der in Ruinen liegenden Kathedralkirche. Etwa gegen 1163 ward das große Werk begonnen. Man vermuthet, daß Papſt Alexander III. die Reiſe nach Paris gemacht, um ſeinen Grundſtein zu legen. Schon im Jahre 1182 ward der Hauptaltar von Heinrich, dem päpſtlichen Legaten, eingeweiht. De Sully ſtarb 1196, als ſein Lieblingsbau ſich eben ſtolz und kühn erhoben hatte. Das Jahr der Vollendung des majeſtätiſchen Tempels blieb ſo unbekannt, wie der Name des Künſtlers, der die Plane dazu entwarf und ihre Ausführung begann. Indeſſen ſagen die Annalen der Stadt, daß man noch im 14ten Jahrhundert mit dem Bau verſchiedener Capellen beſchäftigt geweſen; demnach würde Notre-Dame etwa in zwei Jahrhunderten entſtanden ſein. Sie ruht, nach dem Berichte mehrerer Chroniken, auf einer Grundlage ungeheurer

Pfeiler, und ihre impoſante, obwohl von der Zeit geſchwärzte und zerriſſene Façade, nimmt einen Umfang von mehr als 120 Fuß ein. Drei Hauptpforten, von ungleicher Form und Höhe, führen in die Kirche. Sie ſind mit Zierrathen überladen, und waren in frühern Zeiten ſogar mit künſtlich gearbeiteten Statuen geſchmückt, die aber in den ſtürmiſchen Tagen der Revolution von dem Pöbel verſtümmelt und zerſchmettert wurden. Die beiden Thürme der Notre-Dame tragen mehr als alle ihre übrigen Theile das Gepräge ſarazeniſchen Styles. Sie ſind viereckig, maſſenhaft, aber dennoch nicht plump und ſchienen mir immer zwei unerſchrockene Wächter, bereit, jedem Sturme des Himmels und der Menſchen die trotzige Stirn zu bieten. Die Höhe dieſer Thürme, vom Boden bis zur äußerſten Plattform, beträgt 204 pariſer Fuß. Im ſüdlichen Thurme befindet ſich die weltbekannte, ungeheuere Glocke Le Bourdon. Nur an den höchſten Feiertagen, oder bei Gelegenheit ungewöhnlicher Staatsfeſtlichkeiten, wird ſie geläutet. Dann brauſt ihr feierlicher Donner, wie eine Stimme aus den Wolken, weit dahin über das Häuſermeer dieſer Fürſtin der Städte. Am letzten Oſterſonntage befand ich mich mit einem Freunde auf der Thurmgallerie der Notre-Dame. Wir ſchwelgten eben, über die hohe Brüſtung gelehnt, in dem geheimnißvollen Reize, die Rieſin, welche tief unten und anſcheinend ſo ruhig, zu unſern Füßen träumte, mit ſtaunendem Blicke zu überfliegen, dem dumpfen Gebrauſe, das wie fernes Sturmgeheul zu uns

heraufbebte, zu lauschen, als plötzlich der gewaltige Steinboden unter unsern Füßen zu beben begann. Eine fürchterliche Dröhnung zerriß die Luft, Schlag auf Schlag, wie eine unabsehbare Batterie des schwersten Geschützes, die in jeder Secunde einen ihrer Feuerschlünde donnern läßt. Unsere schwachen menschlichen Ohren drohten zu zerspringen, und während der ersten Augenblicke dieses urplötzlichen Tongewitters taumelten wir wie betrunken nach jeder Seite der Gallerie. In unserer Verwirrung dachten wir weder an den Ostersonntag, noch an das Glockenungethüm von Notre-Dame. Ein Gehülfe des Glöckners bemerkte uns endlich und rieth uns mit echt französischer Artigkeit, die Gallerie zu verlassen, da wir von dem starken Läuten leicht ein wenig Kopfschmerzen heimtragen könnten. Wir dankten und folgten jenem guten Rathe, aber bereits mit sehr heftigem Kopfschmerze.

Der Bourdon ward im Jahre 1682 gegossen, leider etwas zu spät, um mit Quasimodo und Esmeralda in Hugo's Roman eine Rolle spielen zu können. Uebrigens glaubt man bei jedem Schritte in den öden Thurmgängen den bösen, liebeswahnsinnigen Claude Frollo mit dem brennenden Blicke der Begier aus einem Winkel hervortreten zu sehen, ihn und seinen gutmüthigen, unglücklichen Knecht, den armen Glöckner, mit dem scheußlichen Gesicht und der reinen, aufopfernden Seele. Man glaubt, dort auf jener dunkeln Wendeltreppe das kurze, bunte Gewand des lieblichen, unschuldig verfolgten Zigeunermädchens flattern

zu ſehen, ihre ſüße Stimme und das trauliche geheimnißvolle Meckern ihrer Ziege zu hören — o wunderbare Macht der Dichtung. Selbſt den kleinen Seidenſchuh, Alles, was dem Kinde von der Mutter geblieben, ſah ich auf den kalten Steinplatten liegen. Raſch ſprang ich hinzu, ihn mit mir zu nehmen, als ein Gedenkzeichen an Notre-Dame de Paris — aber, wehe! wehe! es war nichts als ein dichtes, ſchwarzgraues Spinngewebe, von einem gewiſſenhaften Beſen aus einem verwitterten Mauerwinkel gefegt. Und die kalte, langbeinige Spinne ſaß darin und ſpann und ſpann, recht wie die verkörperte Proſa, die jedes Gebild, jeden Traum der Phantaſie mit ihren ekeln Fäden umzieht. — — —

Der Bourdon wiegt faſt 64,000 Pfund, ward bald nach ſeiner Geburt feierlich getauft oder vielmehr eingeſegnet. Louis XIV. und ſeine königliche Gemahlin ſind Gevatter und Gevatterin des Glockenungeheuers, deſſen Schwengel allein 976 Pfund wiegt.

Die ganze Länge der Façade der Notre-Dame wird von 27 Niſchen eingenommen, die jetzt, leer und vom Wetter zerriſſen, zahlloſen Schwalbenſchaaren willkommne Neſter bieten. Vor der Revolution aber barg jede dieſer Niſchen die in koloſſaler Größe gearbeitete Bildſäule eines der fränkiſchen Könige von Childebert bis auf Philipp Auguſt. Ueber jener Niſchenreihe ſtrahlt die rieſige Einſetzroſe, mit welcher ſich Hugo in ſeiner Notre-Dame ſo oft beſchäftigt. Weniger bekannt mag dem Leſer ſein,

daß eine ähnliche Einsetzrose in jeder Seitenfaçade der Kirche prangt. Die Glasmalereien dieser gigantischen Fenster dürften, hinsichtlich der Farbenpracht und sorgfältiger Arbeit, schwerlich von irgend einem ähnlichen Werke mittelalterlichen Ursprungs übertroffen werden.

Alle Unwetter, die in so vielen Jahrhunderten über die ewig von innen oder außen bedrohte Stadt dahin stürmten, brachen sich machtlos an den granitnen Rippen des erhabnen Domes. Weder das Schwert eines Eroberers, noch die Wuth des Fanatismus und der Revolutionen vermochte diesen heiligen Wald von Steinen zu entwurzeln. Herrlich sang Méry, der bekannte Dichter der „Némésis", kürzlich von der fast wunderbaren Dauer der alten Notre-Dame und ihrer Thürme:

Nul vent n'a pu jeter sur deux fleuves taris,
Ces deux mâts éternels du vaisseau de Paris!
Ils sont toujours debout sur la noire carène;
Ils dominent toujours la ville souveraine;
Et de loin on ne sait, en y jetant les yeux,
S'ils montent de la terre ou s'ils tombent des cieux.

Das Innere der Kirche macht durch Umfang und Höhe einen imposanten und erhebenden Eindruck. Es wird von dem Schiffe, einem Chore und einer doppelten Reihe Säulengänge gebildet. Die letzteren werden von 120 kolossalen, gothischen Pfeilern, welche die Deckwölbung tragen, getheilt. Rings um das Schiff und den Chor, und zwar unterhalb der Colonaden, läuft eine mit 108 klei-

neren Säulen geſchmückte Gallerie. Bei außergewöhnlichen Ceremonien ſteht dieſe Gallerie allein den Beſuchern der Kirche offen. Bei der Beerdigungsfeier des letztverſtorbenen Erzbiſchofes von Paris war ich glücklich genug, durch Liſt und einige dem Bedeau * in die Hand gedrückte Frankenſtücke hier einen Platz oder vielmehr den Schatten eines Platzes zu finden. Die heilige Ceremonie koſtete mich einen geſunden Rockſchoß, ein harmloſes Taſchentuch und faſt eine Seitenrippe. Den Rockſchoß hatte man mir abgeriſſen, das Taſchentuch geſtohlen — in der Kirche Notre-Dame de Paris! und die Seitenrippe halb mürbe gequetſcht.

In früherer Zeit zählte die Kathedrale nicht weniger als 45 Seitencapellen, deren Zahl indeſſen durch Erweiterung und anderweitige Benutzung der Räume bedeutend zuſammenſchmolz. Der mit Marmorplatten gepflaſterte Chor iſt 115 Fuß lang und 35 Fuß breit. Acht große Gemälde von Laurent de la Hire, Philippe de Champagne, Louis de Boulogne, Lafoſſe, Jouvenet Hallé ſchmücken ihn.

Die Capellen, welche ſich hinter dem Chore befinden, zeigen verſchiedene bemerkenswerthe Grabmäler, unter andern das eines Grafen von Harcourt, dem ſeine Wittwe dies

* Kirchenwächter, faſt im Coſtume der Schweizer der großen Hotels, mit einem langen, am obern Ende mit Silber beſchlagenen Stabe verſehen, einem Tambourmajorſtocke nicht unähnlich. Bei den häufigen Proceſſionen im Innern der pariſer Kirchen ſpielt der Bedeau und ſein Stab, der mit dröhnenden Stößen auf die Steinplatten die Menge bei Seite drängt, keine geringe Rolle.

Werk frommer Liebe errichten ließ. Hinter der Sacriſtei aber befindet ſich eine in Marmor ausgeführte Gruppe, das Gelübde Ludwig XIII. genannt, an die ſich ein hiſtoriſches Intereſſe knüpft. Der König hatte nämlich im Jahre 1632 gelobt, ſein Reich dem Schutze der heiligen Jungfrau zu übergeben und den Hauptaltar von Notre-Dame wiederherzuſtellen. Ludwig XIII. vergaß bald darauf Beides und der Cardinal Richelieu fand nicht für gut, ihn an ſein der Himmliſchen gegebenes Verſprechen zu erinnern. Indeſſen erfüllte ſpäter der Sohn, was der Vater verſprochen. Ludwig XIV. legte im Jahre 1699 in feierlicher Verſammlung den Stein zu jenem Altare, aber die Gruppe: Le Voeu de Louis XIII. ward erſt 1723 von Conſton ausgeführt.

Achter Brief.

7. December.

Das Meer hat ihn nicht begraben! Noch acht Tage und der todte Kaiser zieht durch den majestätischen Triumphbogen der Barrière de l'Etoile ein in seine gute Stadt Paris. Nie wird sie ein bedeutungsvolleres Schauspiel gesehen haben, nicht etwa wegen der aus Gips gegossenen Könige, die zu beiden Seiten der Allee, welche zum Invalidendome führt, aufgestellt sein werden, nicht etwa des von 150 Künstlern aufgeführten Requiems von Mozart, nicht der ganzen grandiosen Trauerpracht halber, die den Leichenzug von Cherbourg bis Paris begleitet, — das Alles ist nichts als die äußere Bedeutung der Feier, die innere kann man nicht mit Augen und Ohren erfassen. Erfassen aber wird sie Jeder, der Hirn im Kopfe und ein Herz in der Brust trägt; sie in Worten wiederzugeben, wird freilich Wenigen gelingen. Welch eine Welt von

Gedanken knüpft ſich an dies eine Wort: Der Kaiſer iſt da! Todt oder lebendig, gleichviel, es iſt immer derſelbe Zauber der Erſcheinung, dieſelbe faſt übermenſchliche Macht des Namens, dieſelbe Herrſchaft über das beſiegte Europa. Und dieſer Sieg iſt gegenwärtig ein ſo lauterer, ein ſo gern anerkannter. Es iſt ein Sieg über die Herzen, die nun der Schlacken des Menſchen nicht mehr gedenken, für die nur noch der größte Krieger der neueren Geſchichte, der weiſe Geſetzgeber, das ganze wunderbar reiche Genie daſteht.

Louis Philipp empfängt und begrüßt die Kaiſerleiche an dem Aufgange des Invalidenhotels. Ich möchte wiſſen, was der König in dem Augenblicke denken wird. Mehr als einmal hatte er, Befehlshaber in den feindlichen Armeen, den Degen gegen den Uſurpator gezogen, deſſen todte Majeſtät er im Jahre 1840 ſo großmüthig anerkennt. Sicher iſt es übrigens, daß der König in den letzten Monaten, während der Rückfahrt der Bellepoule, den originellen Einfall des Herrn Thiers mehr als einmal verwünſchte. Louis Philipp iſt, obwohl ein kalter, unerſchütterlicher Staatsmann, ein zärtlicher Vater. Marie Amélie iſt eine noch bei Weitem zärtlichere Mutter. Beide hegten die ängſtlichſten Beſorgniſſe, den Prinzen de Joinville nebſt ſeiner koſtbaren Aſche, bei den erſten Feindſeligkeiten zwiſchen Frankreich und England, ohne Complimente von den Engländern weggekapert zu ſehen. Die Söhne Albions ſind ſeit undenklichen Zeiten in allen politiſchen

Dingen die rücksichtslosesten Burschen gewesen. Die Besorgniß der französischen Königsfamilie war daher wohl nicht unbegründet und soll einen bedeutenden Einfluß auf die politischen Maßregeln des letzten und gegenwärtigen Cabinets geübt haben.

Herr Eugen Scribe, dessen Productionskraft eben so unerschöpflich scheint, wie seine Börse unersättlich ist, obwohl er bereits ein Vermögen von mehr als 2 Millionen Franken besitzt und die Aufführungen seiner Stücke in Paris und der Provinz ihm durchschnittlich eine jährliche Rente von 100,000 Franken bringen, Herr E. Scribe, Rue Olivier No. 8, hat das Theater français, und somit Europa, wieder ein Mal mit einem fünfactigen Stücke beschenkt. Es ist ein historisches Lustspiel und führt den seltsamen Titel: „Ein Glas Wasser." So weit ich die Uebersetzungswuth der Deutschen kenne, glaube ich prophezeihen zu dürfen, daß, ehe der Rhein, vom Eisjoche erlöst, wieder frei dahinströmen wird, jenseit des gegenwärtig so heftig angeleierten Flusses ein halbes Dutzend Uebertragungen dieses Verre d'eau existiren und Glück machen werden. Scribe ist fast eben so geschickt in der Wahl seiner Titel, als Victor Hugo in der Abfassung seiner Vorreden. Ich muß sogar hinzufügen, daß er in dieser Hinsicht bei Weitem mehr Glaubwürdigkeit verdient, als der Dichter der Orientalen. Scribe's Titel sind Männer

von Wort. Das muß ſelbſt der Neid, und Herr Jules Janin ihnen laſſen. Was iſt ein Titel? Nichts, und doch unendlich viel. Sein Einfluß auf Publicum und Kritiker iſt faſt ſo unberechenbar, wie der eines am Himmel ſpazierenden Cometen auf die Erde und die Kartoffelernte. Die unerſchrockenen Buchhändler Fürſt in Nordhauſen und Baſſe in Quedlinburg kennen die Zauberkraft der Titel faſt eben ſo wohl, als Herr Eugen Scribe in Paris: Rue Olivier No. 8. Die erſten Blätter ihrer ſchrecklichen, grauenreichen, blutigen und zum Sterben langweiligen Ritter-, Räuber-, Kloſter- und Mordgeſchichten bezeugen dieſe Wiſſenſchaft. Als die Fama ihre erſten Poſaunentöne über das neue Stück des Theater français in die Welt ſandte, erſchöpften ſich die neugierigen Pariſer in Hypotheſen über das Sujet. Einige behaupteten, es handle ſich um ein Glas Waſſer, welches Aron getrunken, nachdem Moſes mit ſeinem Wunderſtabe einen Born aus dem barmherzigſten aller Felſen geſchlagen hatte. Andere ſprachen von Cäſar und ſeinem Durſte, als er den Rubikon überſchritt. Noch Andere ließen das Alterthum verächtlich bei Seite, und meinten, Herr Eugen Scribe, Rue Olivier No. 8, würde ſich und die modernen Autoren nie ſo weit vergeſſen, und der Bibel oder dem Tacitus ein Luſtſpiel entnehmen. Kein Menſch dachte daran, daß Voltaire in ſeinem „Siècle de Louis XIV." die Königin Anna und ihren Hof beſprechend, geſagt hatte: „Die Königin hatte der Lady Marlborough eine ſo zärtliche

Liebe geſchenkt, daß ſie dieſer Dame faſt unterworfen, ihr willenlos zu gehorchen ſchien. Endlich fühlte ſie ihr Joch. Sie wollte es abſchütteln und bedurfte eines andern Lieblings. Ihre Wahl fiel auf Lady Masham, eine ihrer Hofdamen. Nun brach die Eiferſucht der Herzogin los. Einige Paar Handſchuhe von wunderlicher Form, welche ſie der Königin verſagte, ein Glas Waſſer, welches ſie in Gegenwart derſelben, anſcheinend aus Unvorſichtigkeit, auf das Kleid der Lady Masham ſchüttete, änderten die Lage der europäiſchen Staaten, denn ſie machten Anna geneigt, in den Frieden zu willigen. Der Bruder, ihr neuer Günſtling, forderte vom Herzog von Marlborough ein Regiment. Der Herzog verweigerte und die Königin gab es. Die Tories benutzten dieſen kitzlichen Zwiſchenfall, um Anna ihrer häuslichen Sclaverei zu entreißen, den Einfluß des Herzogs von Marlborough zu ſchwächen, das Miniſterium zu wechſeln und den Frieden abzuſchließen." — Ich wiederhole, an Voltaire und dieſe Stelle aus ſeinem trefflichſten Geſchichtswerke hatte bei den Hypotheſen über das Scribe'ſche Stück Niemand gedacht. Nach der erſten Aufführung fiel ſie natürlich Jedermann ein und Jedermann hatte ſie von vorn herein als die Baſis des Luſtſpiels erkannt, das war ganz natürlich. Vielleicht hatte keines der dreihundert Scribe'ſchen Producte ſchon bei der erſten Darſtellung einen ſo befriedigenden Erfolg, als dies „Verre d'eau." Der Saal war, wie gewöhnlich bei bedeutſamen erſten Aufführungen, mit der Elite der Geſell-

schaft der politischen, künstlerischen und wissenschaftlichen Welt gefüllt. Man schien in gemüthlicher Stimmung gekommen zu sein, genoß harmlos die mannichfaltigen, aber ziemlich leichtfertigen Reize, verzieh die Mängel und Schwächen des Stückes. Die letzteren bestehen hauptsächlich in einer so krassen Verdrehung und Entstellung historischer Thatsachen, daß man Herrn Scribe ohne alle Diffamation den frechsten Falschmünzer der Geschichte nennen könnte. Sein „Glas Wasser" ist in dieser Hinsicht nichts als ein widerlicher Sumpf von Lügen und Unwahrscheinlichkeiten, über dessen Oberfläche die Witze eines gewandten, geistreichen Dialoges wie muthwillige Streiflichter hüpfen. So z. B. gefällt es ihm, uns die Königin Anna, die zur Epoche, in der sie uns von Scribe vorgeführt wird, mindestens den Fünfzigern nahe war, als Maiblümchen des Lebens, als achtzehnjähriges Mädchen erscheinen zu lassen. Da war nun der boshafte Voltaire freilich ein wenig minder galant und bei Weitem aufrichtiger. Nimmt man indessen das „Glas Wasser" nicht als historisches Lustspiel, wofür es der Anschlagzettel ausgiebt, sondern einfach als einen Trunk politischen Vaudevilles, oder vaudevillisirter Politik, so dürfte man ihm in der gesammten bühnenlustigen Welt Geschmack abgewinnen. — Ich muß nur endlich bemerken, daß ich keineswegs in dem dickleibigen pariser Adreßbuch nach Straße und Nummer der Wohnung Scribe's gesucht. Man machte mir die Sache bequemer. Einer meiner französischen Freunde, Goubaux, dessen Pseu-

donym Dinaur, der Mitverfasser der „Louise de Lignerolles," des „Latréaumont," der „drei Tage aus dem Leben eines Spielers," u. s. w., gab mir vor einigen Tagen einen Einführungsbrief an den productiven Lustspielfabrikanten. Bei meinem ersten Besuche traf ich Monsieur nicht chez lui, wohl aber einen vierschrötigen, backenbärtigen Bedienten, just eine Figur, wie wir sie so häufig in den Scribe'schen Stücken treffen. Dieser Cerberus bemerkte mir ziemlich insolent auf meine Anfrage nach einer gelegenen Stunde, um seinem Herrn meine Aufwartung zu machen — „ma foi, Monsieurs sort toujours le matin de bien bonne heure et ne rentre que fort tard dans la nuit." Ha ha, dachte ich, Herr Eugen Scribe gehört zu der großen Masse der berühmten und unberühmten Pariser, welche dem lieben Gott in gewisser Hinsicht täuschend ähneln — sie sind nämlich beständig unsichtbar. Indessen hielt mich diese Entdeckung keineswegs ab, einen neuen Besuchsversuch zu wagen.

Ich ging zwei Tage später wieder in die Rue Olivier, No. 8, und erhielt von dem backenbärtigen Vierschrötigen denselben Bescheid. Ich aber sagte ihm mit echt deutscher schroffer Gelassenheit: „Vous vous trompez; Monsieur est chez lui. Remettez lui cette lettre, s'il vous plait. J'attendrai la réponse." Der Mensch schaute mich anfangs ein wenig verblüfft an, brummte einige unverständliche Worte und trat in einen langen, aber schmalen Salon,

der an das Vorzimmer ſtieß, in welchem unſere kurze Debatte geführt worden. Ich wartete nicht lange, hatte indeſſen noch Zeit genug, einige mürriſche Reflexionen über die ſtockfinſtre Treppe zu machen, welche zur beſcheidenen Wohnung Scribe's führt. Ich muß geſtehen, für einen Theaterſchriftſteller, der allein von den Aufführungen ſeiner Stücke durchſchnittlich eine jährliche Revenue von 100,000 Franken bezieht, wohnt er unendlich beſcheiden. — Nach zwei Minuten trat der Vierſchrötige wieder aus dem Saal, öffnete die Thüre ſperrweit und ſagte mit einer möglichſt höflichen Geberde: „Donnez vous la peine d'entrer, Monsieur." Ich ließ mir dieſe Mühe nicht verdrießen und ſah zwei Herren, von denen der eine einen ſchäbigen, gelb und roth geſtreiften Schlafrock trug, beim Frühſtück an einem kleinen runden Tiſche. Der Bediente wies mit dem Zeigefinger auf den Herrn im Schlafrocke und ſagte: „Voilà Monsieur Scribe." Nun ſprang der letztere auf und holte mir ſehr artig einen Seſſel herbei. Nach dem Wechſeln gewöhnlicher Höflichkeiten fuhr er im Frühſtück fort, und ich hatte Muße, den weltbekannten Vater ſo vieler und unmöglicher Operntexte und geiſtreicher Luſtſpiele ein wenig näher zu betrachten. Scribe muß den Wein oder ſonſtige ſpirituelle Flüſſigkeiten lieben. Sein ovales, ſonſt eben nicht markirtes Geſicht trägt faſt eine kupferrothe Farbe, und auch in dem irren, ſtechenden Blick ſeines graubraunen Auges liegt etwas, das zu dieſer Ver-

muthung berechtigt. Ueberdies wäre es eben nicht befremdend, wenn ein Mann, deſſen Geiſteskräfte beſtändig auf ſo unerhörte Weiſe ſchaffen und bearbeiten müſſen, den Signor Champagner und ſeine Brüder, als bewährte Bundesgenoſſen, zu Hilfe riefe. Scribe muß gegenwärtig den Fünfzigern nahe ſein. Die Bibel ſagt: das Alter des Menſchen iſt ſiebenzig, höchſtens achtzig Jahre. Bringt es Scribe, l'homme le plus laborieux en France, wie ihn Goubaux mir bezeichnete, auch nur auf die erſteren, ſo wird er ſicher noch ein Heer von Stücken auf die Bühne bringen. Es liegt etwas nicht wohl zu bezeichnendes Bewegliches, Elaſtiſches in ſeinem ganzen Weſen. Ich glaubte, als ich ſo neben dem Manne ſaß, dem eigentlich jedes deutſche Theater, von der Caſſe wegen, eine Marmorſtatue in ſeinem Foyer errichten müßte, nach jedem Biſſen, den er verſchlang, eine fünfactige hiſtoriſche Oper, ein kurzes, rührendes Drama, oder mindeſtens ein halbes Dutzend Luſtſpiele auf den Teller fallen zu ſehen. Ich hatte allerlei wunderliche Fragen auf der Zunge, unter andern die, warum er niemals mit einer Silbe die gutmüthigen Pariſer unterrichtet, daß er den Text zum „Domino noir" ſo ganz wörtlich einem neueren ſpaniſchen Stücke entnommen; wie er eigentlich über echte dramatiſche Kunſt denke u. ſ. w., aber ich unterdrückte ſie als civiliſirter Bürger des neunzehnten Jahrhunderts. Er hingegen ſtellte ſo ſeltſame Erkundigungen über die Honorare

der deutschen Theaterschriftsteller, daß ich mich mehrere Male versucht fühlte, laut aufzulachen — aber die Extreme berühren sich, wie Jedermann weiß. Endlich gab ich ihm fast unwillkürlich zu verstehen, er sei der unbarmherzigste Feind aller deutschen Theaterschriftsteller und namentlich aller Lustspieldichter. Ein Franzose, und besonders Herr Eugen Scribe, konnte natürlich eine solche Bemerkung nur als Compliment annehmen, daran hatte ich nicht gedacht, und statt einer Bitte um Erklärung, welche ich erwartete, sagte er mit verbindlichem Lächeln: „Je sais qu'on a traduit beaucoup de mes pièçes pour le théâtre allemand."

Das Capitel der Uebersetzungen seiner Stücke beschäftigte uns ziemlich lange. Ich erfuhr, daß er mit einem londoner Schriftsteller in Verbindung steht, welchem er alle seine Arbeiten vor der Aufführung derselben zum Uebersetzen zusendet. Ein hiesiger deutscher Banquier hatte es vor mehrern Jahren übernommen, für au delà du Rhin Aehnliches zu besorgen, scheint sich aber die Sache bald wieder vom Halse geschafft zu haben. Scribe fragte mich, ob ich ihm zu diesem Zwecke einen deutschen Buchhändler verschaffen könne, und als er erfuhr, daß ich selbst (peinliches Bekenntniß!) mehrere neuere französische Bühnenerscheinungen bearbeitet habe, erbot er sich sehr freundlich, mir fortan eine Abschrift von jedem seiner neuen Stücke zukommen zu lassen, ehe er dieselben hier zur Aufführung

brächte. Schon die Artigkeit mußte mich nun einerseits zu einer verbindlichen Verbeugung und dankbaren Annahme zwingen, aber ich dachte bei mir — suche Dir einen Reicheren, um einen solchen Handel einzugehen. Wer weiß, wie viele Tausende Herr Scribe durch eine solche Geschäftsverbindung gewinnen zu können glaubt. Er hat in seiner naiven Geldliebe gar keine Ahnung von der Insolvenz der deutschen Bühnenzustände. Sollte indessen ein deutscher speculativer Kopf — ich, leider, fühle mich zu jedem kaufmännischen Geschäfte dieser Art untüchtig — Lust zum Versuchen dieser neuen Industrie haben, so könnten ihm meine Andeutungen und die Angabe der Hausnummer Scribe's wohl von Nutzen sein. Dann aber sei der Himmel den vaterländischen Theaterschriftstellern gnädig, um sie vor dem Verhungern und ihre Stücke vor dem Vermodern zu schützen.

Besuche über Besuche kamen, während ich bei Scribe und seinem Frühstücke saß, aber kein einziger ward angenommen. Das machte mich fast stolz auf den glücklichen Erfolg meiner Strategie. Scribe ist keineswegs, obgleich Mitglied der französischen Akademie und eines europäischen Rufes genießend, ein großer Mann, aber ein ausgezeichneter, ein geistreicher Mann ist er, das wird Jeder eingestehen. Seine Arbeiten tragen das Gepräge des französischen Nationalcharakters, und in gewisser Hinsicht sogar die Physiognomie des Jahrhunderts — liebens-

würdigen Leichtsinn und bald eine wahrhaft unbegreifliche Gewandtheit in der Verdeckung, bald eine unbegrenzte Offenheit in dem Geständniß seiner Fehler und Schwächen. Und bleibt nicht immer, wie hoch man die rücksichtslose Aneignung fremder Stoffe und zahlreiche Mitarbeiter in Anschlag bringen mag, eine so überraschende Productivität, wie die seinige, fast ein Problem?

Neunter Brief.

17. December.

Die große Todtenfeier iſt vorüber. — Napoleon ſchläft in ſeinem prächtigen Cenotaph, unter dem hohen Gewölbe des Invalidendomes, in der im Grabe verſchoſſenen grünen Uniform, mit dem kleinen, welthiſtoriſchen Hute zwiſchen den erſtarrten Beinen. Heute, heute erſt fühle ich, welch ein erbärmliches Nichts ſelbſt die reichſte Sprache iſt! In meinem Hirne kochen die Gedanken wie glühende Lava — ich werfe ſie auf's Papier und ſie ſind kälter als die Eiszapfen, draußen an den Bäumen flimmernd. O, dieſer Tag brachte Eindrücke, welche keine Worte wiederzugeben vermögen, Gefühle, für welche die menſchliche Bruſt zu enge ſcheint.

— — Aus der Maſſe des Volkes ging dieſer Mann hervor, er, deſſen Reich eine halbe Welt war. In dem

langen Zeitraum von zwei Decennien gewährte ihm das Glück Alles, wonach sein unersättliches Herz dürstete. — Er war ein Sturm an wildem Ungestüm, und ein Blitz, ein Gedanke an Schnelle. — Eilte er doch, wie der verzehrende Scirocco, über glühende Sandwüsten, um die Pharaonen, diese Mumieneingeweide der verwitterten Pyramiden, in ihrem zweitausendjährigen Todesschlummer zu stören. Flog doch die dreifarbige Fahne so rasch aus dem entlegenen Westen zum bangaufgeschreckten Osten, als wären ihre metallnen Adler lebendig geworden und hätten sie unter ihren Schwingen über Länder und Meere an das ferne Ziel getragen! Napoleon schritt über den Erdball und sein Fuß löschte die Namen aller Eroberer aus, die vor ihm gewesen. — Das Oberhaupt der christlichen Kirche segnet das Diadem des siegreichen Kriegers, dessen ehernen Wuchs nun ein Kaisermantel deckt. Der ganze Occident wird von dem Glanze geblendet, den die Sonne des neuen Jahrhunderts ausstrahlt. Frankreich aber, das glückliche Frankreich, kommt endlich zum klaren Bewußtsein seines neuen Daseins. Die Wunden seiner innern blutenden Zerrissenheit heilt die Hand des Gesetzes, die Hand eines rauhen, aber willkommenen Arztes. — Das Füllhorn des Sieges bereichert die Städte, wie die Individuen. In dem ungeheuern Umfange des Reiches werden die großartigsten Bauten und Anlagen jeder Art unternommen und eben so schnell ausgeführt, wie draußen die feindlichen Heere angegriffen und vernichtet werden. Industrie

und Künſte eifern im friedlichen Wettkampfe. Dem Himmel ſelbſt ward längſt ſein heiliges Recht zurückgegeben, das ihm, wie es ſchien, das Decret der Schreckensregierung geraubt hatte. Gott iſt wieder Gott, und die Bildſäule der Vernunft — Stein. Ueber die höchſten Gipfel der Alpen, dem Himmel näher, als der Erde, ſchlängeln ſich unzerſtörbare Felsſtraßen, unter tauſendfachen Gefahren von einem vorüberziehenden Franzoſenheere wie im Fluge erſchaffen. Das Blut des ſtolzeſten Kaiſerhauſes der Erde vermiſcht ſich mit dem ſeinigen, mit dem Blute des armen korſiſchen Edelmannes; und der Erbe ſeines Namens ſcheint auch zum Erben ſeines Ruhmes und ſeiner wunderbaren Größe beſtimmt zu ſein. Und von aller dieſer Größe blieb nichts, nichts als morſche Gebeine, in dieſen langſam nahenden Särgen ruhend! Wo iſt der Geiſt, der ſie einſt belebte? Sieht er, ahnt er nur die Trauer, die kriegeriſche Pracht, mit der man ſeine verweſende Hülle an der Schwelle ſeiner Weltſtadt empfängt, um ſie inmitten ſeiner greiſen, verſtümmelten Krieger beizuſetzen? Räthſel des Menſchenſeins, warum umlagerſt du gerade heute mit deiner ſchwärzeſten Nacht meine Gedanken? Blödſichtiges Auge, warum ſtrebeſt du grade heute, die geheimnißvolle Schranke zu durchdringen, die uns von einer andern Welt trennt?

— — So etwa ſann ich, grübelte ich, fragte ich, während ich an der Seite eines deutſchen Freundes auf der Straße nach Neuilly dem todten Kaiſer entgegenging.

Ueber uns funkelte ein wolkenfreier Winterhimmel mit seiner kalten, eben aufgegangenen Sonne, und an der äußersten Wölbung des Horizonts verschwamm jetzt erst der bleiche Mond, als hätte er dem Schläfer von St. Helena, dessen Grab er dort so oft geküßt, nun auch in der Heimath noch einen letzten Gruß bringen wollen. Vor und hinter uns drängten sich in den breiten Alleen schwarze, unübersehbare Massen, ein Meer von Köpfen, aus dem die Gewehre von fünfzigtausend Nationalgardisten wie spähende Augen hervorblitzten. — Hie und da ließ die Bürgermiliz Bivouaksfeuer flammen, denn zehn Grade einer fast plötzlich eingetretenen Kälte hatten, trotz der glühendsten Begeisterung des Herzens, Füße und Hände erlahmt. Wo irgend ein erhöhter Punkt zu entdecken gewesen war, hatte die Speculation weitgedehnte, mit numerirten Plätzen versehene Tribunen errichtet, Bretervorschläge geschaffen, Tische, oder auch wohl ganz anspruchslos eine gebrechliche Bank, einige wurmstichige Stühle aufgestellt. In dem nackten Gezweig der Buchen und Linden zu beiden Seiten des Weges, von Courbevoie bis zum Concordeplatze, hingen kühne Gamins und auch breitschultrige Männergestalten in blauen Blousen, die sich unerschrocken an die Aeste klammerten und den scharfen Nordwind um ihre nackten Köpfe pfeifen ließen. Die Fenster aller Häuser waren ausgehoben und viele Dächer abgenommen. Auf dem schmalen Rande der Schornsteine sogar sah man neugierig in die Ferne starrende Gesichter, deren Nasen im

Froste röther als Kragen und Aufschläge der Nationalgardisten glänzten. Hier war eine Studienschule für Physiognomien und Volkscharaktere, wie ich sie selbst in Paris noch nie erblickt. Warum konnte doch unser kerngesunde, auffassungsfähige, aber nur nach dem Hörensagen nachzeichnende Grabbe nicht auf einige Wochen an die Ufer der Seine gehen, als er seine „hundert Tage" schrieb! Ein Morgen, ähnlich dem heutigen, hätte ihm ganz andere Volksfiguren gezeigt, als die, welche er im Garten des Palais royal und auf den Boulevards deutsch-französisch sprechen, singen und schimpfen läßt. Seltsam! alle die Tausende, welche an uns vorüberwogten, alle Gesichter, welche wir in der Nähe und Ferne erblicken konnten, schienen die wunderbare Bedeutsamkeit der Stunde vollkommen klar aufgenommen zu haben. Lärmendes Schreien, beißender Spott über die jämmerliche Haltung der frostzitternden Nationalgardisten, über die Geschäftigkeit der kundensuchenden Tribuneneigenthümer, Verwünschen der Behörden, welche just einen so boshaften Decembertag für die Trauerceremonie gewählt hatten, wurde freilich überall gehört und von entsprechendem Geberdenspiel begleitet. Hie und da sogar erregte irgend ein seltsames Intermezzo so lauten Jubel, so jauchzendes Gelächter, daß man sich eher in einem Boulevardstheater vom allerschlechtesten Tone, als in der Nähe der heranziehenden Kaiserleiche geglaubt hätte. Wer aber darf von den Franzosen einen mehrstündigen Ernst, eine würdige, einem großartigen Schauspiele ange-

meſſene Haltung fordern? Sie ſind die Kinder in der großen Familie der Völker und man muß ihnen den Leichtſinn der Kinder verzeihen, obwol er nicht immer ein liebenswürdiger iſt. Es fehlte indeſſen auch nicht an Beweiſen, daß die Trauergröße dieſes Morgens das Volk recht tief durchdrungen hatte. Zog ich mir doch ſelbſt, als ich in argloſer Unſchuld gegen dieſelbe verſtieß, von einem der am lauteſten die Nationalgarden verſpottenden Burſchen in Blouſe und Holzpantoffeln einen derben Verweis zu. Ich habe manche ſeltſame Idee, manche tiefgewurzelte Eigenthümlichkeit von meiner träumeriſchen Kindheit an bis jetzt in mir genährt und werde mich ihrer wohl nimmer erwehren können. So treibt und drängt es mich immer unwiderſtehlich, durch irgend ein materielles Zeichen an jeden ungewöhnlichen Seeleneindruck, den ich aufgenommen, erinnert zu werden. Von dem Tuileriengarten an, bis hinter Courbevoie, eine Strecke von faſt zwei Stunden, wurden ganze Wälder von gelben Todtenblumen ausgerufen, und Hunderttauſende von Knopflöchern waren mit ihnen, als Symbole der Trauer über einen theuren Todten, ſinnig geziert. Auch ich kaufte ein kleines Sträußchen, aber da ich es als Gedenkzeichen der welthiſtoriſchen Feier des fünfzehnten Decembers aufbewahren und nicht in dem faſt lebensgefährlichen Gedränge ſogleich zerriſſen und zerknauſt ſehen wollte, ſo ſteckte ich es keineswegs, wie viele Hundert neben mir, in das Knopfloch neben dem Herzen, ſondern mit äußerſter Sorgfalt —

in meine Rocktasche. Sogleich rief eine rauhe Stimme an meiner Seite, während mich ein Paar schwarze Augen recht zornig anfunkelten: „Monsieur, on porte ça ailleurs, je crois!"

Das Kernfranzösische in dieser Mahnung, die brusque Aufrichtigkeit der Gesinnung, welche jede dieser Silben durchklang, überraschte und erfreute mich so seltsam, daß ich augenblicklich meine Vorsicht und meine ausgegebenen Sous dem Unwillen meines Nachbars opferte. Ich steckte die Todtenblume in das Knopfloch und werde noch lange an die charakteristische Derbheit jenes Mannes in Blouse und Holzpantoffeln denken. Mein Trauerstrauß aber war zwei Minuten später durch unaufhörliches Stoßen und Drängen der wild in einander geschobenen Volksmassen mindestens eben so todt, als der Sieger von Marengo und den Pyramiden, der eben jetzt in seinem Sargpalaste majestätisch langsam vorüberzog.

Ich suche vergebens nach Worten, den Eindruck zu schildern, den der Leichenzug, als er sich dem Triumphbogen nahte und einige Minuten unter seiner Wölbung weilte, auf die versammelten Hunderttausende hervorbrachte. Einen solchen Moment kann man fühlen, auffassen, aber nimmer beschreiben. Hier hatte die Geschichte einen wunderbaren Effect bereitet, hier war der Kaiser doppelt zu den Seinigen zurückgekehrt, hier zeichnete der Ruhm und die Poesie den Charakter des Tages, hier ward der Leichenzug zum Triumphzug. Die Sonne brach in diesem

Augenblicke wie eine Siegesfackel durch umdüsterte Nebel- und Schneewolken. In ihren Strahlen glänzte der gigantische Trauerwagen, über den sich das Monument französischer Waffengröße wie ein ungeheuerer Helm wölbte, glänzten die Namen von hundert Schlachten und die der Generale, welche in ihnen gefochten, glänzten majestätisch die herrlichen Gruppen von David's Meisterhand, wie von überirdischem Nimbus umflossen. Das Volk begriff das ganze poetische Hehre dieses Augenblicks. Der Ruf: „Vive l'Empereur!" ward zum betäubenden Donner. Alle Köpfe entblößten sich, denn jede Hand griff unwillkührlich nach dem Hute. Ich sah eine ganze Legion der Nationalgarde, welche auf den Knieen ihr „Vive l'Empereur!" rief. Dabei sangen die Kanonen ihr weithallendes Willkommen, dabei flatterten die Fahnen aller Waffengattungen rings um den Triumphbogen, dabei loderten, so weit das Auge blickte, rothe Opferfeuer in antiken Gefäßen hoch und stolz empor — in dieser Minute lag die Bedeutung des Tages.

Auch konnte man hier mit Muße die Ueberreste der Kaisergarde, die Diener des kaiserlichen Hauses, viele Fremde, welche in den Armeen Napoleon's gekämpft und denen Frankreich ein zweites Vaterland geworden, mustern, und Alle erschienen in den Uniformen des Kaiserreichs. Selbst einige Mameluken hatten sich in ihrem malerischen Costume eingefunden. — Auf der Plattform des Triumphbogens erblickte man die Apotheose Napoleon's, ein ziemlich ärmliches Werk, das nur durch die Strahlen der

Sonne, welche grade, als der todte Kaiser den Triumphbogen erreichte, wie grüßend einen schwarzen Wolkenschleier zerriß, Farbe und Leben erhielt. In den elyseischen Feldern, wie in der großen Allee vor dem Invalidenhotel standen aus Gyps gefertigte Bildsäulen, Pfeiler mit Fahnen, vergoldete Adler und Wappenschilder, auf denen die Namen der Siege der großen Armee glänzten. Aus antiken Weihgefäßen loderten hohe Flammen, von denen indessen manche noch vor der Ankunft des Leichenzuges erloschen. Ueberhaupt zeugten die Anordnungen des großen Trauerfestes nur an zu vielen Orten von Nachlässigkeit oder verfehlter Zeitberechnung. Der Minister des Innern würde sicher der Würde der Leichenfeier angemessener gehandelt haben, hätte er sie noch für einige Tage aufgeschoben. Mit Recht bespotten die Blätter die prosaischen Gipsfiguren, welche deutliche Spuren ihrer übereilten Anfertigung trugen, die nackten Gestelle, deren Schmuck man nicht frühe genug anbringen konnte, und andere grobe Schnitzer. Man hatte eine wahrhaft entsetzliche Eile mit der Feier gehabt. Jeder Tag eines längeren Aufschiebens hätte in der politischen Aufregung des Augenblicks neue Gefahren bringen können, und schon gedachte man mit Schrecken derer, welche nicht mehr zu vermeiden waren. Tragikomische Scenen ereigneten sich an den Eingängen der Invalidenkirche. Der Himmel allein weiß, wie viele Stockschnupfen und Erkältungsfieber die Festordner auf ihrem Gewissen haben. Mehr als sechshundert Personen

die glücklich Eintrittskarten erhalten hatten, klopften schon um 8 Uhr Morgens an die Pforte des Doms und forderten Oeffnung für sich und die Trauerkleider, in denen sie, erhaltener Anweisung zufolge, erschienen waren. Aber ihre Geduld ward auf eine lange und kalte Probe gestellt, denn als sich endlich um 11 Uhr die unbarmherzige Pforte aufthat, hatte der Frost die armen Geladenen selbst blau und bleich und starr wie Leichen gemacht. An einer andern Seite des imposanten Denkmals der Dankbarkeit Louis XIV. für seine kampfunfähigen Krieger, war ich Zeuge einer Scene, die in ihrer tumultuarischen Heftigkeit den großen Tag fast auf blutige Weise geschändet hätte. Das Hotel der Invaliden ist eigentlich eine starke Festung, von breiten, ausgemauerten Gräben umgeben. Die Volksmassen umwogten es nach allen Seiten und späheten nach irgend einem unbewachten Puncte, um sich in die Nähe des Doms zu stehlen. Eine Leiter ward herbeigeholt, in einen der tiefen Gräben gelassen und in wenigen Augenblicken von rücksichtslosen Eindringlingen bedeckt. Nun entstand ein Kampf zwischen ihnen und der herbeieilenden Wache, in dem ein Militair das Bein brach, verschiedene aus dem Haufen hart verletzt, und endlich, da man sich der Leiter bemächtigte, fünf lange Stunden in dem eisigkalten Graben gelassen wurden. — Im Innern der Kirche hatten sich bis Mittag nahe an sechstausend Personen versammelt, unter andern großen Staatscorporationen auch die Pairs- und Deputirtenkammer. Man glaube indessen

nicht, daß die Herren für gut befunden hätten, eine der Würde dieser Stunden angemessene Stille zu beobachten Erst die Ankunft des todten Kaisers vermochte ihrem lauten Wortwechsel, ihren recensirenden Bemerkungen über die Ausschmückung des Doms ein Ende zu machen. Man hätte sich inmitten einer ihrer lärmendsten Sitzungen im Palais Bourbon oder in Luxembourg glauben können und nur die ewig klingelnden und nie gehörten Präsidentenglocken der Herren Pasquier und Sauzet fehlten, um die Täuschung vollständig zu machen. Ueberhaupt sollte dieser ewig denkwürdige Morgen reich sein an zufälligen und durch grobe Versehen herbeigeführten Intermezzos.

Gegen zwei Uhr endlich nahte der Sarg Napoleon's. Majestätisch bewegte er sich durch die doppelte Reihe der zu seiner Begrüßung aufgestellten Bildsäulen französischer Könige und tapferer Krieger, deren Namen die Nachwelt mit Bewunderung nennt. Karl der Große, Clovis, Ludwig der Fromme, Karl V., Ludwig XIV., Bayard, Jeanne d'Arc, Condé, Turenne und mehr als dreißig andere nicht minder große Gestalten der Weltgeschichte standen hier, leider in nicht zu würdiger Haltung. Doch trugen auch diese Minuten der Trauerfeierlichkeiten den Stempel einer Erhabenheit, den keine Feder wiederzugeben vermag. Der lebendige Enthusiasmus des Volkes, das, zu Hunderttausenden auf diesem Puncte versammelt, wie unaufhörlicher Donner den Ruf: „Vive l'empereur!" erschallen ließ die feierliche Sprache des Geschützes, die frühlingshell

strahlende Sonne, auf den hohen Säulen die leuchtenden Adler, die greisen Krieger in ihren Uniformen aus der Kaiserzeit, wie durch einen Zauber aus dem Todesschlummer der Vergessenheit auferstanden — — noch einmal, ein solches Schauspiel kann nie geschildert werden.

Der König, welcher sich mit seiner Familie in den Dom begeben hatte, empfing die Leiche Napoleon's aus den Händen des Prinzen de Joinville. „Sire," sagte der Sohn zum Vater, „Je vous présente le corps de l'Empereur Napoléon." Der König erwiederte: „Je le reçois au nom de la France." Der General Bertrand, an dessen seltene Treue man unwillkührlich denken muß, wenn man den Namen Napoleon ausspricht, empfing von Louis Philipp den Auftrag, den Degen des Kaisers, den General Athalin auf einem Sammetkissen trug, auf den Sarg zu legen. Aber der alte Mann, der in so mancher Schlacht dem Kugelregen der Feinde getrotzt, kämpfte heute vergebens gegen Rührung und Wehmuth. Thränen strömten über seine Wangen, seine Hand zitterte, als er den goldenen Griff des Schwertes berührte, er vermochte nicht, es zu heben.

Von der Pracht im Innern der Kirche möchte selbst die beredteste Feder nur eine unvollkommene Idee geben. Das hohe Gewölbe, dessen schönster Schmuck bisher die auf hundert Schlachtfeldern eroberten Fahnen gewesen, war von der Kunst in einen Feentempel der Trauer umgewandelt worden. Die Flammen unzähliger antiker Candelaber, das

Strahlenmeer der Lustres blendeten nach allen Richtungen das Auge. Die reichsten Draperien aus violettem Sammt, mit goldenen Bienen besäet, schlangen sich um alle Pfeiler, und im Hintergrunde stieg in einfacher Schönheit, mit Lorbeerkränzen geschmückt, der Katafalk empor. Sechsunddreißig Seeleute, aus der Bemannung der Fregatte Bellepoule gewählt, hoben den Sarg hinauf. Bald darauf ward das Requiem unsers unsterblichen Mozart von dreihundert der ausgezeichnetsten Künstler der Hauptstadt auf eine Weise, wie es wohl noch nie gehört wurde, ausgeführt. Die Namen Rubini, Tamburini, Lablache, Alizard, Duprez, Levasseur, Grisi, Damoreau-Cinti, Pauline Garcia, Persiani u. s. w. bürgen für die Wahrheit dieses Ausspruches. Die imposanten und wehmüthigen Töne des großen deutschen Meisters durchschauerten die Herzen der sechstausend Hörer mit allen Empfindungen der Trauer und Erhebung, derer die Menschenbrust fähig ist. Doch schien die Kirche zu enge für die gewaltigen Tonmassen und der Gesammteindruck wäre sicher noch hinreißender gewesen, hätten die weiten Räume der Notre-Dame die irdischen Ueberreste des Kaisers empfangen.

Das Innere der Kirche bleibt fortwährend, wie am Tage der Beisetzung, geschmückt und erleuchtet. Sechs Trauerurnen umgeben den Katafalk, und Weihrauchsflammen lodern aus ihnen empor. Wachen mit Hellebarden, an denen dreifarbige Fahnen flattern, sind beauftragt, Unordnungen von Seiten der Eintretenden zu ver-

hüten. Prieſter im Feierornate umgeben den Katafalk. Ihre Lippen ſprechen Gebete, während die Wolken des Weihrauchs den Katafalk umwirbeln. Auch das Volk betet, und aufrichtiger, inniger, als die bezahlten Prieſter; es betet mit geſchloſſenen Lippen, aber mit einer heißen, heiligen Thräne im Auge.

Zehnter Brief.

22. December.

Schon eine Woche liegt zwiſchen den glücklich beendigten Trauerfeierlichkeiten und dem Heute. Der Nebel gutmüthiger Illuſion umſchattet die freie Sehkraft nicht mehr. Die Phyſiognomie des 15. Decembers tritt allmälig in ſcharfen Contouren hervor aus den ſchwülſtigen Feſtprogrammen, aus dem Weihrauchsqualme der antiken Opferbecken, aus dem wehenden dreifarbigen Fahnenwalde, dem Heere von Gypsſtatuen alter und neuerer Zeit, durch deſſen todte Reihen der Sarg des modernen Titanen majeſtätiſch zog. Der theatraliſche Effect des welthiſtoriſchen Leichenbegängniſſes hat ausgeſpielt. Auge und Ohr genoſſen, was man ihnen mit lügneriſchem Eifer bot — es ſind verträgliche, leichtbefriedigte Geſellen, die eben ſo ſchnell vergeſſen, wie ſie empfangen. Der Geiſt aber iſt ein ſtrengerer Richter der Eindrücke, welche ihm werden. Es

iſt eben nicht leicht, das innere Auge auf die Dauer zu blenden. Louis Philipp und Guizot mögen immerhin recht geſchickte Optiker ſein, aber um die Brille aufzuſtülpen, welche ſie der Welt verkaufen möchten, um das Begräbnißſtück vom 15. zu beſchauen, müßte man nicht nur kurzſichtig, ſondern obendrein einfältig ſein!

Louis Philipp iſt im Grunde an der Rückkehr der Gebeine des Kaiſers ſo unſchuldig, wie es König Günther von Burgund an der Bezwingung der ſtarken Jungfrau Brunhilde in unſerm herrlichen Nibelungenliede war. Thiers ſpielte die Rolle des Siegfried in dem Vorſpiele zu dieſem Heldendrama, während in dem Stücke ſelbſt ſeiner durchaus nicht gedacht wird. Nicht einmal die Oppoſitionsblätter, die, können ſie nur den Hof anbellen, ſelbſt für ihre Feinde gern in die Lobpoſaune ſtoßen, laſſen in ihren mannichfachen Relationen über die Feier dem Exconſeilpräſidenten Gerechtigkeit widerfahren. Könnte man nicht in dieſem verletzenden Vergeſſen den Finger der Vergeltung erkennen? Man denke nur an den Prinzen Louis und an das Verſprechen, welches Thiers dem Könige gab, um deſſen Einwilligung zur Rückkehr der Leiche Napoleon's zu erlangen. Louis Philipp fürchtete nichts, als ein Erſcheinen des Neffen beim Triumpheinzug des Oheims. „Beruhigen Sie ſich, Sire," erwiederte Thiers, „lange vor der Beiſetzung der Leiche wird der Prinz in unſern Händen ſein." Es braucht hier keiner Wiederholung, welche Vorſpiegelungen und Machinationen von Seiten

nach London gesandter französischer Agenten den unsinnigen Versuch von Boulogne herbeiführten. Eine Anzahl von französischen und deutschen Blättern gaben in dieser Hinsicht die genügendsten Andeutungen.

Die Regierung hatte sich seit dem Erscheinen der Bellepoule auf der Rhede von Cherbourg in den Mantel des Enthusiasmus für das Gedächtniß des großen Todten gehüllt; sie heuchelte eine aufrichtige, begeisterte Anerkennung seines Ruhmes und alles Dessen, was er für Frankreich gethan. Enthusiasmus und Begeisterung sind aber unmöglich bei Furcht und Argwohn. Bei Gott! während jener vierzehn Tage, von der glücklichen Rückkunft der Fregatte Joinville's bis zur Bestattung ihrer kostbaren Last, hätte ich das Leben dieses Königs und dieser Minister nicht leben mögen! Während der todte Kaiser im sechsfachen Sarge unter dem schmerzlichen Willkommen der viele Meilen weit herbeigeströmten Volksmassen, unter dem Donner grüßender Kanonen, unter den Thränen manches treuen Auges in stummer Majestät die Seine heraufzog, zitterte der athmende Beherrscher von Frankreich bange in seinem wohlbewachten Schlosse. Vierzehn lange Tage schwebte Ludwig Philipp über einer Pulvermine, die in jeder Minute mit ihm und seiner frischgebackenen Dynastie auffliegen konnte. Das wußte hier alle Welt und die Regierung selbst am besten. Auch vermag das geschriebene Wort nicht leicht eine Schilderung der Aufregung zu geben, welche hier während der ersten Hälfte

des Decembers in allen Classen der Bevölkerung gährte. Furcht, Zweifel, Hoffnung, verstecktes, kaum sich selbst gestandenes Wünschen, begeistertes Denken an den Mann, der Frankreich zur Beherrscherin Europas gemacht, Skorpionenstiche der jetzt so rauh verletzten Nationaleitelkeit, das Alles nagte, glühte und mahnte in jeder Brust. So hatte ich die Franzosen noch nie gesehen. Da war kein Café, kein Theater, kein Salon, in dem die Feier des 15. nicht der einzige Gegenstand aller Gespräche gewesen wäre. Jedermann war zum Bonapartisten geworden und sprach mit Begeisterung von Principien und Meinungen, über die er ein Vierteljahrhundert lang die Lauge des schärfsten Tadels gegossen.

Auf dem Triumphbogen der Barrière de l'Etoile stand eine mittelmäßig aus Holz gehauene, mit leichten Wasserfarben angestrichene Apotheose des Kaisers. Man bemerkte sie kaum. In den Herzen des Volkes aber und in der Brust, welche nicht gewohnt ist, sich selbst zu belügen, glüht eine herrlichere, erhabnere. Es liegt eine Welt voll Poesie in dem Eifer, mit dem die Franzosen von 1840, die neue Generation, für die Charaktereinheit des großen Todten kämpfen. Man sagt ihnen: Napoleon war ein Despot, unter dessen glänzendem Joche Frankreich zwar in stetem Siegestaumel schwelgte, aber immer im Joche war. Und sie antworten: sein Despotismus war ein heiliges, unabänderlich nothwendiges Joch. Man sagt

ihnen: Preß- und Redefreiheit hätten sie nur der Restauration zu danken, Napoleon würde den Redacteur eines Blattes, wie der „National," in lebenslängliches Gefängniß gesperrt, oder mindestens erschossen haben. Und sie antworten: die Zeit war nicht reif, um die Gesammtmasse denken und reden zu lassen, wie sie es für gut befunden hätte; Napoleons Schultern allein konnten die Last des gewaltigen Reiches tragen, durfte sein stolzer Schritt durch Oppositionen gehemmt und gegängelt werden? Spricht man ihnen endlich von dem Verhältnisse des Kaisers zum Auslande, so antworten sie abermals: die Zeit war nicht reif; grade er wollte eine universelle Freiheit. Lesen Sie das „Mémorial de St. Hélène" des Grafen Las Cases und Sie finden die bedeutungsvollen Worte: Ich wollte Frankreich, ich wollte Europa liberale Institutionen geben. Meine Zeit war zu kurz und mein Wille gehemmt. — Das „Mémorial von St. Helena" und seine Beziehungen auf die Pläne, mit denen der Kaiser für seine geträumte Zukunft schwanger gegangen war, ist das Schild, mit dem alle Angriffe auf seinen unersättlichen Ehrgeiz, seinen Despotismus, auf alle seine großen Fehler endlich, aufgefangen werden. Es liegt etwas so Eigenthümliches, so Versöhnendes in dieser Vertheidigung, daß man sich fast gern bekämpfen und überzeugen läßt.

Das Volk kennt wenig oder gar nichts von dem „Mémorial de St. Helène." Auch bedarf es seiner nicht, um den Kaiser zu vergöttern. Es denkt nicht mehr an die

Laſten, die es unter ihm getragen, nicht an das Blut, welches für ihn vergoſſen, nicht an unterdrückte Rede- und Preßfreiheit — blind, wie vor dreißig Jahren, ohne das Warum? ſeines Wollens und Handelns zu durchgrübeln, betet es ihn an. Das Volk allein durchglühte am Tage der Leichenfeier ein ungeheuchelter Enthuſiasmus. Mit dem Herzen und dem Verſtande zugleich fühlte es ihre Bedeutung. Ich ſah in Neuilly, in den elyſeiſchen Feldern, auf den Quais, überall endlich, Greiſe, Männer, Frauen, grade der unterſten Claſſen, mit Thränen in den Augen und einem Lächeln des Triumphes auf den Lippen. Sie begriffen, daß dieſe Stunden, trotz des Sarges, trotz des trauer-decorirten Invalidendomes und des Requiems, ſtolz und triumphirend in der Weltgeſchichte blühen werden. Daſſelbe Volk aber fühlte eben ſo genau, daß von Seiten der Regierung das Ganze nichts, als ein mit einem Aufwande von zwei Millionen geſpieltes Schauſtück war. O, das franzöſiſche Volk iſt, trotz ſeines Leichtſinnes, ſcharfſinnig, verzweifelt ſcharfſinnig. Es würde wahrlich die Heiligkeit eines ſolchen Tages nicht mit dem Geſchrei: A bas les Traitres! A bas l'homme de Gand etc., entweiht haben, hätte es nicht gewußt, wie bei den Schöpfern und Anordnern des Feſtes Alles Maske und Lüge war. Wie? Louis Philipp wäre für die Thaten, für die wunderbare Größe des Kaiſers begeiſtert? er könnte wirklich und aufrichtig anerkennen, daß dieſer Kaiſer Frankreich zur erſten Nation gemacht? Er ſollte um

Frankreichs willen jene Gebeine Frankreich zurückgegeben haben, er, der im Febr. 1814 dem König Ludwig XVIII. schrieb:

Sire!

Est il possible qu'un meilleur avenir se prépare, que notre étoile se dégage enfin des nuages qui la couvrent, que celle du monstre qui accable la France pâlisse à son tour. Que ce qui se passe maintenant est admirable! Que je suis heureux du succès de la coalition! Il est temps qu'on achève la ruine de la révolution et des révolutionaires! Mon vif regret est que le roi ne m'ait pas autorisé, selon mon désir, d'aller demander services aux souverains: je voudrais, en retour de mes erreurs, contribuer de ma personne à ouvrir au roi le chemin de Paris; mes voeux du moins hâtent la chûte de Bonaparte que je haïs autant que je le méprise. Qui nous a fait plus de mal que lui, assassin de notre pauvre cousin d'Enghien, usurpateur de votre couronne, qu'il souille de ses crimes? Dieu veuille que sa chûte soit prochaine! je le demande au ciel chaque jour dans mes prières.

Louis Philippe d'Orléans.

Viele Ausdrücke in diesen authentischen Zeilen mögen von einem sehr gerechten Unwillen und andere von unzweifelhafter Aufrichtigkeit dictirt sein; aber sie sind mehr als pikant in ihrem Contraste zu den Umständen,

welche das Project und die Vollziehung der Leichenfeier Napoleons veranlaßten. Die für die Dauer der letzteren ergriffenen militairiſchen Vorſichtsmaßregeln waren mehr verſteckt als offen. Trotz der impoſanten Soldatenmaſſen auf der ganzen Linie des Zugs, lag in den verſchiedenen Caſernen der Stadt und der nächſten Umgebungen noch eine kleine Armee. Man wird in den Zeitungen von den Manifeſtationen der Nationalgarde geleſen haben, welche legionenweiſe in den Ruf des Volkes einſtimmte und ihn hier und da ſogar ſelbſt anſtimmte. Indeſſen die Sache hatte, trotz des hitzigen Gezänkes, den dies Geſchrei zwiſchen den dynaſtiſchen und den Oppoſitionsjournalen veranlaßte, eben nichts auf ſich. Die Nationalgarde glaubt ſich ſelbſtſtändig, aber ſie iſt es nicht, mindeſtens wird nie von ihr direct der Impuls zu irgend einer gefährlichen Schilderhebung gegeben werden. Die Leute in Blouſen und Studentenmänteln ſind immer die Erſten, wenn es auf mehr, als auf heiſeres Schreien ankommen ſoll, und iſt dann eine wirkliche Gährung der Maſſen vorhanden, ſo flammt ſie auch unter den blauen Röcken der Nationalgardiſten auf. Für diesmal war es nichts, als leichter Zunder der Republikaner, der hie und da glimmte und kniſterte. Es war eine künſtliche, ſeit acht Tagen durch einige verführeriſche Artikel des „National“ fabricirte Aufregung. An den Namen Napoleon wird ſich nie wieder eine Revolution, nicht einmal eine Emeute in Frankreich knüpfen. Er wird vom Volke wie ein Gott verehrt, aber

eben deshalb denkt es nicht daran, ihn in der Gestalt eines seiner Sprößlinge wieder auf die niedere Erde zu ziehen. Es fühlt, daß dieser Name in seiner Geschichte einzig bleiben muß, daß der Cultus des Titanen entweiht wird, wenn man einen Zwerg an seine Seite stellt. Uebrigens, ein bedeutender Grund zur Beruhigung des Königs, machte jene plötzlich eingetretene Kälte die Hunderttausende nerviger und unruhiger Hände erstarren. Vielleicht wäre der 15. December stürmischer geworden, hätte nicht ein schneidender Nordwind geblasen. Ich sah einen Haufen von etwa tausend jungen Leuten, Studenten, Arbeiter und Polizeispione (denn diese sind natürlich überall), mit dreifarbigen Fahnen in den Händen und nackten Köpfen, dreimal die Runde um die Vendomesäule machen. Aber ihre Nasen wurden in wenigen Minuten so blau, daß ihr Enthusiasmus den Schnupfen, ihre Begeisterung für das Gedächtniß des ehernen Mannes zweihundert Fuß über ihnen, das Kribbeln bekam. Sie wagten kaum den Mund zu öffnen, um einige fröstelnde Verse der Marseillaise hören zu lassen. Die Vorübergehenden lachten, und der Haufe war fünf Minuten später nach allen Richtungen davongetrippelt.

Elfter Brief.

25. December.

Nun gäbe ich mein letztes Hemd darum, hätte der kleine Thiers den großen Napoleon in Ruhe und Frieden auf St. Helena gelaſſen. Er raubte aus der Krone der Königin Poeſie eine koſtbare, im geheimnißvollſten Reize ſchimmernde Perle. Er nahm dem gewaltigen Ocean, der in ewiger Majeſtät das Grab der gefallenen Größe umbrauſte, das Wächteramt und übergab es den ſtummen Mauern des Invalidendoms. Dieſer Invalidendom iſt ein impoſantes, ſogar ein nützliches Gebäude. Die greiſen Soldaten, welche auf hundert Schlachtfeldern mit ihren ehrlichen Gliedmaßen den Ruhm der franzöſiſchen Waffen erkauft, finden hier in ihren ſtumpfen Tagen ein ſicheres Dach, nahrhafte Suppen, ſolide Betten und wärmende Matratzen. Vauban und Turenne ſind recht anſtändig begraben hier — — aber Napoleon?! Man hat ſeine

Titanenglieder in eine Nußschale gezwängt. Wie lange wird sie eine solche Last zu tragen vermögen? Schon gestern, als ich mir nach fünfstündigem Queuemachen glücklich einen Weg in die noch wie am Begräbnißtage in blendender Trauerpracht geschmückte Kirche gebahnt hatte, als ich an dem goldblitzenden Sarkophage des Kaisers stand, sah ich ihn schwellen und wachsen und hinanstreben bis an die Wölbung des Gotteshauses. Und die Mauern brachen unter dem gewaltigen Drucke, wie dürre Zweige im Sturme. Der Sarg aber stieg höher und höher, zur Decke hinaus, in die kalte Winterluft, zur Sonne, vielleicht zum Himmel empor, ich weiß es nicht recht, denn eben als ich meinen Operngucker aus der Tasche zog, um seine Reiseroute weiter zu verfolgen, sagte eine Baßstimme neben mir: Monsieur! on ne s'arrête pas! Ich war wieder auf der Erde und urplötzlich wieder recht irdisch gestimmt, nämlich der Dämon des Spottes kicherte frech in mir auf, obwohl um mich viele tausend bougies à l'étoile, zu 40 Sous das Pfund, in unübersehbaren Lichtmassen flammten und trauerten, obwohl gutbezahlte Priesterstimmen sehr mittelmäßig das Dies irae sangen, obwohl der große Kaiser Napoleon, von dessen Grabe ich mir als Kind immer so wunderliche Ideen gemacht, nun so nahe, so prosaisch-nahe vor mir lag! Der Spott ist ein hartnäckiger Teufel. Man kämpft, ärgerlich über sich selbst, gegen seine Bisse und muß, vom Schmerz zerrissen, lachen, wie ein Mann, der

zu Tode gekitzelt wird. Weiß Gott, viel lieber hätte ich mich einer wehmüthigen Stimmung, unbemerkten Thränen selbst überlassen, wäre es nur in meiner Macht gewesen. Aber ich mußte lachen. — Das also war die Todtenfeier des Kaisers, das der Tag, dem ganz Europa mit bangem Herzklopfen entgegengesehen hatte. Europa, die alte, vielerfahrne Dame, hatte sich wie ein Kind vor einem Popanz gefürchtet. In Wilmsen's gutmüthigem Kinderfreunde steht ein lustiges Geschichtchen von Nachbars Hannchen, die ein wehendes, weißes Handtuch am Thürpfosten die ganze lange Nacht hindurch für ein Gespenst gehalten und sich darüber fast zu Tode gefürchtet hatte. Als sie dann am Morgen das Ding bei Lichte besah, belachte sie ihr eignes Entsetzen und versprach sich, in ihrem Leben keine Furcht mehr zu haben. Ich glaube, Europa gab sich in diesen letzten Tagen ein ähnliches Versprechen. Es hatte sich nicht von einem Handtuche, wol aber von einer Leichendecke in's Bockshorn jagen lassen!

Ich kenne einen Mann, der seine eigentliche Bestimmung nicht gefunden zu haben scheint. Theaterdirector hätte er werden sollen. Das große, vielbesprochene Schauspiel, von dem ich hier rede, zeigte von dem scharfsinnigsten, umsichtigsten Talente für die Anordnung der Züge, der Beleuchtungen und Dekorationen. Die Schauspieler waren freilich, bis auf einige Ausnahmen, herzlich schlecht. Indessen, das thut nichts, dergleichen unwesentliche Mängel

dürfen nicht in Betracht kommen. Hatte nicht der grandioſe Trauerwagen, auf dem die paradirende Leiche von Courbevoie bis zu den Invaliden geſchafft war, funfzigtauſend baare Franken gekoſtet? War nicht die Rieſenbühne, welche ſich von Neuilly bis an den Quai d'Orſay erſtreckte, von hunderttauſend Mann Figuranten und Statiſten bedeckt? Und ſah man je eine Theaterarmee, die mit wirklichen, wahrhaftigen Linienſoldaten und Nationalgarden eine ähnliche Aehnlichkeit gehabt hätte? Wären die Herren Auber, Halevy u. Comp. wie ihre Trauermärſche bei Seite gelaſſen worden, ſo hätte man ſogar die Muſik zu dem hiſtoriſch-romantiſchen Stücke vortrefflich nennen können, denn der todte Mozart und ſein unſterbliches Requiem ließen gar nichts zu wünſchen übrig. Das Haus ſelbſt war, im eigentlichſten Sinne des Wortes, zum Brechen voll. Man frage nur die beiden noch heute in der Morgue ausgeſtellten Leichen, die den Beſucher mit den jungen, kalten Augen ſo ſchauerlich anſtarren. Vor kleinen vierzehn Tagen gingen ſie am frühen Morgen, ein paar muntere Arbeiter, in die elyſeiſchen Felder, kletterten recht ſchlau auf einen Baum, um in aller Bequemlichkeit den hübſchen Begräbnißzug zu ſehen. Aber die falſchen Aeſte brachen und auch ſie brachen — den Hals nämlich — und das, ehe der Kaiſer gekommen war. Es lohnte ſich im Grunde gar der Mühe nicht, des Napoleon's halber den Hals zu brechen. Die Leute hätten für ein rothes Zehnſousſtück und ohne alle

Gefahr in den großen Volkstheatern der Porte St. Martin, Ambigue-Comique, Gaité u. ſ. w. ein ähnliches Stück ſehen können. Dumas, Foucher, Bouchardy, die Guten, laſſen ſich ihre Tantiemen in Fünffrankenthalern und nicht in Menſchenleben auszahlen, wie wollüſtig ſie immer in ihren fünfactigen Schauderſtücken erhängen, erdolchen und vergiften mögen.

Früh am Morgen des 15. ſah ich ein intereſſantes Vorſpiel zu den impoſanten Scenen des Tages. Ich durchſtreifte, meiner gemüthlichen Flaneurgewohnheit nach, eine tüchtige Strecke der Stadt. Mein Weg führte mich an verſchiedenen Kaſernen vorüber. Die Soldaten, Kavallerie wie Infanterie, ſtanden en ordre de bataille in den geräumigen Höfen und empfingen eben — — ſcharfe Lehren und ſcharfe Patronen. Sie ſollten an keinerlei Manifeſtationen, an keinem Geſchrei, weder für noch gegen die Regierung, Theil nehmen; dagegen Pulver und Pfannen hübſch vor den republikaniſchen Schneeflocken ſchützen. Zur ſelben Zeit zogen ſiebenzigtauſend Mann edler Nationalgarden mit hölzernen Flintenſteinen zu ihren Sammelplätzen. Der Kontraſt war drollig. — Dagegen war ich in der Nähe des Palais Royal Zeuge einer Scene, die mir einen angenehmeren Eindruck zurückließ. Sie war freilich nicht vom Kommandanten der Stadt Paris, ſondern vom Volke improviſirt worden, und das Volk iſt, wenn es will, ein herrlicher Improviſator. Ein kräftiger Alter, in der Uniform der kaiſerlichen Gardegrenadiere,

mit weißen Haaren und einem Stelzbein, humpelte seinen Weg nach den elyseischen Feldern. Ich sah den Mann und dachte in demselben Augenblicke an Marengo, Lodi, Aegypten, Jena, Rußland, Spanien, Leipzig und Waterloo. In den Falten eines solchen Soldatenrockes aus der Kaiserzeit steht die Geographie des halben Erdballs geschrieben. Vielleicht überlas sie unser Grenadier eben im Kopfe, denn sein großes, von greisen Wimpern überschattetes Auge guckte vertraulich stolz zur Sonne empor, als fragte es: „Gelt, auch mich hast du bei Austerlitz beschienen?" Aber unglücklicher Weise war es für dergleichen bedeutungsvolle Fragen zu glatt auf dem Platze beim Palais-Royal. Der Alte stieß mit dem Fuße gegen einen eisglitzernden Stein, strauchelte, fiel und brach ein Bein. Die Volksmassen, welche eben in schwarzen Strömen dem Leichenzuge des Kaisers entgegen eilten, sahen den Grenadier stürzen und Alles stieß einen Angstschrei aus. Man hatte eben noch so wohlgefällig auf den Mann in der schönen Uniform geblickt. Zehn, zwanzig, hundert Arme halfen ihm auf und die Leute lächelten beinahe, als sie sahen, daß nicht das lebendige Bein aus Fleisch und Blut, sondern das kalte hölzerne gebrochen war. Der Alte lächelte nicht, er weinte wie ein Kind. „Habe einen Weg von funfzig Lieues gemacht," stammelte er, „wollte mit den Kameraden den Sarg des Kaisers begleiten — — Kann nicht hinkommen. O, o, o, alle Anderen werden dabei sein — und ich — — Dies vertrocknete Stück

Holz! — — O, mon dieu, je suis le plus malheureux des hommes!?“ — „Ho, ho, Grenadier!“ ſagten da ein paar rauhe Stimmen. „Gebt Euch zufrieden. Wir ſchaffen Euch nach Courbevoie; da könnt Ihr in den Wagen ſteigen und den Kaiſer begleiten.“ Der Soldat blickte ſie ungläubig an, denn es waren anderthalb Stunden Weges bis nach Courbevoie, wo die Wagen hielten, welche man zur Verfügung der alten, zum Gehen unfähigen Veteranen geſtellt hatte. Aber in derſelben Minute fühlte er ſich von vier kräftigen Armen emporgehoben. Man gab ihm ſein gebrochenes Bein in die Hand und unter dem Hurrah der Tauſende, welche denſelben Weg verfolgten, erreichte der Grenadier mit freudeſtrahlendem Geſichte auf den Schultern zweier wackerer Arbeiter in Blouſen und Holzpantoffeln, Courbevoie und folgte dem Sarge ſeines Kaiſers.

Und es lohnte ſich in der That der Mühe, in den Reihen der Ueberreſte ſeiner Heere dem Sarge des kleinen Korporals zu folgen! Aus den entfernteſten Winkeln Frankreichs waren ſie herbeigeſtrömt die ſchnurrbärtigen Alten mit den tapfern Händen, die ein ſo wichtiges Stück Weltgeſchichte geſchrieben haben. Da erblickte man vom Grenadier bis zum leichten Jäger, vom Kavalleriſten bis zum Kanonier alle Abſtufungen der großen Armee. Die Mamelucken ſelbſt fehlten nicht. Ich ſah verſchiedene dieſer maleriſch-koſtümirten Geſellen der Wüſte; auch den Ruſtan, der mir indeſſen, da ich von ſeinen kaufmän-

niſchen Spekulationen à la Robert Makaire gehört, auf den Schlachtgemälden Horace Vernet's weit mehr gefallen hat, als hier, hinter dem Sarge des Kaiſers, den er im Jahre 1815, wie Judas ſeinen Herrn und Meiſter, verläugnete. — General Bertrand war ohne Zweifel, nach dem todten Titanen, die intereſſanteſte Figur in dem langen Zuge. Er ſaß zu Pferde und hielt an einem Trauerbande einen Zipfel der Leichendecke. Er ſchien mir eine hohe etwas eckige Geſtalt, mit grauen Haaren und bleichen, biedern Zügen. Es lag in ſeinem Auge etwas wie ein ſtummes Bewußtſein, was dieſe Trauerfeier war und was ſie, bei aufrichtigerem Enthuſiasmus und lauteren Motiven ihrer Veranlaſſung, hätte ſein können. Wäre ich Maler oder Bildhauer, ich würde den Mann mit dem Pinſel oder dem Meißel als ein Symbol der Treue zeichnen und auf die nächſte Kunſtausſtellung ſchicken, die im Louvre Statt findet, wo gewöhnlich in unglücklichen Tagen die Treue ſehr ſelten iſt.

Unbegreiflich iſt mir, daß verſchiedene hieſige Korreſpondenten deutſcher Journale den Enthuſiasmus des Volkes bei der Trauerfeier als ſo ganz und gar Null ſchildern. Vom Place de la Concorde bis nach Courbevoie befand ich mich immer im dichteſten, lebendigſten Gewühle und ich kann nach beſtem Gewiſſen ſchreiben, das Volk war auf würdige Weiſe begeiſtert und im klarſten Bewußtſein deſſen, was es that und rief. Die Generation von 1840 iſt nicht mehr die von 1810 und

überdieß sprachen die Ereigniſſe ſeit dieſem Jahre ein gewichtiges Wort. Nicht in Taumeln der Aufregung des Siegesrauſches, deſſen Hefe bitter, sehr bitter war, nur in ruhiger Anerkennung wunderbarer Größe konnte das Volk der Leiche des Kaiſers entgegenziehen und ſie nach ihrer letzten Ruheſtätte begleiten. Wären jene Herren etwa zufriedener mit den Pariſern geweſen, hätten dieſe den ſechsfachen Sargpanzer von den Gebeinen des großen Feldherrn geriſſen, ſich vor ihnen niedergeworfen, ſie auf ihren Schultern durch die ungeheure Hauptſtadt getragen? Wehe über einen ſolchen Enthuſiasmus! In einem Blutſtrome wäre er erſäuft worden. Daß ächt franzöſiſche Leichtfertigkeit und ein immer und überall ſein Jokushaupt zeigender Witz an einem ſolchen Tage verletzend und widerlich erſcheinen mußte, iſt begreiflicher. Aber die Franzoſen ſind nun einmal Franzoſen und man muß ſich an die wunderliche Moſaik ihres Charakters gewöhnen. Das Volk verſpottete die froſtzitternden Nationalgarden, die Bivouaksfeuer angezündet hatten und trippelnd dieſe umtanzten; es machte Calembourgs, gute und ſchlechte Witze aller Art, wozu ihm, wie ſchon angedeutet, das ſchlecht fabrizirte Statuenheer, die rothen Naſen der Linientruppen u. ſ. w. hinreichenden Stoff gaben. Das Alles iſt ächt franzöſiſch harmlos und war übrigens nur vor und nach der Ankunft des Leichenzuges zu bemerken. Kaum zeigte ſich dieſer in der Ferne und eine dem denk-

würdigen Tage angemeſſene Stimmung des Ernſtes, der Trauer und des ſtolzen Bewußtſeins, wie die Größe dieſes Todten auch die Größe Frankreichs geweſen, trat an die Stelle der Jovialität. — Die Direction der Akademie der ſchönen Künſte hatte ferner durch manche bizarre Idee die Spottluſt der Pariſer herausgefordert. So brachte eine koloſſale, aus Gyps gegoſſene und mit einem ſchmutzigen Firniß angeſtrichene Statue des Kaiſers, gerade vor dem großen Eingangthore der Invaliden, einen närriſchen Eindruck hervor. Wie in aller Welt konnte einem vernünftigen Menſchen, der obendrein der Académie des beaux Arts angehört, der Gedanke ankommen, Napoleon mit den übrigen Statuen in Reih und Glied zu ſtellen, um ſich ſelbſt willkommen zu heißen. Heilige, ſchöne Künſte, verzeiht ihnen! Ein Pariſer Korreſpondent der „Times" erzählt, ein Junge, der ſich in ſeiner Nähe befand, habe beim Anblicke dieſer Statue ſehr witzig ausgerufen: „Tenez, voilà l'Empereur qui fait la queue à lui-même!"

Ich verſuchte ſo eben, den franzöſiſchen Leichtſinn, die wenig würdige Haltung an einem ſo vielbedeutenden Tage zu entſchuldigen. Aber Anathem rufe ich über die Pariſer Polizeibehörde, welche die Schlummerſtätte des Kaiſers jetzt von einem roh en, ſingenden, ſchachernden, geigenden und ſchreienden Pöbel ſo rückſichtslos umlärmen läßt. Mit welch edler Wachſamkeit würde man in Deutſchland

einen ſolchen Ort zu ſchützen wiſſen! Man denke, kaum hundert Schritte weit vom Invalidendome ſah ich geſtern einen Jongleur, gleich Hugo's „Quaſimodo," in halb ſchwarzer, halb rother Kleidung, der, wie auf einem Jahrmarkte in St. Germain oder St. Cloud, mit vergoldeten Kugeln und Stangen ſpielte und dabei mit unverwüſtlichen Lungen einem lachenden Haufen ſeine eigne Geſchicklichkeit pries. Neben ihm ſchrieen unzählige Kleinkrämer Bildniſſe Napoleon's, Scenen aus der Expedition nach St. Helena, die Ausgrabung der Leiche, die Ankunft der Fregatte auf der Rhede von Cherbourg, à 2 Sous das Stück, aus. Andere verkauften hier Nachtjacken, Handſchuhe, Unterhoſen, Strümpfe, Tabaksdoſen, Taſchentücher, und dies Alles ſo nahe der heiligen Halle, daß man faſt die Todtenmeſſen hören konnte, drinnen für die Seelenruhe des Kaiſers geſungen.

Der Ruhm, das Unglück und die Rückkehr des todten Kaiſers ward an einem andern Winkel der Kirche von Drehorgeln, verſtimmten Violinſaiten, von Bänkelſängern und ihren heiſern Weibern gebrummt, gekratzt und gekräzt, und das Alles wenige Schritte von ihm, dem das große Weltmeer zwanzig Jahre lang ein hehres Schlummerlied geſungen, von ihm, der fern, fern von dieſen rohen Maſſen ſo poetiſch geheimnißvoll geruht, deſſen einſames Grab heiliger Frieden umſchwebt hatte, dem jeder Fuß in Ehrfurcht zögernd, jedes Herz, von

tiefſter Wehmuth durchſchauert, genaht war! Jene Trauerweiden auf St. Helena, von Madame Bertrand's treuer Hand der nun leeren Kaiſergruft gepflanzt, werden zittern, verdorren und abſterben, wenn ihnen die Winde das Echo dieſes ſchänderiſchen Schacher-Bacchanals zuführen. Wer hätte eine ſolche Entweihung der Grabesſtätte Napoleon's für möglich gehalten, als man noch über den weiten Ozean in eine andere Hemiſphäre pilgerte, um bei ihr an den Glanz und Fall der wunderbarſten Erdengröße zu denken, um dieſen Felſen geſehen zu haben, an den Gottes Hand den Titanen des Jahrhunderts geſchmiedet. O über das wüſte Komödiantenſpiel! Mit ihrem erheuchelten Enthuſiasmus, mit ihrem verruchten Durſte nach dem Preiſe der früh oder ſpät klar ſehenden Geſchichte, mit ihrem Goldflitter, ihren erbärmlichen Gypsfiguren, ihrem geputzten Leichenwagen, mit ihrem ganzen, falſch wie ihre Begeiſterung, flimmernden Trauerprunke haben ſie die gewaltigſte Poeſie zu einem widerlichen Zwitter fein umgewandelt. Gebt Acht! ich ſage Euch, in einigen Monaten werden höchſtens die Fremden es der Mühe werth halten, das Grab des Kaiſers zu beſuchen. Schon heute reden die Pariſer ſo wenig mehr von der Rückkehr ſeiner Gebeine, wie von dem Prozeſſe der Giftmiſcherin Lafarge. Wäre ihnen das Mindeſte von den großen Eindrücken des 15. geblieben, ſo hätten ſie ſicher in edler Entrüſtung den roh lärmenden Kunſt- und

Handelspöbel aus den Umgebungen der Invalidenkirche verjagt. Mir wenigstens zuckten die Fäuste, in mir kochte die Galle, als ich seinem Treiben in der Nähe der Kaisergrabstätte zusah. Ich hätte ein Simson sein mögen, um diese Philister zu züchtigen.

Zwölfter Brief.

Paris hat für den Augenblick einen entsetzlichen Ueberfluß an Austern und großen Männern. Keine zehn Schritte kann man in den belebteren Straßen machen, ohne auf einen weißlichen Schaalhaufen und auf eine mehr oder weniger bedeutende Berühmtheit zu stoßen.

Obwohl ich eine kleine Havre-Auster einem Pariser großen Manne des gewöhnlichen Schlages ohne alle Skrupel unendlich vorziehe, will ich mich dennoch hier aus rein menschlicher Sympathie nur mit den letztern beschäftigen. — Es ist ein recht seltsames Ding um diese Pariser Berühmtheiten. Ohne hier von ihrem Diplom zu reden, das sie fast immer sich selbst zu verleihen bescheiden genug sind, und dann durch fein gesponnene Journalpuffs in Paris, Frankreich, Europa und den umliegenden Erdtheilen bekannt zu machen suchen, muß ich

ſie in zwei höchſt intereſſante Hauptklaſſen theilen. Die Naturgeſchichte nennt dieſe: Pſeudonym- und langnamige Berühmtheiten. Man ſieht, die Extreme berühren ſich auch auf dieſem Felde menſchlicher Wiſſenſchaft. Die Pſeudonym-Schriftſteller ſind äußerſt gefällige Leute. Sie wechſeln auf das Bereitwilligſte, je nach dem Wunſche eines Buchhändlers oder Journaldirektors, Namen, Stand, Alter, Kleidung und ſelbſt das Geſchlecht, wenn ihr Herr und Meiſter ſeine Forderungen ſo weit ausdehnt. Auf dieſe Weiſe iſt der Literaturmarkt theilweiſe zum luſtigen ewigen Carneval geworden. Man grüßt, redet und ohrfeigt ſich unter Masken und Dominos; bald ſtolzirt man einher als Pair de France, bald hinkt man ganz beſcheiden als Invalide oder verabſchiedeter Seemann, bald erſcheint man als junger Elegant, als „Löwe" vom Boulevard des Italiens, als Vicomte, Marquis, oder als Vicomteſſe, Marquiſe, Gräfin, Generalswitwe. Alle dieſe Koſtüme, alle dieſe Stellungen in der Geſellſchaft, alle dieſe literariſchen Masken verbergen oft eine und dieſelbe Feder, während das gutmüthige oder vielmehr das kurzſichtige Publikum höchſtens an einfache Pſeudonymität auf Büchertiteln und unter Journalartikeln glauben will. So gab vor mehreren Jahren die bekannte „Revue de Paris" das Beiſpiel einer überraſchend ſchlau durchgeführten Doppel- oder beſſer Viergängigkeit. In einem ihrer Hefte las man vier Aufſätze von Herrn Amadé P—, heute, obwohl Direktor der Revue britanique, unbekannt, wie das Grab

Mosis. Der erste trug die Ueberschrift: Fahrten im Südmeere vom Kapitän Friedrich Bell. — Herr Amadeus P— hatte die blaue Seemannsjacke angezogen. Der zweite hieß: Fidelia, Novelle nach einer wahren Begebenheit, von der Marquise de B... — Herr Amadeus P— spielte die Dame aus der großen Welt. Der dritte nannte sich: Ein Wort über die schönen Künste von Alphons Lego. Herr Amadeus P— trat als Beschützer Apollos und der zehn Musen auf. Die zehnte nämlich war für ihn der Genius des Puffs. Der vierte Aufsatz endlich bestand in einer geistreichen Würdigung des Verdienstes der rothen Runkelrübe, und da dieser die Aufmerksamkeit eines Fabrikanten oder eines Ministers erwecken konnte, so hatte ihn der Verfasser mit seinem wahren vollen Namen vom A bis zum Z unterzeichnet. Herr Amadeus P— war übrigens kein anderer als der Direktor der Revue de Paris selbst.

Eine andre, nicht minder glaubwürdige Anekdote, welche in dies Gebiet der Literatur-Humoresken gehört. Zur Zeit, als der bekannte und berüchtigte Emile de Girardin seine „Presse" gründete, lud er einen arglosen Provinzliteraten ein, durch Aktienkauf und belletristische Arbeiten sich an derselben zu betheiligen. Der sandte, von seligen Hoffnungen geschaukelt, sechs Novellen und nahm das Viertel einer Aktie. Seine Verwandten in der Provinz begannen, ihn für geistesschwach zu halten und dachten alles Ernstes daran, ihn unter Curatel zu stellen. Ein Jahr verging und unser Literat hatte weder einen

Buchstaben seiner sechs Novellen in der „Presse" entdeckt, noch das leiseste Bestreben, eine Dividende für seine Viertel-Aktie zu erhalten, wahrnehmen können. Seine Verwandten wurden immer besorgter um sein Geld, und auf ihr unablässiges Treiben entschloß er sich endlich, mit seinen Ansprüchen und seiner Frau nach Paris zu gehen. Diese, eine junge, träumerische Picarde, hatte sich in einer unglückseligen Minute verleiten lassen, auf das von Madame Clarence Glayeul redigirte Journal „L'émancipation des Femmes" zu abonniren. Am Tage nach ihrer Ankunft in Paris schrieben Gatte und Gattin zwei Briefe. Der des Erstern war an den Vicomte Charles Delaunay gerichtet. Der Literat aus der Provinz vermuthete sehr schlau, daß dieser in den Spalten der „Presse" so oft erscheinende Herr aus der vornehmen Welt bedeutenden Einfluß bei der Redaktion haben müsse. Es wird dem menschlichen Herzen so schwer, sechs Novellen-Manuscripten und der Dividende einer Viertel-Aktie der „Presse" zu entsagen. Das Protektionsgesuch war überdies mit mancherlei komplimentirenden Hyperbeln über die vielbesagten Feuilletons ausgeschmückt. Die Gattin des Literaten aus der Provinz hatte der Redaktrice der „Emancipation" geschrieben. „Eine junge Picarde," sagte sie, „voll Verwunderung für das hohe Talent der Dame Glayeul, wünschte, ihr diese mündlich auszudrücken, und um bei dieser Gelegenheit nähere Bekanntschaft mit ihr zu machen, lud sie die Schriftstellerin zu einem Souper tête à tête

ein. Die Frauen kennen, von der Natur für andere Mängel entschädigt, fast instinktmäßig alle Schwächen des menschlichen Herzens und nebenbei auch die des menschlichen Magens. Die Gattin des Literaten aus der Provinz wußte demnach, ohne daß man es ihr gesagt hatte, daß eine Femme de lettres nimmer eine Einladung zum Abendessen ausschlägt. Die Antworten auf beide Briefe waren so günstig als nur irgend möglich.

An demselben Tage, drei Stunden später, verläßt ein Mann mit verwirrten Zügen, in denen sich lebhaft die Angst einer kaum überstandenen Gefahr malt, ein Hotel der Rue St. Georges, wo Emile de Girardin und seine „Presse" wohnen. O, der Täuschung! Der Vicomte Charles Delaunay hatte sich für ihn in eine Schriftstellerin, in eine Dichterin, in die Muse de France, in die Frau des Redakteurs der Presse verwandelt, und unser Literat aus der Provinz war gezwungen worden, drei parlamentarische Reden Girardins (den man damals noch in der Deputirtenkammer dulden mußte), sechs Roman-Anfänge, zehn Gesänge einer unvollendeten Idylle seiner Frau und zwei kritisirende Feuilletons über die Darstellung eines Dramas, das im nächsten Jahre gegeben werden sollte, anzuhören. Von seinem eignen Halbdutzend literarischer Kinder und seiner Dividende hatte man leider wegen Mangel an Zeit nicht ein Wort reden können. Der Man stürzt nach Hause, um wenigstens die hochberühmte Frau Glayeul und das Souper seiner Frau kennen zu

lernen. Hastig öffnet er seine Zimmerthür und erblickt, statt zwei harmlos plaudernder und käuender Damen, wie er erwartet hatte, seine Frau nahe, fast verdächtig nahe den ausgebreiteten Armen eines jungen, dickbärtigen Elegants, der schmachtend ihr zu Füßen liegt.

„Herr!“ rief der Literat aus der Provinz entrüstet, den Knieenden unsanft aufreißend, „was erdreistete Sie hierher zu kommen?“

„Ein Brief Ihrer Frau,“ sagte der Elegant gelassen.

„Ja — — Du mußt wissen, Lieber,“ stammelte nun auch die hübsche Picarde, und das Gesicht mit so brennendem Roth übergossen, daß sie einen Stier hätte in Wuth setzen können — „Du mußt wissen — — dieser Herr ist kein Anderer als Madame Clarence Glayeul, die Redaktrice meines Journals.“ — — Eine Stunde später verließ unser Literat aus der Provinz mit seiner Frau, aber ohne seine sechs Novellen, ohne Dividende für seine Viertelaktie und ohne soupirt zu haben, das verrätherische Paris. Noch heute verwünscht er alle Pseudonymen. —

Zweite Klasse: Langnamige Berühmtheiten, die Antipoden der Pseudonymen. Eine französische Redensart sagt: Il n'est pas de grand homme, qui n'ait pas sa manie. Ich gehe weiter und behaupte: sans manie pas de grand homme. Man kennt manchen dieser Großen, der, so oft er sich in der Außenwelt blicken läßt, sein Schnupftuch vergessen hat, aber nicht einen einzigen, der

seine Manie zu Hause ließe. Wohl denn, einen längern Namen zu führen, als den von der Natur und seinem Vater verliehenen, ist einer der häufigsten dieser Genialitätssparren.

Alle Welt kennt die Grille des berühmten Mannes, den sein Buchhändler so speculativ-schmeichlerisch „le plus second de nos romanciers“ nennt.

Nachdem er sich ein Vierteljahrhundert lang kurzweg H. Balzac unterzeichnet, wachte er an einem sonnigen Frühlingsmorgen mit der Ueberzeugung auf, von einem uralten französischen Edelhause abzustammen und hielt es daher sogleich für seine heiligste Pflicht, sich fortan Sir de Balzac d'Entraignes zu nennen. — Es ist sonderbar, üble Beispiele erwecken stets mehr Nacheiferung als die guten. Kaum hatte Balzac auf diese Weise seinen Namen reformirt, als sich noch in derselben Woche ein Halbdutzend andere Berühmtheiten umtauften. Der große Mann Emile Lamotte ging mit einem Paar geladener Pistolen auf das Zimmer eines alten Generals aus der Kaiserzeit, den er in Verdacht hatte, mit seiner Mutter, einer Ex-Wäscherin, ein wenig zu nahe bekannt gewesen zu sein, forderte „le nom ou la vie“ und nennt sich seither Emile de Girardin. Die Sache ist authentisch. Der große Mann Granier, Feuilletonist „der Presse,“ den seine ungeheuren Locken mit der Todesart eines Absalons bedrohen, fügte seinem sehr bürgerlichen Namen den seines

heimathlichen Dorfes bei und heißt seitdem Herr Granier de Cassagnac.

Man erzählt sich, jenes Dorf habe verschiedene Male vergebens beim Minister des Innern gegen diese unverschuldete Ehre reklamirt.

Der große Mann Roger, der ohne Zweifel zehn französischen Städten die Mühe ersparen wollte, einst um die Auszeichnung zu hadern, ihn erzeugt zu haben, nannte sich in seinem gütigen Eifer schon beim ersten Schritte auf seiner schriftstellerischen Laufbahn Roger de Beauvoir. Das legitimistische Lügenjournal „La Mode", boshaft aber auch witzig wie der Teufel, ist seitdem stolz auf den wohlklingenden Namen seines Mitarbeiters. — Der große Mann Alfred de Musset hieß bei seiner Geburt und bis nach seinem Verlassen des Kollegiums sehr prosaisch-einfach Alfred Brioche. Aber der Henker mag vortreffliche Gedichte mit einem „Brioche" unterzeichnen. Kein Mensch hätte sie gelesen, oder im gelindesten Falle würde der seltsame Contrast zwischen dem Namen und dem Inhalte ein vernichtendes Lachen erweckt haben. Das fühlte der Dichter mit der prophetischen Gabe einer Kassandra. Er nannte sich Alfred de Musset und genießt nun die wohlverdienten Früchte seines Scharfsinns. — Kennt man die Werke des Herrn Loyau d'Amboise? Vielleicht nicht, denn obwohl auch er sich vor einigen Jahren noch für einen großen Mann hielt, möchte man diesen Literaturstern jenseits des Rheins

schwerlich entdeckt haben. Kennt man die Geschichte seines Namens? Noch weniger. Gut denn, ich will sie erzählen, denn sie ist im Grunde unterhaltender als seine Werke. Herr Alphonse Loyau ward, wie der Schweif seines Namens vermuthen läßt, zu Amboise geboren. Sein Vater starb als ein ehrbarer, betriebsamer Gewürzkrämer, der in seinen Mußestunden, zwischen einem Pfunde Zucker und einem Loth Pfeffer, Elegien reimte. Der Sohn, der natürlich das Geschäft und die Elegien fortsetzen wollte, sandte dem literarischen Journal von Tours eine Anzeige blauer Katharinenpflaumen und fünf Klaggedichte über den Tod eines Zeisigs. Nach mehrern Tagen eines ängstlichen Harrens erschienen zuerst — — die Pflaumen, dann einige Wochen später auch die Elegien. Aber der boshafte Redakteur hatte aus dem Alphons (ein Vorname, der unsern Helden einem Lamartine an die Seite stellte) kurzweg ein A. gemacht. Mein Herr Kunstbruder, der Setzer des literarischen Journals von Tours, hatte, wahrscheinlich dem Punkt nach diesem A. für sehr überflüssig haltend, aus dem Ganzen ein Aloyau gemacht. Das war mehr, als das gerechte Selbstgefühl eines Dichters zu ertragen vermochte. Von Stunde an entsagte er seinem so melodischen und so entsetzlich verstümmelten Vornamen und seine Vaterstadt mußte das Versehen des Redakteurs und des Setzers büßen, denn er unterzeichnete fortan: Loyau d'Amboise!

Das Feld der pariser „literarischen Figuren" verdiente

wahrlich, nach allen Richtungen durchwandert zu werden. Aber nur das Talent und die Geduld eines Linné möchte einer solchen titanischen Aufgabe genügen können. Welch ein überschwenglicher Reichthum! Er berechtigt wahrlich, ganz wie die Schaar der jetzt hier aufblühenden musikalischen Dilettanten, zu den fürchterlichsten Hoffnungen. Die literarischen Seelen schießen hier in allen Klassen der Gesellschaft wie die Pilze auf, und dabei bewohnen sie so robuste, so lebenszähe Körper, daß selbst die Meduse Cholera ihnen nur wenig oder nichts anhaben konnte. Welch eine Kluft von dem aristokratischen Mitarbeiter des „Debats" oder der Revue „zweier Welten" bis zu dem bescheidenen Ecrivain public, der in seiner engen Schreibstube an den Straßenecken von einer verliebten Grisette, die ihrem bon ami ein Stelldichein für den Abend giebt, frühstückt und von seinem Hausknecht, der einen Dienst sucht, zu Mittag ist! Man müßte sich nothwendig ein Herschelsches Teleskop verschreiben, um keine dieser interessanten Figuren dem Auge entschlüpfen zu lassen. Das werde ich aber hübsch bleiben lassen, um nicht der Gefahr des Bezahlens ausgesetzt zu sein.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Pariser Briefe.

Von

Joseph Mendelssohn.

Dritter Band.

1841.

Erster Brief.

10. Januar.

Der Puff wird mit jedem Tage mehr der Götze der Pariser. Das Heer der Journale mit seinem wüsten Chaos von Ankündigungen, Warnungen und Reclamationen jeder Art, ist sein Hoherpriester, und die armen Schriftseher sind seine schlecht bezahlten Tempeldiener. Ich habe in den letzten Wochen Puffpoesien gelesen, die selbst einem Kahlkopfe das Haar emporsträuben könnten. Wir durchlebten freilich zwei Epochen, die einen plötzlichen, entsetzlich genialen Aufschwung dieser Literatur vollkommen erklären: die Bestattung des Kaisers und die Geburtswirren des neuen Jahres. Der Puff hatte sich wie eine schmutzige, schmarotzende Schnecke an den Sarg Napoleons gekleistert. Nicht nur von Cherbourg bis zu den Invaliden, nein, selbst jenseit der Begräbniß-Feierlichkeiten verließ er ihn nicht. Buch-, Kunst- und Musikalienhändler, Feuilletons, Theater

und Concerte, Gypsfiguren- und Spielwaarenhändler ꝛc. ꝛc., Alles das lärmt und geſticulirt noch heute in den Blättern, um den wehrloſen Kaiſer gedruckt, gezeichnet, gemalt, lithographirt, ſtereotypirt, zuſammengekleiſtert, gegoſſen, ausgeſtopft, geſtochen und zerbrochen an den Mann zu bringen. Il faut profiter de l'occasion pour prendre des oiseaux, ſagt ein franzöſiſches Sprichwort. So gibt es denn auch einen induſtriellen Tiſchler, der ſich, bon gré, mal gré, mit Hilfe des todten Napoleon eines Haufens wurmſtichigen Holzes entledigen will. Unſer Held von Hobel und Span läßt nun ſeit einigen Wochen mit giganteſchen Buchſtaben in alle Morgen- und Abendjournale die lockende Nachricht rücken — ein glücklicher Zufall habe ihn in den Beſitz der Ueberreſte des Holzes verſetzt, aus welchem der Sarg verfertigt worden, in welchem die fünf übrigen, die das Gebein des Kaiſers umſchließen, ruhen. Sein Enthuſiasmus für den unſterblichen Mann bewege ihn nun, die unſchätzbare Reliquie fuß- und zollweiſe an Liebhaber zu verkaufen. — Wie man hört, gelingt es dem Mann vortrefflich, einige ſchlechte Eichenbohlen in blinkende Fünffrankenſtücke umzuwandeln. Dem Gymnaſe dramatique, die Bühne des trefflichen Bouffé, ward kürzlich durch ein Machtwort der Polizei, ein Puff vereitelt, der, trotz ſeines kurzen, nur viertelſtündigen Seins, auf die Königskrone im weiten Puffreiche Anſpruch machen konnte. Der witzigſte Burſche unter den Pariſer Journalen, das „Charivari," brach vor einigen Jahren ein Mal

in die Prophezeihung aus: „Ich sage Euch, nicht durch Frost und Hitze, nicht durch Hunger und Durst, nicht durch den Asphalt, nicht durch Gas, Ueberschwemmung, Pest und Krieg wird einst unsere Erde zerstört — ersticken wird man sie. Wir sehen den Tag nahen, in dem eine ungeheure Affiche von irgend einer Gesellschaft Actionäre auf die beiden Pole geklebt, den Tausend Millionen Menschen alle Luft stehlen, und sie dergestalt elendiglich meucheln wird." Wohlan, dieser Tag, von dem Jeremias der Straße Croissant verkündigt, naht mit der Schnelle eines Locomotivs der Schöppenstädt-Krähwinkler Eisenbahn. Es scheint, daß jener Weltuntergang mit der Weltstadt beginnen wird. Noch sechs Monate, und Paris wird für den Fußreisenden nicht mehr gangbar sein. Jeder Freund des wahren Fortschrittes wird statt des Stockes eine scharf geschliffene „Sapeure" in der Rechten tragen, um sich einen Weg durch die papierverrammelten Straßen zu hauen.— Die Glücklichen, denen Renten oder Schulden eine Promenade zu Pferde erlauben, dürften allein wohlfeileren Kaufs davonkommen. Sie können nämlich, gleich den Künstlern Franconis, von zehn zu zehn Schritten, in Galopp durch die straff ausgespannten Papierbarricaden sprengen. Vor einigen Jahren begnügte sich die „Affiche," damals noch, wie die hundertjährige „Wolfenbüttler Landzeitung" in Löschpapier und Bescheidenheit lebend, mit einem obscuren Plätzchen an den Straßenecken. Heutzutage braucht sie ganze Mauern für ihre marktschreierischen Ver-

heißungen. Mauern! Was rede ich doch! Ganze Häuſer und Straßen nimmt die Unerſättliche in Anſpruch. Zeugniß davon giebt die Leidensgeſchichte eines armen Employé des Kriegsminiſteriums, den die unſelige „Affiche“ um Amt und Brot gebracht hat. Ich will ſie, noch ehe ich zu dem Königspuff des Gymnaſe komme, in aller Eile erzählen. Rifflard hieß der Unglückliche. In den zwanzig Jahren ſeiner friedlich-kriegeriſchen Laufbahn hatte er mit dreißig verſchiedenen Miniſtern und dem magern Gehalt von 1300 Fr. glücklich gelebt. Noch einige Monate und man hätte ihn penſionirt. Aber das Schickſal, oder vielmehr die Société Commandite für die Veredlung der franzöſiſchen Maikäfer, iſt ſo unerbittlich grauſam. Rifflard war nie reich genug, um ſeine Fenſter, die nach der Straße gehen, mit Contrevents zu verſehen. Den Abend nach der Aufnahme des Grafen Molé, als ſiebenundvierzigſter Unſterblicher der franzöſiſchen Akademie, hatte er ſich mit ſeiner Schnupftabaksdoſe und ſeinem „Messager“ zu Bette gelegt. — Er las drei Zeilen der Beredſamkeit des Ex-Conſeilspräſidenten, und ſchlief feſt, wie eine Caſematte von Gibraltar. Um acht Uhr Morgens, ſeit zwanzig Jahren ſeine geſetzliche Erwachungsſtunde, öffnete er die Augen, rieb ſie verdroſſen, gähnte klafterweit bei der Erinnerung ſeiner Lecture, und ſchlief endlich, da er ſah, daß er nichts ſehen konnte, harmlos wieder ein. Zu fünf verſchiedenen Malen öffnete er dann die Augen, rieb ſie, gähnte und ſchlief wieder, denn in ſeinem Zimmer

blieb es pechdunkel, wie in dem Caſtorhut des Teufels. Da aber hatte der Hunger ſeinen Magen endlich dermaßen ausgehöhlt, daß er in Verzweiflung aus dem Bette und nach ſeinem Fenſter ſprang. O, Schrecken, es war vermauert, dicht vermauert, wie die Zelle der unglückſeligen Kotzebue'ſchen Emma von Falkenſtein, ſeligen Angedenkens. Der Arme iſt ſeiner Sinne nicht mehr mächtig. Er ruft, er ſchreit, er tobt, aber Niemand hört ihn, denn er tappt vergebens nach dem Schlüſſel zur Zimmerthür, und unten in der Straße rollen eben donnernd ſechs ſo ungeheure, ſo gebirgsſchwere Omnibus vorüber, daß die Reihen der ſiebenſtöckigen Häuſer wie dünne Kartengebäude zittern. Der Kopf ſchwindelt unſerm hungrigen Helden und er rennt ihn, um ſein Daſein ohne weitere Qualen zu enden, gegen die ſchwarze Mauer, die ihn um Sonnenlicht und Frühſtück bringt Seltſam, ſie weicht ſeinem Kopfe, ſtatt ihn zu zerſchmettern, aber ſie hält ihn gefangen; ſo, daß ſein ehrliches Antlitz, plötzlich vom hellen Tageslichte übergoſſen, aus der Oeffnung einer Papiermauer zum gerechten Befremden der Omnibus und der Menſchen, auf die Straße lugt. Die Veredlung der Maikäfer hatte über Nacht dieſe Mauer improviſirt. Als der Held dieſes tragi-komiſchen Affichenromans, nach einem viertägigen Schlafe, auf dem Bureau des Kriegsminiſteriums erſchien, beeilte man ſich, ihn zu benachrichtigen, daß ſeine Stelle bereits ſeit zwei Tagen beſetzt, und er vollkommen ermächtigt ſei, zu gehen, wohin es ihm beliebe.

Und das Alles um einer Affiche willen — ah fichtre! Gewährsmann der Wahrhaftigkeit dieſer Grauſengeſchichte iſt abermals das Charivari.

Königspuff des Gymnaſe dramatique, (vielmehr, außer den Spielabenden Bouffés, non dramatique). Wenn man Director eines Theaters iſt, das die neugebornen Scribe'ſchen Luſtſpiele, und die alten, aber ewig jungen Pretenſionen geſunkener Künſtler ehemaligen erſten Ranges verdauen muß, iſt man freilich berechtigt, alle irgend legitimen Netze und Angeln nach zahlungsluſtigen Zuſchauern auszuwerfen. Hr. Laurencin aber, Director und fleißiger Stücklieferant des Gymnaſe, ſchob die Grenzen dieſer Legitimität um einige Rieſenzoll zu weit hinaus. Er wollte den Vorhang ſeiner Bühne, den unſchuldigen, träumeriſchen Vorhang, in ein ungeheures, ſchamloſes Journalblatt umwandeln. Die Idee war genial, gewiß, aber es ging Hrn. Laurencin wie dem Napoleon. Beide wußten ihre Kraft nicht zu mäßigen, und Beide ſtürzten von der Höhe ihrer Wünſche und ihres Ehrgeizes ſchauerlich tief hinab. Den Napoleon ſtürzte Gott und ſein Winter, den Director des Gymnaſe der Polizeipräfect von Paris, Hr. Deleſſert, und — ein Stadtſergeant. Die Habitués dieſes einſt berühmten Theaters riſſen natürlich ihre Augen weit und verwundert auf, als ſie am letzten Dienſtage, ſtatt der lieben gemalten Grazien, des Buchhändlers Curmer bekannte: „Français peints par eux-mêmes," ſtatt des Apollo mit der uralten Leier: „Les Sous-Jupes d'Oudinot fils,"

ſtatt der graziöſen Terpſichore mit dem reizend ſchwebenden Beine: „Les Caleçons hygiéniques“ fanden. Die Leute guckten, kicherten, lachten endlich. Der ſchlaue Director rieb ſich bereits freudig die Hände über den gelungenen Puff. Fünfzehn Minuten ſpäter aber, juſt die Zeit, um vom Boulevart nach der Polizeipräfectur, und wieder zurück zu gehen, trat die Kataſtrophe ein, und der neuerfundene Annoncen-Vorhang ab, um der ſo frech verdrängten, harmloſen, bemalten Leinwand wieder Platz zu machen.

Der Cirque Olympique hat nun ſeinen Kaiſer, drei Wochen nach der officiellen Beſtattung, ebenfalls feierlich von St. Helena zurückgebracht, und mit allen dem großen Manne gebührenden Ehren eingeſcharrt. „Le retour de l'Empereur,“ heißen die fünf Spectakelacte, die wohl den Namen, aber nicht den Werth des ſchon berühmt gewordenen Hugo'ſchen Gedichtes theilen. Uebrigens ärgert man ſich jetzt nicht wenig, am 15. December v. J. zehn Grade Kälte, alle Arten von Rippenſtößen und Langeweile ausgeſtanden zu haben. Wozu das Alles? Der Cirque des Boulevart du Temple giebt den Leichenzug, und den goldpapierbeklebten Wagen, die Nationalgardiſten, und die Waffentrophäen aus dem Kaiſerreiche, die Gypsſtatuen der alten franzöſiſchen Könige, und der tapfern Marſchälle Napoleons giebt das bei der wirklichen Feier gebrauchte Pferdegeſchirr, giebt den Dom der Invaliden ſogar und ſeine ganze blendende Trauerpracht für wenige Sous. Und das Alles in einem wohlgeheizten, ſoliden, und keinem Nord-

winde ausgeſetzten Schauſpielhauſe. Man ſollte den Director zur wohlverdienten Belohnung in die Akademie française aufnehmen. Beim Aufrollen des Vorhanges befinden wir uns glücklich, nachdem wir, ohne die leiſeſte Ahnung davon gehabt zu haben, den Ocean durchſchnitten, mitten auf dem wellenumbrauſten Marterfelſen St. Helena. Wir ſehen das „Vallée du Tombeau," und die Ausgrabung der Kaiſerleiche. Die Scenerie iſt gut gemalt, und wird natürlich von den in heiliger Stille daſitzenden Maſſen mit gierigen Blicken verſchlungen. Der zweite und dritte Act zeigt die Abfahrt der „Belle-Boule," und dann die Landung in Cherbourg. Ein bewegliches Panorama zieht hier vor den ſtarrenden Augen hin, mit den reizendſten Küſtenpunkten der Fahrt bis an die Brücke von Neuilly. Die Anſicht von Havre ward von den Decorationsmalern ganz vortrefflich ausgeführt. Hier kommt die Flotille der Dampfböte, der Sarg wird auf eins derſelben geſchafft, und wir fahren weiter, wir ſehen Rouen, und endlich Courbevoie. Der vierte Act ladet uns ein, die Leiche Napoleons von Neuilly bis an die Pforte der Invaliden zu begleiten. Wir folgen gern, wenn auch von einem tieffreſſenden Schauer gepackt, denn es liegt eine widerliche Wahrheit in dieſen wüſt zuſammengewürfelten Bühneneffecten. Ich wußte mir in der erſten Stunde nicht klar Rechenſchaft zu geben, ob dies Alles Ernſt, Parodie, Trauer oder Hanswurſtgelächter ſein ſollte. Heute freilich bin ich feſt überzeugt, daß es nichts als die Paro-

die einer Parodie war. Den Feierlichkeiten des 15. Decembers war der Stempel des Komödiantenweſens ſo unverkennbar eingemarkt, daß man gar nicht berechtigt iſt, Befremden und Entrüſtung zu zeigen, da ſie nun die Beute der Spectakelſtück-Fabrikanten, und der Decorationspinſel geworden. Der kleine Thiers hatte einen grandioſen Gedanken gedacht. Schade, daß er ſo jämmerlich verhunzt ward in der Ausführung!

Nichts mehr vom Theater heute. Ich will lieber, um ſeltſam beängſtigende Grillen zu verſcheuchen, von einem luſtigen Gegenſtande reden — von der franzöſiſchen Akademie. Victor Hugo ward endlich nach jahrelangem Streben, Hoffen und Entſagen, Akademiker. Die alte Cabale Scribe's und Delavigne's und Anderer iſt durch dieſe Wahl, in allen Blättern als ein höchſt wichtiges Ereigniß behandelt, für immer entwaffnet, und mit ſchamrothem Antlitz nach Hauſe geſchickt. Die Titanenſchlacht der Claſſiker und Romantiker iſt entſchieden. Hugo ſitzt, in der Hand den Blitz ſeiner Verſe, ein majeſtätiſcher Jupiter, auf dem achtunddreißigſten der unſterblichen Lehnſtühle. Der Aeropag der franzöſiſchen Literatur geht großen Erſchütterungen entgegen. Er fühlt es in ſeinem tiefſten Marke, der Letzte ſeiner Aufgenommenen iſt ſein vom Genie gekrönter Herr und Meiſter. Daher dies lange Sträuben und Zögern, daher dies kleinliche Spüren nach Mängeln und Schwächen des Dichters. Aber die Akademie hatte in der Mehrzahl ihrer Mitglieder begriffen, daß ihre alte Stellung

nicht wohl mehr haltbar war. Der zweihundertjährige Körper war welk und ſteif geworden. Man mußte ihm junges, heißes Blut einimpfen, wollte man ihn nicht gänzlich abſterben ſehen. Die Akademie hatte längſt aufgehört, eine Autorität im Freiſtaate der Literatur zu ſein. Nicht ein Mal ihr „Dictionnaire“ hatte ſich auf der Höhe ſeines ehrwürdigen Rufes erhalten. Höchſtens galt er bei den Epiciers noch etwas, denn er iſt ſchwerfällig, wie die Akademie ſelbſt, und fiel, im eigentlichſten Sinne des Wortes, bei jenen Helden von Tüten und Streuzucker, ſchwer in's Gewicht. Faſt ſcheint es, als repräſentire Hugo in dieſem Augenblicke das ganze, neuverjüngte Inſtitut Richelieu's.

Ganz Paris ſpricht für den Augenblick von dem Prozeſſe und der Verurtheilung des Abbé Lammenais. Bald nach den jüngſten Arbeiterunruhen erſchien ſeine Schrift: „Le Pays et le Gouvernement,“ über welche ſich auch die deutſche Preſſe bereits genügend ausgeſprochen. Neben den grellſten Uebertreibungen, den wüthendſten Ausfällen gegen die beſtehende geſetzliche Ordnung der Dinge, findet ſich manches tiefgedachte und zeitgemäße Wort — das läßt ſich nicht läugnen. Aber das Miniſterium war im vollkommenſten Rechte, dieſe gefährliche Brochüre confiſciren und ihren Verfaſſer vor das Zuchtpolizeigericht laden zu laſſen. Da die Septembergeſetze einmal beſtehen, ſo mußte es ihm diesmal auch der Mühe werth ſcheinen, ſie in Anwendung zu bringen. Dergleichen haßgeſchwän-

gerte Büchelchen haben einen ungeheuren Einfluß auf den Ideengang der Menge. Sie werden in zahlloſen Exemplaren gedruckt und auch verkauft, da ihr Preis äußerſt gering iſt. Sie ſtacheln die Maſſen ſo gefährlich auf, daß ſie wie eine mit gewaffneter Hand losbrechende Emeute wirken könnten.

Nie zuvor ſah ich in dem geräumigen Saale der Police correctionelle eine ſo große und ſo gierig jedes Wort des Anklägers wie des Vertheidigers einſaugende Hörermenge, als am letzten Sonnabend, dem Tage des Lammenais'ſchen Prozeſſes. Der Saal darf ſtolz auf dieſen Tag ſein. Er ſah, außer dem berühmten Verfaſſer der „Worte eines Gläubigen," Hauptperſon des intereſſanten Schauſpieles, auch Chateaubriand auf ſeinen rohen Holzbänken. Ich möchte wiſſen, welche Sympathieen dieſe beiden ſo heterogenen Geiſter verbinden können? Die Blicke der Anweſenden flogen abwechſelnd von den feingeſchnittenen, hagern Zügen Lammenais auf die, trotz des hohen Alters noch volleren, blühenderen des geiſtreichen Vicomte, deſſen Mémoires d'Outre-Tombe einſt gewiß wichtige Aufſchlüſſe über ihn und ſeine Zeit geben werden. — Der Präſident des Tribunals hatte unendliche Mühe, der Jury ihre von den eingedrungenen Maſſen uſurpirten Plätze wiederzugeben. Einige hundert Perſonen wurden endlich von den Gensd'armen und Munizipalgarden kurzweg aus dem Saale geſchafft und die Verhandlungen begannen. Der Deputirte Mauguin, einſt Beſitzer

des die Intereſſen der Armee und der Napoleoniden vertretenden „Commerce,“ hatte die Vertheidigung Lammenais übernommen, aber er führte ſie mit wenigem Glück. Freilich war ihm ſein Gegner, der Generaladvokat Partarieu-Lafoſſe, ein junger, äußerſt gewandter Themisdiener, mehr als gewachſen. Er wußte, vielleicht ein wenig zu ſchlau für einen Repräſentanten der höchſten Staatsbehörde, den Prozeß auf doppeltem Boden ſpielen zu laſſen. Er griff nicht nur die Prinzipien der confiscirten Brochüre an, ſondern geißelte obendrein die literariſche Inconſequenz des Vorgeladenen. Er wollte ihn von der Höhe ſeines Rufes ſtürzen, um in dieſer Hinſicht etwaige Scrupel der Jury zu beſeitigen. So hielt es Herr Partarieu-Lafoſſe denn für äußerſt nothwendig, eine Parallele zwiſchen den Schriften Lammenais aus dem Jahre 1828 und den ſpätern zu ziehen. Die „Mélanges“ und die „Affaires de Rome“ nahmen ſich allerdings ziemlich ſonderbar neben einander aus. Aber trotz aller Achtung vor dem redneriſchen Talente des Generaladvocaten wird ihn Niemand für competent halten, die Inconſequenz in den ſchriftſtelleriſchen Leiſtungen eines Lammenais auf der eiſigen Wagſchale der Juſtiz abzuwägen. Er huldigte, es iſt wahr, in den erſten Jahren der Reſtauration dem Prinzipe des unbeſchränkteſten Abſolutismus, während er heute vielleicht der beredteſte Vorfechter der Demokratie iſt. Er allein weiß, wie ſein in jedem Falle bedeutender Geiſt die Kluft, welche zwiſchen dieſen beiden Punkten liegt, über-

ſpringen konnte. Mit ſeinem Gewiſſen und ſeinem Publicum, nicht aber mit der Pariſer Police correctionelle hatte er in dieſer Hinſicht zu rechten. Und man darf an die Aufrichtigkeit ſeiner jetzigen Geſinnung glauben! Das Manœuvre des Generaladvocaten ward mit Erfolg gekrönt. Die Jury erklärte den Abbé für ſchuldig, und zweitauſend Franken Strafe wie einjähriges Gefängniß wurden ihm zuerkannt. — Die öffentliche Meinung hatte den feſten Glauben an eine Freiſprechung kund gegeben. Je herber nun die Täuſchung war, um ſo wärmer war daher die Sympathie für den berühmten Verurtheilten. Chateaubriand drückte ihm beim Verlaſſen des Saales theilnehmend die Hand, eben ſo Garnier Pagés*, David, der geniale Bildhauer, Cormenin, welche den Verhandlungen beigewohnt hatten. Deputationen der Schulen verfügten ſich in dieſen Tagen, mehrere Tauſend ſtark, in die Wohnung Lammenais und proteſtirten gegen den Urtheilsſpruch, den ſie einen Act du Pouvoir nennen. Dieſe Manifeſtationen aber, die bereits einen Federkrieg zwiſchen einem miniſteriellen und einem Oppoſitionsjournale veranlaßten, machen keinen Vernünftigen irre. Die Jury mußte, wollte ſie nach ihrem Gewiſſen entſcheiden, ein Schuldig

* Jener bekannte, körnige Deputirte der äußerſten Linken, der, wie ich während der Reviſion dieſer Briefe aus den Journalen erſah, die Rednertribune des Palais Bourbon bereits mit dem ſtummen Grabe vertauſchen mußte.

ausſprechen, das Tribunal alſo verdammen. Vielleicht wäre es rathſamer geweſen, in einem ſolchen eigenthümlichen Falle, der die Juſtiz mit den Sympathieen vieler Tauſende in Conflict brachte, nicht gerade das Maximum der Strafe eintreten zu laſſen. —

Zweiter Brief.

25. Januar.

Am zwanzigsten Januar dieses neugebornen Jahres 1841 Nachmittags 4 Uhr, zehn Minuten, zwei Secunden, bei stiller Luft und in einem noch stillern Lesecabinet des Palaisroyal machte ich eine wundersame Entdeckung. Ich hoffe, sie wird auf dem Rosse der deutschen Presse Germanien im Fluge von Nord nach Süd, von Ost nach West durchjagen wie das musikerstickte Rheinlied Nikolas Becker's. Ich hoffe, die dankbare Mitwelt wird mir dafür — freilich eine beispiellose Auszeichnung in unserm Jahrhundert — noch im Leben einen Berg zum Denkmal setzen und mich erst nach meinem Tode verhungern lassen. — Doch die Entdeckung! die Entdeckung! höre ich einige Leser ungeduldig rufen. La voilà: Ich bin stolz, wie Christoph Columbus, als er den kühnen Fuß auf den jungfräulichen Boden der neuen Welt setzte, sagen zu können:

hier in dem geräuschvollen Paris habe ich den „Bazar," Beiblatt zum schwäbischen Mercur, entdeckt. Ich weiß nicht gleich, wer den Mercur — nicht etwa den in Stuttgart, sondern den am Himmel — entdeckt hat, aber was ist sein Verdienst im Vergleich zu dem meinigen! Hört, Ihr Priester dieses verfaulten, ungeziefer-reichen Tempels, Literatur genannt, der Herr spricht zu Euch aus meinem Mund, von den Höhen des Montmartre, und verkündet Euch ein Orakel, das er selbst der „Zeitschriftenmusterung" Theodor Hell's nicht mitgetheilt. Dem „Bazar" ward eine prophetische Sendung auf Erden. Er wird Geist und Gestalt der heutigen Literatur — freilich eine herkulische Stallreinigung — regeneriren. Leset die ersten Nummern jenes Blattes und Ihr werdet mit mir rufen:

Ein Gott verzieh uns jede Federsünde,
Der Geist erstand aus langem Todesgrau'n,
Am elften Jänner, neunzehn hieß die Nummer,
Konnt' jedes Auge schwarz auf weiß ihn schau'n:
Geboren ward in Schwaben's Rebenau'n
Das Blatt, gedruckter Balsam für den Kummer,
Der um die deutsche Muse uns verzehrt — —
Nun endlich ist der bitt're Kelch geleert.

Hier einige Zeilen aus jener Nummer Elf:

„Der Hochzeitstag zuckte mit entzückengeröthetem Gesichte aus der Ferne in Emiliens rosenfarbenes Leben herein, umhängt von goldenen Himmelsschlüsseln. Sie war so glücklich, einmal mit dem stillen Bräutigam in der Abenddämmerung vor die Stadt zu wandeln, Arm in

Arm; hochklopfendes Herz am blauen Frack Er hatte sich einmal sogar einen heimlichen Kuß erlaubt und darauf gesagt: Wir werden Regen bekommen, meine Hühneraugen prophezeihen anderes Wetter." — — — — — — —

Nicht nur die Worte, sogar die Punkte, das Semikolon und die Kommata sind auf das Gewissenhafteste dem Originale nachgeschrieben, wie sich Jedermann überzeugen könnte — doch hoffentlich zweifelt Niemand an meiner Wahrheitsliebe. Nun aber, lieber Leser, nimm geschwind ein Abonnement auf den „Bazar," sollte er anders noch existiren, wenn diese Blätter Dir in die Hände fallen, und rufe mit mir:

„Die Dummheit ist die höchste Poesie!"

„Glauben Sie mir, Sie irren."

„Glauben Sie mir, ich irre nicht."

„Sie haben Unrecht."

„Ich habe Recht."

„Geben Sie mir Beweise."

„Gern; kommen Sie mit mir zu zehn deutschen Literaten, zu sonstigen Leuten selbst, die ihn auf das Genaueste kennen und Alle werden meine Behauptung bekräftigen."

„Aber die Augsburger Allgemeine?"

„Schätze ich außerordentlich, halte sie für das umsichtigste und reichhaltigste politische Blatt Europa's, aber auch sie kann Irrthümer aufstellen. Le roi regne et ne gou-

verne pas, die Augsburger Allgemeine wird überall gelesen, aber sie kann das Falsche nicht wahr machen."

„Das paßt etwa, wie die Faust auf's Auge. Und Heinrich Laube? Ich sagte Ihnen schon, daß er den Artikel geschrieben."

„Möglich, aber das beweis't nichts."

„Wie? wird er eine solche Unwahrheit, in einen warmen Panegyricus-Pelz gehüllt, in die weite Welt hinaus schreien?"

„Er ist sein warmer Freund, wie die weite Welt weiß. Sie haben ohne Zweifel einmal Schiller's Bürgschaft in der Schule declamirt. Sie kennen also die ungeheuren Opfer, welche der Freund dem Freunde zu bringen vermag."

„Hm! hm! hm! Unmöglich!"

„Ha! ha! ha! ganz positiv möglich, sage ich Ihnen." — So etwa disputirte ich in letzter Woche, an einem sonnenhellen Nachmittage mit einem deutschen Freunde, als wir eben mit hastigen Schritten die winterlich verödeten Alleen des Tuileriengartens durchmaßen.

Wir trennten uns nach diesem, für den Leser noch etwas unverständlichen Zweigespräch. Es hätte leicht Anlaß zu einem Zweikampf werden können, denn wir beharrten Beide mit eiserner Sicherheit auf unserer respectiven Meinung. Am folgenden Morgen ward meine Thür aufgerissen und derselbe deutsche Freund, der, wie ich rasch bemerken muß, kein Literat ist, stürzte in Unmuth herein.

„Hol' Sie der Teufel," rief er, wild den Hut auf einen Stuhl werfend, „Sie haben Recht."

„Hm, hm?" fragte ich sehr ruhig, „zogen Sie Erkundigungen ein?"

„Zum Henker, ja. Hans und Peter und Christoph und Jürgen sagten mir: Heinrich Heine schrieb in seinem Leben keine Zeile französisch für den Druck und wird es nimmer thun, aus dem einfachen Grunde, weil er's nicht kann und nimmer können wird. Löwe-Weimars hat die Reisebilder und der Schweizer A. Specht, der so fleißig für den „Artist" schreibt, der hat die anderen französisch erschienenen Schriften H. Heine's recht glücklich übertragen. Der letztere selbst hat diese Uebertragungen mit dem deutschen Originale verglichen, das ist Alles. So belehrte man mich überall, überall, und setzte hinzu, der „Besuch bei George Sand" in den letzten Dezembernummern der Allgemeinen ist höchstwahrscheinlich in doppelter Beziehung unter H. Heine's Anleitung gemacht worden."

„Auch möglich," lachte ich „aber behaupten will ich's nicht. Ich nahm mir so eben vor, unseren Streit von gestern und unser heutiges Gespräch in einen meiner „Pariser Briefe" zu setzen, und da ich gewohnt bin, was ich schreibe auch zu unterzeichnen und zu verantworten, so könnte ich mir leicht böse Händel durch eine solche verdächtigende Behauptung zuziehen."

„Wie kann man nur dem gutmüthig-glaubenden

Publicum dergleichen Verir-Nasen aufbinden wollen," eiferte mein Freund weiter. Behauptet der Mann da in den wehrlosen Spalten der ehrwürdigen Augsburger Allgemeinen: „„H. Heine hat die meisten seiner Schriften in's Französische übersetzt, mit solcher Sorgfalt, mit solchem Geschmack für das intimste französisch, daß den Sachen aller Anschein von Uebersetzung ausgehobelt, ausgebürstet ist."" Das wäre nun im Grunde weiter nichts als das gerechte, nur deplacirte Lob einer allerdings trefflichen Uebersetzung, aber was mich am tollsten ärgert, ist die gleich folgende Phrase: „„H. Heine ist bei mancher allgemein interessanten Veranlassung von vornherein französisch aufgetreten, so daß der deutsche Ausdruck dafür erst später entstanden oder erschienen, ja oft gar nicht entstanden oder erschienen ist."" Sehen Sie, ich schätze Heine, den Schriftsteller, trotz seiner unzähligen Widerlichkeiten und Extravaganzen, so hoch, daß ich unsere guten deutschen Ansprüche auf ihn und seinen Capital-Witz, durch seine vermaledeite Eitelkeit, als französischer Schriftsteller gelten zu wollen, nicht im Geringsten geschmälert sehen möchte. Er ist trotz aller seiner Unarten, trotz seiner Feinde, trotz seines bodenlosen Leichtsinns in jenen Persönlichkeiten gegen die harmlosesten Bürger der Christen- und Judenheit und selbst trotz seines jüngsterschienenen Pamphlets, „über Börne" betitelt, noch immer groß genug, um so luftiger Kunststückchen, Aufsehen in der Welt zu erregen, nicht zu

bedürfen. Möge er diese jenen Burschen ohne Namen und Namen, den Herren X. Y. Z. u. s. w. überlassen."

„O, mein Freund!" sagte ich meinem noch so kindlich naiven Landsmann, „wenn man, wie ich, anderthalb Jahre lang Zeitungssetzer war, wenn man so manche liebe lange Nacht an dem melancholischen Schriftkasten mit dem Verkörpern der politischen und sonstiger Lügen zugebracht, ganz wie die kleinen, emsigen Gnomen tief unten in den finstern Erdschachten das verführerische Erz fabriciren, dann wundert man sich nicht mehr über Schriftstellergrillen und Journalpuffs. Uebrigens muß es ziemlich lange her sein, seit Sie die Bibel und den Bossuet gelesen, sonst würden Sie sich besser des ziemlich bekannten Satzes erinnern: „„Eitelkeit der Eitelkeiten, Alles ist eitel!"" —— warum sollte also Heinrich Heine eine Ausnahme machen?" —

Was mich betrifft, ich kenne H. Heine kaum und wollte nur der Wahrheit die Ehre geben, indem ich ihn und sein angebliches französisches Schriftstellerthum hier in Erwähnung brachte. Der „ungezogene Liebling der Musen" ist übrigens der Gefahr ausgesetzt, binnen einigen Jahren auch die leiseste Spur eines poetischen Aeußern im Fette zu verlieren. Sein Witz bekommt einen dicken Bauch, schrieb einmal Jemand, und ich zweifle sehr, daß er das Zeichen einer gesegneten Leibesfülle ist. Sein tiefblondes Haar wird dabei immer unordentlicher, sein etwas scheublickendes graublaues Auge immer kurzsichtiger und in seinem ursprünglich sehr geistreichen Gesichte mit den feinge-

schnittenen, sarkastischen Zügen tauchen hier und da böse, philisterhafte Fernrunzeln auf. Dennoch ist er oft, sehr oft leider, kränklich und nur der Gebrauch der Seebäder stellt im Sommer seine im Winter in Paris angegriffene Gesundheit einigermaßen her.

Nie werde ich übrigens den Abend des Sommers 1839 vergessen, an dem mich mein als geistreicher Pariser Correspondent wohl bekannter Freund A. Weill, mit dem ich Arm in Arm über den Boulevard des Italiens schlenderte, dem uns begegnenden Verfasser der „Reisebilder" vorstellte. Er gab mich als einen Naturdichter und ich gestehe, mich überlief ein leiser Schauder von der äußersten Haarspitze bis zur letzten Linie der Zehen, denn ich kenne in dem ganzen dickleibigen Wörterbuche der deutschen Sprache kein unsinnigeres Wort als dieß: „Naturdichter," als ob man auch ohne Natur und ohne durch die Natur allein Alles geworden zu sein, nur der Schatten des Schattens eines Dichters sein könne. Und ein solches Wort in Gegenwart des schneidendsten Sarkasm, des schonungslosesten Witzes ausgesprochen! Indessen, nach einigen gleichgültigen herkömmlichen Wechselreden legte H. Heine die Hand auf's Herz und seufzte tief, recht tief auf. Ich, mit meinen unseligen, dummen Illusionen, dachte, die rothe, flammende Sonne, welche er, (der Dichter ist ja im Grunde das Selbst, das einzige Modell aller seiner Gestaltungen), laut dem „Buch der Lieder" als Herz in der Brust trägt, hätte ihm

ein Loch in die Haut und in den Rock gebrannt. Schon wollte ich: „Au feu!“ rufen, als Weill fragte:

„Was haben Sie, Herr Doctor?“

„Zu viel gegeſſen,“ antwortete der mit einem abermaligen überſatten Seufzer, indem er den Rock aufknöpfte; „ich komme aus dem Palaisroyal.“

Ich zupfte meinem Freund am Arm. Wir empfahlen uns und in mir kicherte ein höhniſcher Dämon, die Verſe verunſtaltend, die mich einſt ſo entzückt hatten. Er declamirte:

„Groß iſt das Meer und der Himmel,
Doch größer iſt mein Magen.“

Seit jenem Abende, zwei Jahre faſt, ſah ich Heine ſehr oft, aber ich redete ihn nie an und würde es nie thun, bliebe ich bis an mein ſeliges Ende in Paris. Er ſoll, obwohl von Herzen gutmüthig, äußerſt ſchroff gegen unbekannte Deutſche ſein, mit einigem Grunde, wie ich gern glauben will, denn Der und Jener hat ihm ſein freundliches Nähertreten mit ſchmutzigen, heimtückiſchen Zeitungsartikeln gelohnt. Ich aber bleibe in meiner Armuth gerade dem Reichen gegenüber am ſtolzeſten und unabhängigſten. Ich will lieber ſtumm und von fern eine Größe bewundern, als mich, klettengleich, an ſie hängen, — — damit meine Feder die Wahrheit ſchreiben kann, wenn ihr gerade die Luſt dazu kommt. So z. B. darf ich hier bemerken, daß Heine, nach meiner Ueberzeu-

gung, in seinem ganzen Leben nichts weniger als Democrat war. Er nahm die Maske des Democratismus vor, um sich rasch ein Publicum zu erjagen, um pikant dazustehen und, mit Hülfe seines originellen Talentes, erreichte er seinen Zweck vollkommen, vollkommener vielleicht, als es ihm heutzutage lieb sein mag. In jenem vielbesprochenen Buche über Börne — das höchstwahrscheinlich ohne die Feinde Heine's spurlos vorübergegangen wäre — ist die Maske bereits bedeutend zerrissen und verschoben. Die Zeit hat sie zermürbt und für den Träger lästig gemacht. Man zweifle nicht, sie wird über kurz oder lang ganz sinken. Die beiden Aufsätze in der „Zeitung für die Elegante Welt" über das Heine'sche Buch haben uns hier auf das Höchste interessirt. Jakob Kaufmann muß noch ein sehr junger Mann, aber bereits ein „Charakter" im echtesten Sinne des Wortes sein. Ein edler Zorn wogte und glühte in seinen Zeilen, wie siedendes Blut. Der „verruchte Harfenspieler," in den „Reise-Tagebuchsblättern" verrieth unverkennbar die eisenschwere Hand Kühne's. Sie hatte dießmal wieder furchtbar sicher getroffen. Das Wort brachte eine ungeheuere, fast unheimliche Wirkung auf mich hervor; es schwirrte und summte mir Wochenlang in den Ohren. —

Dritter Brief.

1. Februar.

George Sand's neueſter Roman: „Le compagnon du tour de France," in den letzten Wochen des verfloſſenen Jahres erſchienen, iſt ſeit lange vergeſſen und verſchollen. Ich zweifle, daß der verſprochene Schluß an das Licht der undankbaren Welt treten wird. Mir gefiel der Stoff recht wohl, den ſie behandelt, oder vielmehr, den ſie behandeln wollte, denn das Fremdartige in ihm ſtand ihr wild und ſtarr wie Felsmaſſen gegenüber — ſie konnte ihres Stoffes nicht Meiſter werden. Daher gab ſie dießmal, ſie die Künſtlerin mit dem glühenden Pinſel, ſtatt der Charaktere, welche ſie zeichnen wollte, höchſtens ſchwache Schattenriſſe. — Die Sand iſt Republicanerin und eine aufrichtige, deſſen ungeachtet aber kennt ſie das Volk nicht. Der Titel ihres neuen Werkes ließ einen jener „Romans d'exception" vermuthen, welche dann und wann aus dem

geschäftigen Dunkel der Druckereien hervortreten, um durch die Urfrische, durch das Eigenthümliche ihres Sujets in wenigen Tagen hunderttausende von Lesern zu finden und, was mehr ist, zu befriedigen. Die ewigen Schilderungen der eleganten, langweiligen, lügnerischen Kreise, welche wir in einer Art gutmüthiger Ironie „die Welt" nennen, ermüden Auge und Geist. Sie führen immer wieder auf die Fragen zurück: Ist die Gesellschaft, die Gesellschaft in weitester Bedeutung des Wortes, denn so arm an Minen und Quellen, um den Dichter zu zwingen, immer und immer denselben Schacht, dieselbe Strömung auszubeuten? Liefert sie ihm nicht in allen ihren Regionen Gold, Marmor und Erz, seine flüchtigen Kinder, die Ideen, rasch in feste Gestaltungen zu verkörpern? So etwas fühlte und sagte sich die Sand. Nun wollte sie das Volk zeichnen, das Volk mit dem allmälig aufdämmernden Bewußtsein seines Sclavenseins, das Volk mit dem schneidenden Wehe und den leisen Hoffnungen auf Befreiung und Erhebung. Sie erkannte, sie, das Genie mit dem Seherblick — das Genie allein ist Prophet in unserer Zeit — sie erkannte, daß im Herzen dieser dunkeln Massen, die bisher nur so wenige beredte Organe vor dem Tribunale der Menschheit gefunden, deren Sprache bis auf die jüngste Zeit nur ein drohendes Murren war, — der Keim der Zukunft verborgen liegt.

Unter der rauhen Borke dieses wildaufgeschossenen Baumes kochen und gähren gewaltige Lebenssäfte. Diese star-

ten Arme, dieſe ſchwieligen Hände, dieſe von Sonne, Wind und Wetter braungefurchten Stirnen traf bereits ein Strahl der Erkenntniß, wenn auch bleich noch und matt gebrochen, wie die erſterbenden Töne eines Liedes, das aus weiter, verlorner Ferne herüber zittert. Dichter, Bildner, Künſtler jedes Faches endlich brauchen nur das Auge zu öffnen, nur die Hand auszuſtrecken, um in dieſem Gebiete, wild, aber auch reich wie die Urwälder Amerikas, Stoff und Form für herrliche Werke zu finden. Freilich muß man groß ſein, um ſich mit Erfolg an große Gegenſtände zu wagen. Die Sand unterlag für dieß Mal im Kampfe mit ihrem Sujet, aber, hoffen wir es getroſt, bald wird ſie das Feld als Siegerin verlaſſen. Ihr literariſches Leben theilt ſich bekanntlich in zwei ſcharf von einander geſchiedene Epochen. Die erſte war die des Zornes, der Oppoſition, die zweite die der Beruhigung, des Glaubens. Sie zürnte über die zähen, durch die Zeit faſt geheiligten Verkehrtheiten der Geſellſchaft, ſie lehnte ſich mit allen brauſenden und ſchäumenden Kräften der Jugend, des Genies gegen dieſe auf, aber, was die Kritik in ihrem breiten, beſorgten Eifer immer geſchwatzt haben mag, ſie ſprach nie eine lächerliche Verdammung gegen die Geſetze der Ehe aus. Zerriſſen in ihrem tiefſten Innern, mißvergnügt über eine Vergangenheit, voll von Täuſchungen und bitterm Zwange, wollte ſie eine Erweiterung der Rechte der Gattin, eine ſichere Feſtſtellung ihrer Pflichten, dem Gatten gegenüber. Nur die Feigheit,

die Charakterschwäche verfolgte George Sand in allen ihren Schriften mit stürmender, unerbittlicher Feder. Wie oft citirten die Kritiker, zum Beweise ihrer anschuldigenden Behauptungen „Jacques!" Die Verfasserin sollte hier von der Grundidee ausgegangen sein, die Unmöglichkeit der Ehe der Welt darzulegen. Und was ist denn nun eigentlich die leitende Idee des Ganzen? Ein moralisches Axiom, eine einfache Wahrheit, von der Sand selbst in den Worten zusammengefaßt: La faiblesse tue la force, parceque la faiblesse veut jouir et vivre, parceque la force sait renoncer et mourir. In der That, George Sand schätzt über Alles eine energische, willensstarke und thatkräftige Natur. Weiß man denn jenseit des Rheins, daß diese vielgefürchtete Zerstörerin, diese angebliche Erzfeindin aller ehelichen Verbindungen der eifrigste und unermüdlichste „faiseur de mariages" im Departement der Seine ist? Sie hat ein ganzes Heer ihrer Freunde und Freundinnen unter Schlafmütze und Haube gebracht und, schenkt ihr der liebe Gott nur Gesundheit und Leben, so wird sie auf diesem Felde noch Großes verrichten, die Statistik der Bevölkerung Frankreichs noch um einige Zehner vermehren. Wer weiß, ob sie nicht selbst, sobald Herr Dudevant, von dem sie nicht eigentlich geschieden, gestorben sein wird, ein zweites Eheband eingeht? — George Sand ist klein. Sie oder Er, wie man eben will, hat Anlage zur Fettigkeit, ist hastig, fast ungestüm in allen Bewegungen, so daß sie einen Gegenstand eher packt als

ergreift. Hände und Füße ſind von auffallender Formanmuth und Kleinheit. Ihr längliches, bleiches Geſicht iſt geiſtreich, aber faſt ohne eine Spur früherer Schönheit, nur das Auge blieb von überraſchendem Feuer, groß, neugierig, aber in einer Art von unruhigem Stolze beſtändig bewegt. Zu beiden Seiten der Schläfen deuten ſtark hervortretende Runzeln auf die Anſtrengung des Nachdenkens, auf körperliche Erſchöpfung. Nicht ein einziges der vielen Portraits der Sand iſt ihr ähnlich. Selbſt das bekannte vielgerühmte von Calamatta giebt nur einige flüchtige Züge ihres Geſichts wieder, überdieß gab er uns die Dichterin der „Lelia" eher dem Weinen nahe, als ſinnend, wie es ſeine Abſicht geweſen zu ſein ſcheint. Die Perlenſchnur, welche auf dieſem Bilde ihre Stirn umſchlingt, iſt dagegen nicht etwa überflüſſiger Schmuck, ſondern vollkommen charakteriſtiſch. Denn die Sand trägt die hohe Stirn nie gänzlich frei, gleichals müſſe ſie fortwährend um die innenglühenden Gedanken eine freundliche Feſſel legen, ſie ſchmückt ſich überhaupt gern mit Perlen, Gold und Blumen — auch hierin iſt ſie ganz Weib. Die üppigen Wellen ihres ſchwarzen Haares fluthen gewöhnlich auf ein langes weißes Kleid nieder. Sie iſt anſpruchslos, ſympathiſirend für alle wahren Größen der Zeit und eben dieſe willige Anerkennung der rivaliſirenden Geiſter ſchützte ſie — eine ſeltene Ausnahme — vor Haß und Eiferſucht der ſogenannten Schulen. In der That, ſie bewundert das

Schöne, von welcher Hand es ihr immer kommen mag, sie stellt ihre Verehrung nicht unter den Scheffel, obwohl mit satyrischer Schärfe alle übertriebenen Pretentionen züchtigend. Sie trägt ihren großen Namen mit würdevoller Einfachheit.

Vierter Brief.

Den 8. Februar.

So wäre es denn entschieden! Was? S'il vous plait? wird man fragen. Ei, das große Vorhaben des Tages, oder der Wochen, oder der Monate vielmehr, das Räthsel, dessen Sphinx Herr Thiers war — die Befestigungsfrage. Unwiderruflich entschieden! und endlich wird der unbarmherzige Hagel der Behauptungen, der Entgegnungen, der Hypothesen, Berechnungen und Verneinungen aufhören, der aus dem Schoße dieser Frage überall, und zu jeder Zeit auf den Unschuldigsten einschlug. In den letzten zehn Tagen, während der Lust- und Nothreden der Herren Deputirten, konnte man, obwol weit und breit nicht der magerste Schatten eines Feindes zu entdecken war, dennoch im eigentlichsten Sinne des Wortes in den zukünftigen Befestigungswerken von Paris sterben. Man trat in einen Salon, in dem man Zerstreuung, oder mindestens Gelegenheit zum Beobachten zu finden hoffte.

„Was denken Sie von der gestrigen Thiers'schen Rede?" schreien sechs Stimmen im Chorus dem Eintretenden entgegen.

„Daß sie zu lang war."

„Zu kurz! wollen Sie sagen;" rufen erbittert die Fragenden, „noch zehn Minuten hätte er sprechen sollen, und schon heute wäre Alles beseitigt." Man saß, friedlich gesinnt, wie das „Leipziger Tageblatt," im Caffeehause, schlürfte behaglich den braunen, dampfenden Nectar, und dachte an Dies und Jenes, oder dachte an gar nichts, gleichviel.

„Halten Sie nicht auch Paris für das Hirn Frankreichs?" fragt plötzlich zur Rechten ein dröhnender Baß. Il n'y a pas moyen de vivre sans cerveau!

„Recht, ganz recht," ruft man schnell, um jeder näheren Erörterung dieses medicinischen Axioms vorzubeugen. Da schreit man zur Linken:

„Paris ist etwas, aber nicht Alles, nicht das ganze, reiche, muthige Frankreich. Paris kann sich achtzehn volle Monate, gegen eine Belagerungsarmee von einer halben Million, halten."

„Nicht einmal drei Stunden gegen tausend Mann, eifert ein Dritter."

„Paris kann Lebensmittel für zehn Jahre in seinen Magazinen bergen," schwört ein Freund der Befestigungen.

„Schon nach der ersten Woche wird es Mehl aus Ziegelsteinen machen," ruft ein Anti-Befestiger, „in Montfaucon Jagden anstellen, um sich Rattenbeefsteaks zu ver-

ſchaffen, und dennoch unſchuldige Frauen, achtzigjährige Greiſe und Säuglinge an der Mutterbruſt ſchlachten müſſen."

„Bah, die Nationalgarde allein reicht hin, die Mauern und Wälle zu vertheidigen; die Truppen machen Ausfälle, und holen Proviant." — „Die Nationalgarde patrouillirt, aber ſie ſchlägt ſich nicht," parodirt der Gegner. — Paris — doch genug, dieſe Pröbchen der Wiederſpiegelung der geiſtreichen Kammerdebatten werden den Leſern hinlänglich beweiſen, wie drohend die eben angedeutete Lebensgefahr geweſen. Heute nun, drei Tage nach jenem höchſtwahrſcheinlich welthiſtoriſchen Votum, ſpricht und disputirt keine Seele mehr über die Feſtungswerke. Alfred de Vigny ſagt irgendwo im „Stello": Quand une chose est decidée je n'y pense plus. So gerade denkt dies vergeßliche, witzige, plappernde Völkchen der Pariſer, aber nicht, wie jener große Schriftſteller, in feſtgeſchmiedeter Lebensphiloſophie, ſondern einfach aus purem Leichtſinn.

Ueberdies leben wir wieder in jener Epoche des Jahres, die mit freundlicher Deſpotie die Gedanken von Jung und Alt von allem Ernſten ablenkt, und in die Kreiſe der Luſt und Ausgelaſſenheit führt — im Carneval. Die Worte Tanz und Maskenjubel ertönen pour le quart d'heure im Pallaſt, wie in der Hütte und neben den Bällen, den Thés Dansants, den Spiel- und Unterhaltungsſoiréen graſſirt gegenwärtig eine eigenthümliche und ſehr langweilige Art von Abendzerſtreuungen, Soirées

scientifiques genannt. Was kann die Wiſſenſchaft mit den Pariſer Schwatzzirkeln gemein haben? dürfte man fragen. Nichts und entſetzlich viel. Sie iſt in der Mitte dieſer eleganten Herren mit den ausgearteten Backenbärten und dieſen zierlichen Dämchen mit den ſchwarzen, koketten Augen, eine todte, hirnloſe Holzpuppe, aber ſie geberdet ſich nichts deſtoweniger immer dummvernünftig, etwa wie ein Vaucanſon'ſcher Automat. Denn die Leutchen ſpielen eine verzweifelt luſtige Komödie. Sie ſtellen ſich von 9 Uhr bis Mitternacht, mit einer Schauſpielkunſt, die ſelbſt einer Mars und Rachel Ehre machen würde, als fänden ſie die Phyſik ungemein lehrreich, die Naturgeſchichte erheiternd, die Strategie bei weitem nothwendiger als die Exiſtenz der Modemagazine, und den pythagoräiſchen Lehrſatz viel, viel amuſanter als die neueſte Quadrille Muſards. Herr Orfila, der große Romanzenſänger und Giftkundige, benutzte die ſchöne Gelegenheit des Lafarge'ſchen Proceſſes, um auch anatomiſche Soiréen in die Mode zu bringen. Er hat ſie erfunden, wie einige ſarkaſtiſche Bewunderer ſeines Doppeltalentes ausſchreien. Gleichviel! Herr Orfila iſt ein großer Mann, aber ein noch größerer Hundefeind. Er tödtet wöchentlich etwa drei Dutzend der armen vierfüßigen Sinnbilder der Treue, zum Beſten der Wiſſenſchaft, zum Heile der Nachwelt und zur Unterhaltung ſeiner Gäſte. Den letzteren wird es dabei freilich immer etwas unheimlich zu Muthe. Glauben ſie auch mit lachender Zuverſicht an ihr Menſchſein, an ihr fran-

zöſiſches Menſchſein ſogar, ſo überrieſelt ſie doch ein leiſer Schauder bei dem Gedanken, der muſikaliſche Toxologe, der geweihte Koch des ſeligen Pouche Lafarge, könne einmal ſie ſelbſt die Rolle der Hunde ſpielen laſſen — Alles zum Beſten der Wiſſenſchaft, zum Heile der Nachwelt und zur Unterhaltung ſeiner Gäſte natürlich. —

Ein Wunder der Calculirkunſt, Henri Mondeux, ein junger Schäfer aus der Touraine, löſt hier gegenwärtig arithmetiſche und Algebra-Aufgaben, daß den Pariſern vor purer Verwunderung die Haare zu Berge ſtehen. Ich dächte, man könnte die Anweſenheit des großen Naturrechners zur Löſung eines von den Freunden des Volkes oft berührten Problems benutzen, nämlich, um in Bauſch und Bogen zu erfahren, wie viel die Armen jährlich durch das Beſtehen des ſogenannten Mont de piété (Leihhaus) verlieren. Man verſchreit dieſe Anſtalt ſeit geraumen Jahren als wohlthätig, philanthropiſch, dem Jahrhundert angemeſſen, wie der Modefrack einem Elegant des Café de Paris. Betrachten wir das Ding ein wenig näher mit unbefangenem deutſchen Auge. Gutmüthige Leute glauben bis zur Stunde, der Berg der Frömmigkeit habe es ſich wirklich zum Lebenszwecke gemacht, den Unbemittelten, von augenblicklichem Bedürfniß Bedrängten, ohne Verzug und nur die zum Fortbeſtehen des Inſtituts nothwendigen Zinſen nehmend, ſeiner Verlegenheit zu entreißen. Proſit! der Mont de Piété iſt ein gieriger Wucherer, den nur ein officieller Charakter gegen officielle Strafen ſchützt.

Molières „Harpagon" soll die erste Idee zu seiner Begründung gefaßt haben. Die Bedingungen, unter welchen die Vorschüsse geleistet werden, zeugen von wahrhaft raffinirter Schlauheit. So z. B. muß eine Summe, welche, gleichviel ob am Anfang, Mitte oder Ende eines Monats, vorgeschossen, vier Wochen später zurückgezahlt wird, für zwei volle Monate verzinst werden. Die Normalziffer der Interessen ist 9 Procent, aber dieser schon an und für sich nur zu hohe Betrag ist nichts als eine Falle, die kurzsichtigen Geldbedürftigen anzulocken; denn da das droit de prisée ½ Proc., das droit d'engagement 2 Proc. und das droit de dégagement 1 Proc. ausmacht, so steht schon hier ein rundes Sümmchen von 12½ Proc. da. Nun aber fordert man, wie oben angedeutet, für die nur für wenige Wochen geleisteten Vorschüsse den doppelten Zinsenbetrag; die Commissionsbureaus, deren es eine Unzahl in der Stadt und in den Vorstädten giebt, nehmen für sich allerlei Entschädigungen in Anspruch, so daß die Interessen eines Darlehens zuweilen auf vierzig, fünfzig, ja sechszig Procent steigen. O, Philanthropie! Die Armuth selbst ist ein Feld der Speculation geworden. Und ach! der Winter ist so hart, das Brot ist so theuer, und die Menschen selbst sind noch viel, viel kälter, als Eis und Schnee! — — —

Das junge, nackte, erfrorne und verhungerte Weib, welches ich vorgestern auf einer der Steintafeln der Morgue sah, muß wohl auch so etwas erfahren haben. Es

war in der That ein herzbrechender Anblick, ein Jammer, der selbst den pausbackigen rotharmigen Fisch- und Gemüseweibern, welche neben mir auf die Leiche starrten, dicke Thränen in die Augen brachte; auf die Leichen, wollte ich sagen, denn auf der Steintafel nächst der Mutter, links, dem todten Herzen der Frau gegenüber, lag ihr Kind. Es war ein Knabe, höchstens fünf Jahre alt, blondlockig, fast grauenhaft schön für einen Cadaver. Ein Nachbar erzählte mir mit geschwätziger Complaisance, aus einer ungeheuern Dose mindestens zwölf Prisen in der Minute nehmend, der Fund wäre vollkommen frisch, erst vor zwei Stunden aus der Seine gezogen, und würde den schneidegierigen Studenten der Klinik eine willkommene Gabe sein. „Zum Henker mit der Klinik und ihren Studenten!" rief ich empört. „Könnte man den Unglücklichen nicht wenigstens das Almosen eines ehrlichen Begräbnisses gewähren?" „Bah, bah!" sagte der Mann mit einem leisen, trocknen Lachen, „die (er meinte die Municipalität der Stadt Paris), hätten ein wenig zu viel zu zahlen, wollten sie Alles warm einscharren, was auf die schwarzen Platten da geworfen wird. Mais, permettez moi la question, monsieur," fuhr er fort, indem er gleichgültig den Leichen den Rücken kehrte, „quel est votre avis sur l'enceinte?"

Ich warf einen langen Blick auf den im Wasser aufgeschwollenen, von den scharfen Eisschollen zerrissenen Leib der Todten, trat in die Straße hinaus, wild, grimmig,

gerührt, wehmüthig, verzweifelnd — und hörte ihn abermals fragen: „Eh bien, Monsieur, quel est votre avis sur l'enceinte?“ Ich antwortete nicht, aber mir fiel ein, wie im vorigen Winter an demselben Tage, der Fanny Elsler eine Benefizeinnahme von 30,000 Fr. verschafft hatte, ebenfalls eine ganze Familie, von Hunger und Frost getödtet, auf den Steintafeln der Morgue zur Schau gelegt war. Damals schrieb ich: „O, Menschen, Menschen! So viele Tausende werfet Ihr einer unersättlichen Tänzerin zu, erhebet ihre Pirouetten und Entrechats zu Thaten des Ruhmes, erhebet sie selbst zur Göttin, und ungesehen, ungehört verschmachtet die Armuth zu Euren Füßen.“ Dieser Schmerzensruf wurde wie ich während der Revision meiner Pariser Briefe ersah, von einer deutschen Schriftstellerin zum Motto einer Novelle genommen. Sie hätte aber hinzufügen sollen: „Thor, ist's nicht ganz natürlich, daß man in unsern Tagen einer verführerischen Tänzerin eher einen Napoleonsd'or, als einem hagern, bleichen, in Fetzen einherschleichenden Armen einen Centime spendet?“

Und trotz dieser melancholischen Geschichten, die sich im Laufe jedes Winters, mehr oder weniger düster, wiederholen, wollen wir nächstens ein wenig das Theater besuchen. Nach dem Gewitter der Sonnenschein, nach der Predigt die Suppe, nach der Schlacht die Ruhe, nach der Morgue das Theater.

Fünfter Brief.

3. März.

Ich habe heute den redlichsten Willen von der Welt an den Schreibtisch mitgebracht, meine Leser auf recht interessante Weise von Paris und den Pariser Dingen zu unterhalten. Aber der bloße Wille ist bei einer solchen Aufgabe ein Schatten, eine Null, wenn die Kraft fehlt. Es ist mir noch so wüst und wirr im Kopfe von den Freuden, oder vielmehr von den Leiden des Carnevals, daß ich kaum zu buchstabiren, viel weniger zu unterhalten vermag. O, über diesen Carneval! Warum sind doch die ernsten, nüchternen Römer auf den Einfall gekommen, die Saturnalien zu feiern, und somit für ewige Zeiten die Pariser Grisetten in Sultaninnen, die Fleischergesellen in Ritter zu verwandeln, die zehn Maskenbälle der großen Oper, den dimanche gras, den lundi gras, den jeudi gras, den mardi gras, und den boeuf gras zu erfinden? Wenn es übrigens im Tempel des Saturnus zu Zeiten nicht lustiger herging, als am letzten Tage des Carnevals hier

auf den Boulevards, dann gäbe ich keinen Tintentropfen um den antiken römischen Humor. An Menschen, oder vielmehr an Leuten, um mit Diogenes zu reden, fehlte es zwar keineswegs von der Madelaine bis an den Bastilleplatz. Mindestens 200,000 neugierige Augenpaare begafften sich mit stupider Verwunderung über die vielen Zuschauer, und die spärlich gesäeten Masken. Die Haufen schienen ordentlich befremdet, daß der Himmel selber nicht ein buntscheckiges Hanswurstkleid umgeworfen, um ihnen die Mühe zu ersparen, sich gegenseitig zu amüsiren. Aber der Himmel schaute kalt und mürrisch drein, gerade wie die splitternackt entlaubten Bäume an den Seitenalleen. Er hatte seine erhabene Stirn in finstre Wolkenrunzeln gelegt und sandte, als wollte er das ganze Fratzenspiel auspfeifen, plötzlich einen schneidenden Nordwind über die Pariser und ihre Boulevards, so daß Jedermann unendlich froh schien, als der Tag und mit ihm das Vergnügen zu Ende war.

Für den Augenblick wären wir denn alles Ernstes in der Fasten, aber schwerlich wird ein Wahrheitliebender eine Spur von Buße und Enthaltung in dem Babylon moderner Zeit entdecken. Die 800, schreibe achthundert mehr oder minder pretentiösen öffentlichen Bälle, welche der Gott Carneval den tanzlustigen Beinen täglich gab, sind freilich geschlossen, schnarchend den Schlaf des Gerechten, indessen, das ist nichts als eine negative Reue, bewirkt durch ein großgedrucktes, an die Straßenecken geheftetes Machtwort, „Polizei-Bekanntmachung" genannt. Aber in der leichtsin-

nigen Million Herzen der Riesenstadt herrscht noch immer der ausgelassenste, der bunteste Carneval, und wird fortan herrschen. Doch wir wollen das Theater besuchen.

Mehrere derselben haben sich nach langer, trostloser Lethargie aufgerafft und dem Publicum wie dem kritisirenden Feuilleton eine schüsselreiche Mahlzeit neugeborner Opern, Dramen und Vaudevilles hingeworfen. Hingeworfen, sage ich, denn das Pariser Theater-Publicum erschien mir immer wie die Menagerie der wilden Thiere im Pflanzengarten. Es frißt Alles, gute und schlechte Speise, Kälber und Kieselsteine, Tauben und Eulen, Hunde und Kanarienvögel. Er frißt und verdaut Alles mit demselben geräumigen Rachen, mit derselben Gleichgültigkeit. Es besitzt einen wunderbaren Magen. Da hat ihm z. B. in letzter Woche der Director des Gymnase dramatique ein steinhartes Gericht, „das goldene Kalb" getauft, aufgetragen. Das Publicum verschlang das angehende Rindvieh wohlgemuth mit Ohren und Pfoten. Das Feuilleton schliff seine stumpfen, gelben, kritischen Zähne an den Knochenresten, und so steht denn für geraume Zeit täglich auf dem Küchenzettel jener Bühne: „Le Veau d'or," comédie Vaudeville en un acte, par Mr. Dupin. — Monsieur Dupin, Monsieur Dupin, Du bist einem gewaltigen Meister in das dramatische Handwerk gefallen, Du warst kühn (oder frech?) genug, Dich mit Jean Baptiste Poquelin Molière messen zu wollen! Monsieur Dupin, Monsieur Dupin, Du bist diesem Riesen zur Seite so

dünn und winzig, wie ein Holzkegel neben der granitnen Mumie, dem Obelisken von Luxor. Jenes goldene Kalb nämlich heißt Lerour, und wird uns als Type des Geizhalses vorgeführt. Ich denke, es ist nicht uninteressant, die Parallele zwischen dem größten komischen Dichter des siebenzehnten Jahrhunderts, zwischen dem urkräftigen und kühnen Genie, zwischen dem Adlerauge, vor dem alle Schwächen und Lächerlichkeiten des reichsten und arrogantesten Hofes, der widerlichen Schöngeisterei, der koketten Bourgeoisie, wie des menschlichen Charakters, im Allgemeinen, nackt und rettungslos lagen, und — einem Stückfabrikanten unserer Zeit, etwas weiter zu führen!

Molière also gab uns seinen Harpagon. Man bemerke wohl, der Alte weiß nicht das Mindeste von dem, was in seinem eigenen Hause, unmittelbar in seiner Nähe, vorgeht. Er weiß nichts von der Liebschaft seiner Tochter, nichts von der Liebschaft seines Sohnes, dessen Nebenbuhler er wird. Er hat nur eine einzige vertraute Bekanntschaft, nur ein Gegenstand auf dieser weiten Welt ist ihm theuer, wie sein eignes Herzblut, sein Geld und seine Geldkiste. Dieser Schatz schließt alle seine Freuden, seine Leiden, seine schlaflosen Nächte, seine sorgenschweren Tage ein. „Euer Sohn ist entehrt, Eure Tochter heimlich versprochen," sagt man ihm. „Und mein Geld," schreit er. „In Sicherheit." — „Ah!" ruft er entzückt, „dann laßt uns beten!" — Das ist Natur, Wahrheit, das ist der Charakter des Geizes, des Geizigen. Klopft an sein Herz; es

wird hell und hart wiederklingen, denn seine Bruſt iſt ein Geldſack, und dies Herz eine Metallbarre. Wer dürfte hier nach Neigung, Rührung, Zärtlichkeit forſchen, wer in dieſen ſtieren, trockenen Augen, von dem Magnete des Goldes immer unwiderſtehlich angezogen, Zähren ſuchen? Gewiß, rollte einmal eine Thräne aus dieſen dürren Höhlungen, ſie könnte nur ein geſchmolzener Thaler ſein. Bah, ein großmüthiger Geiziger, ein gefühlvoller Geiziger, ein Liebesintriguen löſender Geiziger ſind widerſinnige, unmögliche Zuſammenſetzungen. Die Natur iſt nicht tollhäusleriſch in ihren Receptmiſchungen, wie die Pariſer Vaudevilleſten im Allgemeinen und Hr. Dupin im Beſondern. Der hat uns einen Harpagon nach ſeiner Erfindung geſchaffen, der hat zum Heil und Wohle des Gymnaſe dramatique eine bisher unbekannte Race von Geizigen entdeckt. Dieſelbe Bühne ſteht übrigens ſeit langer lieber Zeit im Rufe neuer und wunderlicher Charakterſchöpfungen. Sie erfand vor Jahren die Oberſten, welche am Podagra leiden, die närriſchen Witwen, Tanten, Bankiers und Wechſelagenten. So erfand ſie denn, ihr Monopol benutzend, dieſen würdigen Herrn Leroux, der, nachdem er eine Stunde lang der unbarmherzigſte, der ausgedorrteſte Wucherer geweſen, ohne Unterſchied aller Welt Thränen und hundert Procent abgepreßt hat, plötzlich auf den Einfall kommt, ſich eines jungen Liebenden anzunehmen, und ihm, ich weiß nicht wie viele Tauſend-Frankbillets an den Hals zu werfen, um ſich in den heiligen Stand der Ehe

begeben zu können. Hier müſſen wir nothwendig noch ein Mal zu unſerer Parallele. Man denke an die Schlußſcene des „Geizigen.“ Wer nicht daran denken kann oder will, leſe die folgenden Bruchſtücke des letzten Dialoges zwiſchen Harpagon, Anſelmo, dem Gerichtsboten und Meiſter Jacques:

Harpagon. Aber, hört, ich kann meinen Kindern keinen Heller Geld als Ausſteuer geben.

Anſelmo. Thut nichts, ich habe Geld für ſie, darüber beunruhigt Euch nicht.

Harpagon. Und verpflichtet Ihr Euch, die Koſten dieſer beiden Hochzeiten zu tragen?

Anſelmo. Ja, ja, dazu verpflichte ich mich. Seid Ihr nun zufrieden?

Harpagon. Hm! ja, vorausgeſetzt, daß Ihr mir ein neues Wamms für dieſe Hochzeiten machen laßt.

Anſelmo. Zugeſtanden. Nun wollen wir aber die Freude genießen, welche dieſer glückſelige Tag uns bereitet.

Der Gerichtsbote. Holla, Ihr Herren, holla! hübſch ſachte, wenn's beliebt. Wer bezahlt mir denn meine Schreibereien.

Harpagon. Eure Schreibereien? Wir können nichts damit machen.

Der Gerichtsbote. Möglich; ich aber will ſie nicht umſonſt gemacht haben.

Harpagon (auf Jacques deutend). Seht da, dieſen Kerl, den geb' ich Euch als Zahlung, den könnt Ihr hängen.

Jacques. Du, mein Gott! Wie muß man's denn anfangen? Man gibt mir Stockſchläge, weil ich die Wahrheit geſagt, und man will mich hängen, weil ich gelogen habe.

Anſelmo. Freund Harpagon, man muß ihm dieſe Schelmerei verzeihen.

Harpagon. Ihr werdet alſo den Gerichtsboten bezahlen.

Anſelmo. Meinethalben, ja. Nun laßt uns eilen, um der Mutter dieſe guten Nachrichten zu bringen.

Harpagon. Und ich will laufen, und meine Geldkiſte beſuchen. — —

Das nenne ich ſtätige Charakterzeichnung, das nenne ich auf natürliche Weiſe geizig ſein, geizig bis auf den letzten Buchſtaben des letzten Wortes des letzten Actes, geizig im Momente der vollkommenſten Löſung, wie in dem der Schürzung des dramatiſchen Knotens. Monſieur Dupin, Monſieur Dupin, Jean Baptiſte Poquelin Molière iſt größer als Du!

Frankreich hat ſich ſo eben ſchwer verſündigt an ſeiner großen, vierundſechzigjährigen Künſtlerin mit dem gewaltigen Namen des Schlachtengottes. Man warf ihr in letzter Woche in einer Vorſtellung des Myſanthropen, ſie hatte die Celimene geſpielt, einen ſchmutzig-gelben, von einem Grabe des Père Lachaiſe geſtohlenen Todtenkranz auf die Bühne. Und eine finſtere Macht ſchien ſich an jenem Abende gegen ſie verſchworen zu haben, denn von dem

Halbdutzend ihr zugeworfener Kränze überreichte ihr ein dienſteifriger College unglücklicher Weiſe gerade den ſchwarzgelben mit dem Leichengeruche. — Der Vorfall erregte in den Blättern einen Aufruhr von Sympathieen, Verwünſchungen, Spottgedichten, Hohngelächter und maleriſch-romantiſchen Flüchen. Jules Janin, der ganz ernſthaft ſeit zehn Jahren verſichert, die heutige junge Franzoſenwelt würde ohne die Mars weder einen Seſſel rücken, noch einen Fächer halten, noch eine Taſſe Kaffee trinken, noch ſprechen oder ſchweigen können, J. J. brach bereits mehrere Lanzen mit gewohnter brillanter Bravour für die Gekränkte. In der That, der Gedanke, ihr auf öffentlicher Bühne das Geſchenk eines Todtenkranzes zu machen, war entſetzlich boshaft, aber der Schwarzgelbe mußte Jedem, wenn auch von der Hand eines rückſichtsloſen Spottvogels geſchleudert, wie ein ernſter Spruch des Schickſals, wie ein entſcheidendes Memento mori! erſcheinen. Wozu es verhehlen? Die Mars iſt heute nichts mehr als eine trotz Sturm und Wetter wohlerhaltene Ruine, die eben durch die Erinnerung an ihre Vergangenheit heilige Ehrfurcht gebietet. Die Tradition allein aber kann mich nie und nirgend zum Enthuſiaſten machen. Das reizende Bild, welches Frau Helmine von Chezy vor Kurzem, im Freihafen, glaube ich, von der Mars der Kaiſerzeit entwarf, kann ja die Gegenwart nicht entſchädigen für das, was dieſe vergebens ſucht. In jenen bodenloſen Abgrund, den wir die Zeit nennen, ſtürzte die liebliche, jedes Auge

bezaubernde Erscheinung aus den ersten Jahren dieses Jahrhunderts; die graue Asche der Tage legte sich als dicke Runzeln auf die frischen, blühenden Züge des jungen Mädchens: Der Körper, einst so graziös und anmuthig schwellend, ward als Nacken dürr und knochig, als Busen welk und schlotternd, als — doch ich mag ein solches Bild nicht weiter führen. Genug, ihr noch immer glanzreiches Auge, ihre unübertrefflich deutliche und doch so melodische Declamation, ihr feines Nuanciren in Ton und Geberde, ihre wunderbare Sicherheit in der leisesten wie in der heftigsten Spielphase läßt dennoch schmerzlich den Zauber der Illusion vermissen. Und dann, darf die Ehrfurcht gebietende Ruine mit den moosbewachsenen Zügen, in dem verwittweten, zerbröckelten Steingewande, die lebendigen Gestaltungen der Gegenwart bei Seite drängen wollen? Soll das Alter die Jugend begraben? Freilich „das Herz altert nicht," sagte Ninon de Lenclos — und auch die Mars.

Nun erst glaubt man an ihren für den 1. April angezeigten Rücktritt in's Privatleben; auch ich. Bisher war ich fest überzeugt, sie würde einst auf dem Theater in einem Lustspiele Beaumarchais, Scribe's oder gar der Mad. Ancelot sanft und selig verscheiden. Jetzt aber? Sie müßte ja kein Weib sein, könnte sie dem Parterre jenen Kranz vergessen und vergeben.

Auch die Rachel, das undankbare Kind, will scheiden von der liebevollen Mutter, dem Theater français. Es ist

unbegreiflich und dennoch nur zu wahr. Ihr Vater, deſſen Vormundſchaft ſie übrigens bald entwachſen ſein wird, machte Bedingungen, wie ein Tollhäusler. Ich glaube, beſäßen die Comédiens ordinaires du Roi zufällig die Goldgruben von Golconda, Hr. Felix würde auch dieſe bis auf den letzten Karat für Hermione oder vielmehr für ſich in Anſpruch nehmen. Dem Mädchen ward, und dies iſt keine Allegorie, jeder Vers, den ihr Mund ſprach, zur Perle, jede Rolle zu einem fünfprocentigen Capital bei Rothſchild oder Aguado. Ihre jährliche Einnahme war mit Einſchluß der Urlaubsreiſen, auf 90,000 Franken geſtiegen. Juſt ſo viel, wie Hr. Guizot erhält, um das unbändigſte Volk der Welt zu regieren, der dreifache Gehalt eines Generallieutenants, mehr als der doppelte des Directors der weltberühmten königlichen Buchdruckerei, Pairs von Frankreich. Sie aber will den Betrag bis auf 100,000 Franken ſteigern. Welch ſchmutzige, ja niederträchtige Geldgier, zur Seite eines ſo herrlichen Talentes, welches die Brüſte, durch deren Milch es groß und ſtark geworden, nun mit unbarmherzigen Zähnen zerfleiſcht. Man zweifle nicht, auch jene übertriebene Forderung wird bewilligt, obwohl die Gage Talmas, zur Zeit ſeines höchſten Ruhmes, nur 45,000 Franken, die der Duchesnois nur 20 — 30,000 Franken betrug. Ein Theater français, ohne eine Rachel und Mars, iſt nicht wohl denkbar. Die erſte Bühne Frankreichs wird ungeheuere Anſtrengungen verſuchen, und könnte vielleicht, wenn

nur laue Unterſtützung von Seiten des Publicums erfolgt, Bankerott machen. Dann hat die Rachel einen Muttermord begangen, der ſie wie ein grauenvoller Fluch von Land zu Land treiben wird. Die Muſe der Tragödie würde für ſie zur Nemeſis werden, das hehre Wort Racine's und Corneille's wie eine glühende Schlange ihr Haupt umziſchen, und ſie, die Heimathloſe, ohne Erbarmen von Nord nach Süd, von Oſt nach Weſt peitſchen. Denn Frankreich würde keine Gnade, wenn auch eine Thräne noch für ſeinen ehemals vergötterten Liebling haben. Es giebt eine Strafe für jedes Verbrechen, wie es einen Lohn für jede Tugend, für jede Großthat giebt.

Möge man übrigens der Andeutung einige Aufmerkſamkeit ſchenken: Racine und Corneille ſchufen den Namen der jungen Künſtlerin, Beide indeſſen werden auch die Urſache eiſiger Gleichgültigkeit ſein, mit welcher die Pariſer früher oder ſpäter die Rachel behandeln, wendet ſie ſich nicht bald mit Erfolg dem modernen Drama zu. Es iſt durchaus unmöglich, daß ſich dieß wieder in die Mode gekommene Griechen- und Römerthum des ſiebenzehnten Jahrhunderts auf die Dauer hält. Corneille und Racine ſind echte, begeiſterte Dichter, aber ſie laſſen ſich doch heutzutage beſſer in traulicher Stille leſen und ſtudiren, als in der Reifrocks-Emphaſe ihrer langbeinigen Alexandriner auf der Bühne verkörpern. Dann bin ich in der auf vielfache Beobachtung begründeten Ueberzeugung, daß

der donnernde Applaus, der wüthende Beifallssturm, von welchem die Darstellung jener Stücke zwei- bis dreimal wöchentlich seit geraumer Zeit begleitet wird, nichts für ihr eigentliches Verständniß von Seiten des Publikums beweist. Dieses ist in der That enthusiasmirt, aber einzig und allein von der den Franzosen noch immer neuen Declamation der Rachel, von ihren classisch-plastischen Stellungen und vor Allem von der ungeheuern grauenerregenden Energie, welche sie in Stellen des Zornes, des Trotzes, der Ironie und des nackten Hohnes zu legen weiß. Da nämlich scheint ihre nur mittlere Größe ins Riesenhafte zu wachsen, ihr dunkles, orientalisches Auge, von den hohen, scharfgezeichneten Brauen stolz umschattet, glüht und sprüht in Flammen, wie ein brennender Wald, ihre außerhalb der Bühne fast gewöhnlichen, mindestens eines markirten Charakters durchaus entbehrenden Züge nehmen, ich weiß nicht welchen unwiderstehlichen Ausdruck furchtbarer Schöne an. Um die dünnen, bleichen, gewöhnlich festgeschlossenen Lippen zuckt und wetterleuchtet es, eine übernatürliche Kraft scheint in ihren schmächtigen, fragilen Körper gefahren zu sein —— in solchen Momenten muß sie Jeden, mag er sie zum ersten oder zum hundertsten Male in der Rolle sehen, überraschen, zur starren Bewunderung zwingen, betäuben. Auch in den Augenblicken der Ruhe und der Hingebung ist die Rachel groß, wird aber ohne allen Zweifel von mancher deutschen tragischen Heldin erreicht,

wenn nicht übertroffen. Das innerſte Weſen ihrer Declamation iſt übrigens nichts Anderes als deutſch. Sie erſchien mir oft wie ein verloren gegangenes Wunderkind, in früheſter Kindheit der Heimath entführt und dem ein dämmerndes Bewußtſein ſeines Urſprungs, ſeiner Urſprache blieb.

Sechster Brief.

5. März.

In einem Briefe vom 23. October v. J. gab ich die Ueberſetzung jener Blätter der Gisquet'ſchen Memoiren, welche ſich mit dem Herzog von Braunſchweig und ſeiner Vertreibung aus Paris beſchäftigen. In Folge derſelben ward von Seiten des Erherzogs eine Diffamationsklage gegen den Ex-Polizeiminiſter vor die Tribunale gebracht, in erſter Inſtanz aber zu Gunſten des Letzteren entſchieden. Der Herzog appellirte und war dießmal glücklicher, denn man erkannte ihm in letzter Woche eine Entſchädigungsſumme von 300 Franken zu. Höchſtwahrſcheinlich, um dieſer Appellation kräftigeren Nachdruck zu geben, hatte er im vorigen Monate von London aus eine franzöſiſch geſchriebene Brochüre in einigen hundert Exemplaren hier verbreiten laſſen. Sie führt den Titel: „Mémoire et pièces justificatives, pour servir de protestation contre

un jugement rendu en faveur du Sieur Gisquet, comme diffamateur.“ Auch mir kam ein Exemplar zu Händen und ich muß gestehen, daß mir die Lectüre vielen Spaß gemacht hat. Der Duc souverain de Brunsvic, wie er sich in dem Hefte ein Dutzendmal zu unterzeichnen für gut befindet, schwebt in dem seltsamen Wahne, der pariser Polizei und dem französischen Ministerium einen unendlich boshaften Streich gespielt zu haben. Das ist im Grunde eine sehr unschuldige Freude, und sie beruht darauf, daß im September 1832 statt seiner, in seinem Zimmer und Schlafrocke, ein spanischer politischer Flüchtling und Julidecorirter, Namens Joseph Chevally, von Gensd'armen früh Morgens aus dem Bette geholt und nach der Schweizergrenze transportirt ward. Nachdem nämlich der Graf Montalivet, damaliger Minister des Innern, den Herzog Karl in einem höflichen Schreiben eingeladen, binnen spätestens zwölf Tagen Frankreich zu verlassen, nachdem eine lange und in bittern Ausdrücken abgefaßte Reclamation von Seiten des Letztern erfolglos geblieben war, beauftragte der Welfensohn einen seiner Freunde, einen Mann zu finden, der für Geld und gute Worte seine Rolle zu spielen geneigt wäre. Chevally ward gefunden. Er brauchte eben Geld. Der Herzog zahlte ihm 500 Franken vor seiner Parforce-Abreise, versprach ihm 20 Franken für jeden Tag, so lange er die Rolle des Expulsirten spielen würde, und sandte ihm später, nach einem sechsmonatlichen Aufenthalte zu Orbe in der Schweiz,

eine andere Summe, mit welcher er einige Contrebandiers bezahlte und sich so über das Juragebirge glücklich wieder nach Paris schlich. Der Herzog selbst hatte inzwischen, von seinem Vertrauten, dem Freiherrn von Andlau (Bitter), einem Herrn Comte, Deputirten, und einigen Personen seiner Dienerschaft zuweilen besucht, dreimal seine Wohnung oder vielmehr sein Versteck gewechselt. Er hatte eine Art unwillkürlicher Achtung vor der superfeinen Spürnase der pariser Polizei. Zuweilen indessen ward ihm seine Gefangenschaft unerträglich und dann wagte er sich gegen Abend, nachdem er sich durch eine blonde Perücke, einen falschen Schnurrbart, eine grüne Brille und durch einen langen braunen Ueberrock unkenntlich gemacht hatte, auf die Straße. In diesem Costüme besuchte er die Boulevards und wagte sich dann und wann in eine Theaterloge.

Eines Abends indessen sollte er die Erfahrung machen, daß seine Besorgnisse vor einer Entdeckung nur zu gegründet waren. Mit einem seiner Vertrauten war er in einen der glänzenden Läden des Palaisroyal getreten. Der Eigenthümer, mit dem er einen Kauf abzuschließen im Begriffe stand, erkannte ihn an seiner Stimme und, den vornehmen Besucher zu verbinden hoffend, bemerkte er eiligst: „Je crois, Monseigneur, que j'ai l'honneur de parler au duc de Brunsvic.“ Diese artige Phrase traf den Herzog wie ein betäubender Donnerschlag. Er stürzte nach der Thür und so eilig fort, daß sein Begleiter ihn kaum wieder einzuholen vermochte.

Sechs entsetzlich lange Monate dauerte diese Gefangenschaft eines Mannes, der noch einige Jahre vorher über ein freundliches von Natur und Kunst gesegnetes Land, über einen biedern deutschen Volksstamm geherrscht hatte. Welch ein Contrast! Wie manche Stunde des Nachdenkens und der Reue mag damals ihre Rechte geltend gemacht haben. — Ein Ministeriumswechsel erlaubte dem Herzog endlich, Perücke, Schnurrbart, Brille und Surtout abzuwerfen und sich ohne Scheu am hellen Tage zu zeigen. Er schrieb dem Duc de Broglie, gab ihm ausführliche Erklärungen über seine Verhältnisse, über den Possen, welchen er, um seiner Fürstenwürde nichts zu vergeben, den Herren Montalivet und Gisquet zu spielen gezwungen gewesen und schloß diesen Brief mit den keinenfalls uninteressanten Worten:

„Je ne sais, quel est l'avenir que le sort me reserve; mais j'ai l'intime conviction que si je rentre un jour dans mon pays, cela sera moins par mes propres efforts que par suite des fautes ou des folies de mes ennemis.“

Der Deputirte Comte spielte die Rolle des Unterhändlers zwischen dem Erherzog und dem neuen Ministerium. Der Duc de Broglie stellte als erste Bedingung der gewünschten Toleranz, daß das tiefste Schweigen über Alles, was den Herrn Chevally und seine Fortführung an die Schweizergrenze betraf, beobachtet werden sollte. Diese Forderung, sogleich zugestanden, ward von dem schlauen

Spanier einige Monate ſpäter zu ſeinem eigenen Vortheile benutzt. Er übergab nämlich dem Herzog ein Heft Memoiren, welche er herauszugeben beabſichtigte, um auf dieſe Weiſe einen „Beitrag zur Zeitgeſchichte" zu liefern. Der Herzog, der eben keine Neigung fühlte, mit der pariſer Polizei in neue Händel zu gerathen, hatte natürlich nichts Eiligeres zu thun, als ſich um den verlangten Preis in den Beſitz dieſes Manuſcripts zu ſetzen. Uebrigens ließ er ſich folgende ſeltſame Erklärung von ſeinem Pſeudonymus einhändigen:

„Je soussigné déclare par la présente, prendre l'engagement de ne rien écrire, ni faire imprimer aucune brochure, concernant l'enlèvement de ma personne, au lieu et place de S. A. le Duc de Brunsvic, qui puisse offenser le gouvernement français.

Paris, le 20. Avril 1833.

J. Chevally,
Officier au Réfugiés espagnols et décoré de Juillet."

Die Gisquet'ſchen Memoiren allein bewirkten endlich, daß dieß wunderliche Geheimniß der indiscreten Welt bekannt ward. Dieſe aber findet keineswegs den Witz außerordentlich geiſtreich, noch die Schmach und Lächerlichkeit nur auf der Seite der pariſer Polizei. Es ſei, meint ſie, zuweilen dieſelbe Schmach und Lächerlichkeit, wenn auch nicht

derselbe physische Schmerz, ob man in Person oder nur en effigie etwas leide. Ueberdieß vernahm ich von einem Manne, der in früherer Zeit, am Strande der Ocker, der eingeweihteste Vertraute, in allen Geschäftssachen die eigentliche rechte Hand des Herzogs gewesen, der seitdem von allen seinen Verhältnissen auf das Genaueste unterrichtet war, der ferner in der Intimität der meisten französischen Minister des letzten Jahrzehends gelebt und der namentlich mit dem heutigen Cabinet in einer Art geheimnißvoller Verbindung steht, daß die Herren Montalivet und Gisquet im Herbste 1832 von der fortwährenden Anwesenheit des Herzogs in Paris auf das Genaueste unterrichtet waren. Da indessen einige deutsche Gesandte, welche aus guten Gründen auf seine Ausweisung gedrungen, ihn nun in der That abgereist glaubten, so drückte man ein Auge zu und wollte ihn mit dem andern in seinem Verstecke nicht sehen. Jenes Memoire enthält ferner eine gründliche Widerlegung der berüchtigten Geschichte eines falschen Diamanten, mit dem der Herzog die Dienste eines Vertrauten belohnt haben sollte. Gisquet wiederholte in seinem Werke die Anklage, welche bereits vor Jahren von einem hiesigen Tribunal als ungegründet erklärt worden war.

Am letzten Mardi gras ward mir die Ueberraschung, Se. Maj. den König Louis Philipp, nebst seiner Familie und einigen Ministern, sämmtlich auf einem Balkone der Tuilerien versammelt, mit feierlichster Ruhe betrachten zu können. Guizot's bleiches Gesicht trägt feine, philosophische Züge, aber geistreich sind sie eben nicht, so wenig wie sein Auge, das scheu und immer nur auf wenige Augenblicke über die Menge streifte. Guizot wird, trotz seiner eminenten diplomatischen Fähigkeiten, bis zu seiner letzten Stunde mehr Gelehrter als Staatsmann bleiben. Man sieht es ihm auf den ersten Blick an, wie er oft mitten im Wirbeltanze des politischen Lebens, mitten in den Berathungen des Ministerconseils eine Art Heimweh nach der friedlichen Stille der Studirstube und des Sorbonne-Katheders fühlt. Dieß macht mich indeß keineswegs in meinem Glauben irre, daß sein Ministerium ein wahrer Segen für Frankreich ist. Das Land war krank, schwer krank an den bösen Zauberpillen, die ihm ein kleiner, gewaltiger Mann mit dem Löffel der beleidigten Nationalehre eingegeben. Das kochte und zischte und wirthschaftete gar gefährlich in dem Leibe dieses Volksriesen, denn, wozu es läugnen, Frankreich ist durch seine moralische Energie, welche den Einzelnen wie die Massen durchglüht, ein Riese unter den Völkern. Frankreich lag in Convulsionen und Guizot trat mit klugem Auge, mit kaltem Verstande an das Bett des Leidenden. Europa berathschlagte eben, ob man dem Fieberkranken nicht eine Zwangsjacke anlegen müßte. Herr

Nikolas Becker hatte eben sein geheimnißvoll schönes: „Sie sollen ihn nicht haben," gesungen. Unser sonst so philosophisch nüchternes Deutschland war urplötzlich von einem ansteckenden Compositions- und Kriegskitzel gepackt worden, ein Phänomen, das Herr Dumont Schauberg in Köln und andere Buch- und Notenhändler zu ihrem patriotischen Privatvortheile zu benutzen verstanden. Welch eine entsetzliche Krisis, welch blutdürstiges Uebungs-Schwerterklirren auf allen Punkten der Windrose! welch gähnende Kluft that sich vor Frankreich auf und es schien ihm keine andere Wahl zu bleiben, als sie siegreich zu überfliegen oder von Feindeshand hinuntergestürzt zu werden. — — — Und seht doch, wie Alles so fein ruhig und im alten breiten Gleise geblieben. Die Leute haben wohl hier und da, in einigen bösen Stunden, noch Armeecorps, Truppenaushebungen und außerordentliche Kriegs-Credite im Munde, im Grunde aber sind sie so friedlich gesinnt, wie der Sosie Molières, der in seinem Zelte Bonbons knaspert, während draußen die Schlacht wüthet. Hier, im Krater des Revolutions-Vulkanes, von jenem geschickten Hexenmeister beschworen, gährt statt der Lava und der Kriegslust nur noch philisterhaftes Geschwätz und Gezänk, und alle politische Stänker, alle Journal-Räderwerke schnarren und kreischen nach Herzenslust, wie die Weiber in einer schwäbischen Spinnstube. Der König hat mittlerweile die günstigen Umstände benutzt — er machte seinen Lieblingskindern, den Parisern, ein kostbares Geschenk von einigen

Dutzend Forts und einer gigantischen Ringmauer, die mit der chinesisch-tartarischen das gemein haben könnte, denen, welche sie schützen soll, am meisten zu schaden. Man glaube indessen nicht, daß man es hier noch der Mühe werth hielte, von der Befestigung und ihren Folgen zu reden. Man hat ganz andere Dinge im Kopfe, die Fastenpredigten zum Beispiel, welche ein hübscher junger Pfaffe im Franciskanerkleid in der alten Notredame hält. „Le beau monde s'y donne rendez vous," sagen die Journale. Rendez-vous in der Kirche? Ist das nicht eine ganz allerliebste Neuerung? Ob es wohl im neunzehnten Jahrhundert noch Leute giebt, welche an den Satan glauben? Unmöglich! Hier wenigstens glaubt man nur noch an Geld, Zerstreuung und Mode. Uebrigens, bei meiner armen Seele, ich beklage den Satan, wenn er anders noch existirt. Das ist ein rüdes Handwerk in unserer gottlosen Zeit, Teufel zu sein. Er müßte vorziehen, sich selber zu holen, als alle diese heutigen Hunderttausende, welche ihm nach Fug und Recht, vermöge seines alten Contractes mit jenem „großen Herrn," anheimfielen, in die Hölle zu schleppen. Nun denke man sich einmal eine Hölle, in der nur einige Hundert Pariser und Pariserinnen siedeten. Sie würden in jedem Falle die ungehorsamsten und schwatzhaftesten Verdammten von der Welt sein. Zum Zähneklappern würden sie sich gar nicht verstehen, denn die nur einigermaßen Fashionablen tragen schon im Leben falsche Gebisse. Auch dem Befehl zum Heulen würden

ſie ſich abſolut widerſetzen und ihrem Herrn und Meiſter einwerfen, nur uncivilisirte, unmuſikaliſche Seelen könnten ſo aller Soireen, Concerte und Geſanglehrer der Oberwelt vergeſſen. Aber eine vernünftige Hölle ohne Heulen und Zähnklappern iſt undenkbar, unmöglich.

Siebenter Brief.

2. April.

Mir ſchwindelt der Kopf von Vocal- und Inſtrumentalconcerten jeder Art, jedes Preiſes, jeder Tugend und Untugend. Franzoſen, Engländer, Belgier, Deutſche, Ungarn, Amerikaner ſogar, Greiſe und Kinder, Frauen und Jungfrauen, hoffnungsvolle und hoffnungsloſe Virtuoſen ſpielen und ſingen uns hier gegenwärtig die Ohren voll und die Taſchen leer. Und das zu jeder Stunde des Tages und des Abends. Es giebt matinées musicales, après dîners musicales, soirées musicales, minuits musicales, was weiß ich! In der nächſten Saiſon wird man höchſtwahrſcheinlich auch „muſikaliſche Morgendämmerungen" erfunden haben. Ich liebe die Muſik, ja, ich liebe ſie leidenſchaftlich, wenn ſie mit echt tragiſchem Ernſte, wenn ſie mit keuſchem Lächeln oder troſtesmilder Frömmigkeit ihren göttlichen Weg wandelt. Dann iſt ſie jener Engel,

deſſen geheimnißvolles Bild wir ſeit der früheſten Dämmerung unſerer Kindheit in der Bruſt tragen. Dann iſt ſie jene Sprache, in deren Lauten wir für wenige ſelige Pulsſchläge die Offenbarung alles deſſen finden, was wir in dem wirren, proſaiſchen Vorübertaumeln der Tage nur leiſe ahnen, nimmer fühlen und begreifen können. Hier aber, in dem bodenloſen Abgrund der Narrheit und Verzerrung, ſetzt man dem Engel eine weit klingelnde Schellenkappe auf die goldenen Locken, man überklebt ſeine ſchönen, dem Himmel entſtammenden Züge mit einer häßlichen Pechmaske, Renommée genannt, auf der das Geld ohne Schwierigkeit haftet, ſo daß nur noch dann und wann ein ſchnell aufflackernder Blitz des Auges an den höhern Urſprung dieſes Weſens mahnt, etwa wie Milton in flüchtigen Momenten Satanas wieder zum Bruder der Seraphine werden läßt.

Paganini den Zweiten, Heinrich Vieuxtemps, habe ich zu verſchiedenen Malen im Theater der Renaiſſance gehört. Aus competentem Munde vernahm ich ſehr abweichende Ausſprüche in Betreff ſeiner. Indeſſen glaube ich dieſelben in Folgendem zuſammengefaßt zu haben: „Er leiſtet wahrhaft claſſiſch Schönes, aber auch wahrhaft claſſiſch Kaltes. Sein Spiel iſt ein herrlicher Körper, dem nur eine Kleinigkeit fehlt, um vollkommen, um einzig zu ſein, die Seele. Vielleicht iſt es eben jener Beiname des zweiten Paganini, den man dem jungen Künſtler gegeben, der ſie ſo ſchmerzlich vermiſſen läßt. Bei Paganini

war jeder Ton, jedes Echo eines Tones eine Welt voll stürmischer Leidenschaft und Empfindung. Welch ein glühender Pulsschlag in diesen Lauten, die in jedem Augenblicke, bald als Engel, bald als Dämonen, sich zu verkörpern, zu lächeln, zu fluchen, zu beten, zu höhnen schienen. Bei Vieuxtemps ist Alles demantklar, aber auch Alles abgemessen ruhig, so ruhig wie jener belgische Löwe, dessen Farben er im Knopfloch trägt. Goldenrein und mit stolzer Sicherheit tauchen seine Töne auf, und schwimmen königlich hehr dahin, „wie Schwäne auf des Teiches Silberfluth," aber wie gerne sähe man durch das wunderschöne, verwünschte Regelrechte seines Spieles irgend einen unordentlichen Funken seines Genius blitzen, und das ganze spiegelblanke Tongebäude über den Haufen werfen, um es später entzückender wieder aufzubauen." Vieuxtemps technische Fertigkeit erschien selbst vollendeten Künstlern hier als außerordentlich, den Laien aber als wunderbar, als völlig unbegreiflich. Welche Mühe, welche Ausdauer, welche Entsagungskraft mag es gekostet haben, sie zu erwerben! denn ich glaube nicht, daß auch diese in unsern viel fordernden Tagen so unumgänglich nothwendige Verbündete des Genies mit dem letzteren selbst geboren wird. Der junge Belgier führte hier während seines öffentlichen Auftretens ein wahres Zigeunerleben. Bald hörte man ihn im Conservatorium, bald in der Renaissance, bald in der italienischen Oper im Zwischenacte der „Norma," bald im Herz'schen Concertsaale. Nur in der „Salle

Vivienne," oder, nach der uralten Tradition, in der „Salle Musard" hörte man ihn nicht, obwohl er mit Geige und Bogen zu kommen versprochen. Er kam nicht, und spielte so Hrn. Schlesinger wie dem Publikum, statt seiner schönen Compositionen, nichts als einen bitterbösen Streich. Da fällt mir ein, daß dieser Herr in Folge des Verunglückens seines Concertes einen entsetzlich schwarzen Racheplan gegen die ersten Mitglieder der italienischen Oper, sage der italienischen Oper, geschmiedet hatte. Rubini, Tamburini und Lablache nämlich hatten ihm, gleich Vieuxtemps, ihr Mitwirken zugesagt, später aber, ich weiß nicht warum, ihr Versprechen nicht gehalten. Da kam Hr. S. auf die schauerlich drollige Idee, die Signori Rubini, Tamburini und Lablache bei ihrem nächsten Auftreten in ihrem eigenen Theater —— gelinde auspfeifen zu lassen. Nur wer durch persönliches Hiersein die wahrhaft mirakelhafte Höhe der Achtung, der Vergötterung kennt, auf welcher jene Heroen des italienischen Gesanges in den Augen der Dilettanti wie des großen Publikums stehen, vermag das Gepräge des Genialen in dem Einfalle des Hrn. S. gebührend zu schätzen. Um Hrn. Schlesingers halber sollten die Pariser ihre geliebten, gefeierten Italiener auspfeifen! Das würden sie nimmer gethan haben, hätten sie selbst ahnen können, daß einige Monate später die Kaiserin von Rußland ihn (zur Belohnung seiner Dienste als prompter Uebersender der neuen pariser Musikalien) in einer Privataudienz empfangen, ja, mit einem Orden seine

edle Brust schmücken würde. Ich weiß nicht, ob die mit theurem Gelde angeworbenen Pfeifer wirklich die Courage hatten, einen Versuch zu machen, ihrer Amtspflicht nachzukommen, aber ich weiß, daß dieser Abend, wie jeder andere, ein frisches Blatt in den schon so reichen Ruhmeskranz der Italiener flocht, daß Hr. Schlesinger den Verdruß hatte, statt des unschuldigen Gaudiums der schrillen Zorn- und Rachetöne, die er sich versprochen, donnernden Applaus und stürmischen Jubel vernehmen zu müssen, daß er am folgenden Tage weidlich ausgelacht ward und nun sehr ungern von der Geschichte reden hört. Es sollte mir daher herzlich leid sein, käme ihm meine Erzählung zu Gesicht.

A propos, kennt denn der Leser Hrn. Schlesinger, Hrn. Schlesinger, wie die deutschmordenden Franzosen den Namen aussprechen? Sollte er ihm nicht bekannt sein, so wäre das sehr wohl zu verzeihen, obwohl es Hrn. S. völlig unbegreiflich scheinen dürfte, denn er glaubt steif und fest an seinen europäischen Ruf. Uebrigens steht er bei wahrhaft großen Männern hoch angeschrieben, und sie sind es auch bei ihm, worüber sein Cassabuch nähere Auskunft zu geben vermag, als ich. Er ist nämlich der Verleger der Werke Meyerbeer's, Donizetti's, Auber's, Halevy's und so weiter, und spielt als solcher eine klingende Rolle, in der musikalischen und musikliebenden Welt. — Daher sieht und hört man ihn überall, in jedem Concerte und an jeder Affichen-Ecke der dreitausend

Straßen von Paris, in jeder musikalischen Matinée, Soirée, ꝛc. ꝛc. und an jedem Notenladen. Daher ist es wohl zu entschuldigen, daß ihn seine Verwandten in Berlin, und manche Kunst- und Geschäftsbekannte im übrigen Deutschland für einen Mann von bedeutendem Einfluß halten. Es kommt nicht leicht aus diesen Orten Jemand nach Paris, der nicht mit einer vielversprechenden Empfehlung an Hrn. Schlesinger versehen wäre. Er hält das wichtige Schreiben recht warm in seiner Brieftasche, wie der Vater den unglücklichen Knaben im Goethe'schen „Erlkönig." Er schützt es auf seiner weiten Reise in Nacht und Wind wie im heitern Sonnenschein. In Paris angekommen, wirft er sich, sobald er das Palais royal besucht — ich weiß nicht recht, warum? noch immer der erste Ausflug jedes Fremden, den die Malleposte oder die Diligencen endlich glücklich an dem heißersehnten Ziele ausgespieen — in seinen schwarzen Frack und seine hoffnungsvollste Miene. In der Straße Richelieu Nr. 97 hält er seine raschen Schritte an, um vor dem Eintreten in das Gewölbe die breiten, blitzenden Spiegelfenster, die lithographirten Portraits der Mäcene dieses Hauses, Meyerbeer's, Donizetti's, Auber's u. s. w., die innen stolz ausgebreiteten, prachtvoll gebundenen, reich vergoldeten Musikhefte, die auch am Tage anwesenden Krystalllampen ꝛc. ꝛc. gebührend zu bewundern. Drinnen trifft er einige äußerst geschäftig thuende Commis, welche ihn leise, leise, mit geheimnißvollem Fingerzeige nach einem höher

gelegenen Cabinet expediren, wo er, wenn er glücklich ist, den neuen Protector wirklich sehen und sprechen kann. Hr. Schlesinger ist ein äußerst höflicher Mann, gar nicht stolz, nicht einmal auf seinen Namen und auf den der Männer, die ihn reich gemacht haben. Mit Dienstanerbietungen, Versprechungen jeder Art ist er äußerst bereitwillig, denn man muß wissen, nirgend in der Welt kann man einerseits deren Erfüllung weit gemächlicher umgehen, nirgend in der Welt wird man andererseits leichter müde, auf diese Erfüllung zu hoffen und zu harren, als hier in Paris. Noch verschwenderischer aber als mit dergleichen Wortgeschenken ist Hr. S. mit Concertbilleten. Er, als öffentlicher Charakter, fürchtet fast nirgend einen Cerberus-Thürsteher, und seine Tasche oder sein Schreibtisch ist beständig mit Einlaßkarten für alle die unzähligen musikalischen Festlichkeiten der Riesenstadt gespickt. Mit dergleichen tonschwangerer Gabe entläßt er selbst seine pretentiösesten Besucher vollkommen befriedigt und dankbar. Als Herausgeber einer gelesenen musikalischen Zeitung, veranstaltet er sogar in jeder Saison eigene Concerte, bald in seinem Hause, um mit irgend einem frisch angekommenen Virtuosen oder einer Virtuosin, wie z. B. kürzlich mit der Löwe, zu glänzen, bald in einem öffentlichen Locale, zu welchen letzteren nur die Abonnenten seines Blattes Einlaß finden — ein köstlicher pariser Puff, keineswegs indessen von Schlesingerscher Erfindung. Hier gilt das Sprichwort „mit Speck fängt man Mäuse" in

faſt buchſtäblichem Sinne. Die Leute laſſen dem Publicum in den letzten Monaten der Saiſon die Ohren vollſingen, geigen und pianoſiren, um monatlich ſo und ſo viel Bogen bedruckten Maculaturs mehr abzuſetzen. Die Speculation iſt in unſerer Zeit wahrlich die fruchtbarſte aller Mütter. Dieſe ſogenannten Abonnenten-Concerte werden übrigens ſeit Kurzem auf höchſt drollige Weiſe parodirt. So giebt es renommirte Schneider, Modehändler, Pianofabrikanten u. ſ. w., welche ihren reſp. Kunden im Laufe der Saiſon verſchiedene Vocal- und muſikaliſche Morgen- und Abendunterhaltungen auftiſchen, natürlich nur aus dem einfachen Grunde, um ſie in ungeſtörter Harmonie über den Löffel barbieren zu können. Um wieder für einen Augenblick auf Hrn. S. zurück zu kommen, ſo muß ich bemerken, daß ich die obigen, ihn betreffenden Bemerkungen mehr aus fremder als aus eigener Beobachtung geſchöpft habe. — Ich für meine Wenigkeit hatte nur ein Mal die Ehre, das Cabinet des Paſcha der Rue Richelieu zu betreten und ich verließ es, ſeltſam genug, ohne das allerkleinſte Concertbillet, was gewiß nicht geſchehen wäre, hätten wir nicht zufälliger Weiſe die allerheißeſte Jahreszeit gehabt. Von Meyerbeer war ich ſeiner muſikaliſchen Herrlichkeit empfohlen, und ich hatte mir, obwohl mit dem wärmſten, ſchmeichelhafteſten Schreiben des liebenswürdigen Maeſtro verſehen, eben nicht viel von dieſer Empfehlung verſprochen, aber doch die Bekanntſchaft eines der großen pariſer Druckherren, Didot, Pan-

koucke ꝛc., welche ich gerade zu ſuchen gezwungen war. Nun, an höflichen Worten ließ ſein Verleger mich durchaus keinen Mangel leiden, und „das war gar hübſch von einem großen Herrn" dachte ich, um Hrn. Schleſinger faſt für zwei volle Jahre zu vergeſſen, bis er mich am letzten Sonnabende ſelbſt wieder an ſich erinnerte. Er erſchien mir nämlich in einer neuen Geſtalt, als Claqueur par excellence, als Enthuſiasmus-Brander, als Begeiſterungs-Influidum, und zwar im Liszt'ſchen Concerte, das die glänzendſte Verſammlung angelockt, die ich hier geſehen. Ich hörte den Fürſten der Pianiſten zum erſten Male, und war daher, wie es wohl auch manchem Andern ergangen ſein mag, berauſcht, verwirrt, betäubt faſt von dieſem wilden Tonſturme, von dieſer trotzig dahin wirbelnden Energie, einer Hand innewohnend, die nothwendig Stahlnerven haben muß, um ihre an das Fabelhafte grenzende Thaten auszuführen. Neben mir ſtand Joſeph Mainzer, der Componiſt der „Jaquerie" und Begründer einer trefflichen Volks-Geſangſchule, der noch immer regſame, im Correſpondiren ergraute Depping, Ritter der Ehrenlegion und des Cottaſchen „Morgenblattes," und Heinrich Heine in ſeinem beſcheidenen blauen Paletot, mit den verwilderten dunkelblonden Locken, den kurzſichtig blinzelnden Augen, den immer profaiſcher ſich aufkettenden Satyrzügen und den eng auf einander gekniffenen Lippen à la Voltaire. Neben mir ſtand auch ein Herr in ziemlich nachläſſigem Anzuge, mit etwas riscant abgeſtülpter

Naſe, dick aufgeworfenem Munde, ſonſt regelmäßig häßlichem Geſichte und ſchwarzem, wollig gekräuſeltem Haare. Ein Blick, eine Gedächtnißzuckung, und ich hatte ihn remis, wie die Franzoſen ſagen. Das war der Paſcha der Rue Richelieu 97, mit den ſechs Roßſchweifen: Meyerbeer, Halevy, Donizetti, Auber, Berlioz und Liszt. Ich verſuche gar nicht, ſein wüthendes Entzücken, ſeine wie in einem Zuſtande ſeliger Verzückung herausgeſtoßenen Exclamationen: „Heine, Heine, das war göttlich! — Der Kerl iſt einzig! — Mainzer, den Lauf da ſpielt ihm kein Menſch nach! — Wie klar dieſe drei Melodien eben heraustreten! Herrlich! Herrlich!“ „Delicieux! C'est divin, vraiment plus que divin même!“ näher zu bezeichnen. Sie genirten allerdings die Umſtehenden ein wenig durch ihre ſtete Wiederholung, aber Jeder war vernünftig genug, zu bedenken, wie Hr. Schleſinger, Rue Richelieu 97, Franz Liszts Pianocompoſitionen verlege und daher um eine Stunde Enthuſiasmus nicht verlegen ſein dürfe.

Das unbeſcheidene Publikum verlangt, ein eben geſpieltes Bravourſtück des großen Virtuoſen noch ein Mal zu hören. „Mais, vous le voulez donc tuer, cet homme!“ ſchreit Hr. Schleſinger, indem er ſich auf die Zehen ſtellt, um ſeiner kleinen Perſon etwas mehr Anſehen zu verſchaffen. Das Bis-Rufen dauert fort. Keine Seele kümmert ſich um den Opponenten. „C'est du non-sens!“ krächzt er von Neuem, denn welch ein Ge-

schäftsverlust für ihn, erläge Franz Liszt unter der Last seiner Gefälligkeit für das Publikum. — —

Liszt hatte in diesem Concerte ein Wagstück übernommen, für dessen glücklichen Ausgang ihm eben nur sein Genie Bürge sein konnte. Man denke, zwei lange Stunden das launenhafteste Publikum der Welt nur mit Pianospiel und mit demselben Pianisten an demselben Piano herbeizulocken, zu unterhalten, im Entzückungstaumel zu entlassen. Und das ist ihm gelungen, vollkommen gelungen. — Lebendiger als alles Andere ergriff mich die ungeregelte, zornige Poesie des „Mazeppa." Jetzt erst verstand ich die Dichtung Byrons und Hugos, wie sie verstanden werden kann und soll. Mir war es, als würde dieß elegante Piano plötzlich selbst zu einem wildschnaubenden Rosse mit fliegender Mähne, als trüge es mich fort, über den Wollkopf Schlesingers fort, nach den Waldsteppen der Ukraine. Horch! wie seine dampfenden Nüstern stöhnen, wie sein glühender Huf im athemlosen Laufe dumpf über den Boden donnert, horch, wie der Wind das hohe Gras, das schwarze Baumgestrüppe durchsaust, wie die Wölfe, die Wölfe mit der rothen, lechzenden Zunge, uns dicht zur Seite heulen, aber fort, fort! In meinen Adern ,strömt das Blut in rothen Feuerlinien; nun sprengt es die schwache Haut und rinnt über meinen Körper auf die gierig säugende Erde, aber fort, fort! Mein Gaumen ist ausgedorrt wie die heiße Steppe, über die ich eben jetzt mit der Schnelle von

tauſend Sturmwinden fliege, aber da drüben funkelt ein breiter Silberſtreif, ein Strom. Hin zu ihm, fort, fort! O, ſchon hinüber, ſchon am jenſeitigen Ufer, als es kaum vor mir aufdämmerte! Ein umgekehrter Prometheus, fliehe ich das labende Element, da es mir nahe war. Aber fort, fort! durch den nächtig dunklen Urwald mit ſeinen trotzig aufſtrebenden Bäumen und ſeinem zum erſten Male entweihten ſchauerlichen Schweigen. Der vielendige Hirſch ſpringt mit verwunderten Augen vor uns auf, die Vögel flattern mit gellendem Angſtgeſchrei auf die höchſten der ſchwarzen Rieſenzweige, hinter uns aber, in weiter, verlorener Ferne tönt noch immer das blutdürſtige Wolfsgeheul und verklingt nur langſam trotz der unerſchöpften Schnelle des Roſſes. Fort, fort! Steppe, Baum, Gras und Strom tanzt noch immer meinem halbgebrochenen Auge vorüber im wirren, phantaſtiſchen Reigen; der Tag ward zur Nacht, und die Nacht wieder zum Tage. Der Sonnenball ſchießt ſeine Flammen auf meinen nackten, blutenden Körper, ſie ſaugen ſich in meine Wunden wie gierige Vampyre; der Mond glüht weiß und mitleidig empor und die Sterne, die geheimnißvollen Silberblumen des Firmamentes, blühen und funkeln und ſchauen hernieder auf den armen gebundnen Mann, mit dem der gewaltige Träger wehrlos dahinraſt, den nun ein ſcharfer Wind und unerbittlicher Fieberfroſt ſchüttelt, in deſſen gerinnendes Blut eiſiger Morgenthau tröpfelt, deſſen Gedanken ſich längſt verwirrten und erloſchen wie flimmernder

Docht im Sturme — — bis endlich Roß und Reiter morsch zusammenstürzen, umsprungen, scheu und neugierig umwiehert von der Schaar der freien Gesellen der majestätischen Oede.

Das sind einige in Worte verwandelte Noten aus der großen Etude „Mazeppa" von Franz Liszt, dem Clavier-virtuosen.

Achter Brief.

7. April.

Mich prickelt heute eine unnennbare Luſt, mein Schreiben auf eine ganz neue, eine ganz entſetzlich geiſtreiche Weiſe einzuleiten. Wüßte ich nur, wie man es anfangen muß, um zu einem ſolchen Anfang zu kommen! Es kann dem lieben Gott einſt nicht ſchwerer geworden ſein, das große Schöpfungswerk der Welt zu beginnen, als es mir ſtets ſchwer wird, aus dem Chaos der Notizen, der Erinnerungen und der Vorſätze eine recht pikante, von vorn herein das Intereſſe des grimmigſten Leſers feſſelnde „erſte Zeile" zu wählen. Doch da fällt mir das greiſe, oft gemißbrauchte franzöſiſche Sprichwort ein: „Ce n'est que le premier pas qui coûte." — Unterhalten wir uns alſo zuerſt vom Theater — bah, das wäre heutzutage eine Rangordnung, die erſt für den letzten aller Tage paſſen möchte, wo, wie die Schrift ſagt, das Unterſte zu

Oberſt gekehrt wird. Von den Fortificationen — oh, oh; kein wacher Menſch denkt hier zur Stunde noch an das Kinderſpiel, Paris in ein Ehrenbreitenſtein zu verwandeln. Die Herren Deputirten und Pairs ſchämen ſich ordentlich, einem ſolchen Taſchenſpieler-Kunſtſtückchen — der Schauplatz war in einem Arbeitscabinete der Tuilerien — ſo und ſo viel ſonnenhelle Frühlingsſtunden, ſo und ſo viel volltönende Phraſen, Spazierfahrten in den elyſeiſchen Feldern, ſo und ſo viel ſüße Augenblicke in dem Halbdunkel eines verheißungsvollen Boudoirs oder in den Armen eines elaſtiſchen Lehnſeſſels geopfert zu haben. Reden wir kurzweg vom Wetter, wie es gebildeten und obendrein anſtändigen Leuten geziemt. Unſer junger Frühling hat den Schnupfen, ſeit acht Tagen faſt, und obwohl ſeine alte Mutter, die Natur, ihm täglich ein paar Mal die Sonne als Arzt ſchickt, harren wir doch immer noch ſehr ängſtlich auf eine dauernde Geneſung. Ich glaube faſt, der freiheitsüppige Lenz iſt vor den Fortificationen davon gelaufen. Mindeſtens machte ich die hochwichtige meteorologiſche Bemerkung, daß es hier gerade am Tage jenes Votums in der Pairskammer ſpottſchlechtes Wetter ward, und glaube ſomit vollgültige Anrechte zur Aufnahme in einige Dutzend vaterländiſche und nichtvaterländiſche gelehrte Akademieen zu haben. Auch bin ich geneigt, ſonſtige Ehrenbezeigungen für meinen der geſammten Menſchheit geleiſteten Dienſt anzunehmen, nur verſchone mich * * * mit Ueberſendung ſeines Ordens. Ich wage nicht,

mit Herrn Ratti-Menton in Damaskus, der nun endlich für seine Mühen bei den dortigen Judenquälereien auf würdige Weise belohnt ward, ein und dasselbe Abzeichen vor andern ganz gewöhnlichen, menschlichen Menschen zu tragen. — Am Tage, als die Pairskammer die Befestigungen und der Himmel das Aprilwetter votirte, ging auch die Mars ab. Welch ein Unglückstag für Frankreich im Allgemeinen und für Herrn Jules Janin im Besonderen. Ich glaube, das erstere wird nun ein ganzes Jahrhundert lang von finanziellem Bauchgrimmen geplagt werden, und der letztere, das ist sicher, stirbt, ehe funfzig Jahre vergehen, an zurückgetretener Mars. Der Hauptmechanismus in seinem so künstlichen Feuilletonsräderwerke ist nun zerbrochen; höchstens wird es noch von Zeit zu Zeit wehmüthig schnarren und stöhnen, aber woher nun die farbenschwellenden Bewunderungs- und Verehrungsphrasen nehmen, die er während einer langen Reihe von Jahren den hunderttausend Lesern der „Débats" so prächtiggeschickt an den Kopf zu werfen wußte? Heute schon erklärt er, daß seit dem 1. April das Theâtre français mit Stumpf und Stiel keinen Koburger Groschen mehr werth sei und, bald — schrecklicher Gedanke — bald finden wir vielleicht den dicken Kritiker erhängt an einem Eckpfosten seines Feuilletons. Er kann sich sogar ex officio erdrosseln, denn bekanntlich schickte ihm der junge Sultan Abdul Medjid eine seidene Schnur, nebst dem türkischen Sonnenorden. Das Charivari wollte vor ein paar Jahren

die ehrwürdige Schweſter des Königs, Madame Adelaide, mit demſelben jugendlichen Herrſcher der Gläubigen verlobt wiſſen — jetzt zahlt die Türkei dem geiſtreichen Frankreich Capital und Zinſen eines burlesken Einfalles zurück. — Nachdem die (nach Jules Janin) einzige, unnachahmliche, größte, beſcheidenſte Künſtlerin des Jahrhunderts am 31. März zum letzten Male bei ungeheuerem Andrange der Schauluſtigen, bei allgemeiner, koloſſaler Wehmuth aufgetreten war — ſahen wir ſie zum allerletzten Male zu ihrem Benefize, das ihr denn in der That die Kleinigkeit von 28,000—30,000 Fr. abwarf. Jenes Wort fand ſich bisher, ſo viel ich weiß, nur im Dictionnaire der Seiltänzer, Kunſtreiter und ſonſtiger öffentlicher Sehenswürdigkeiten. Das Theater und Dlle. Mars hielten es für recht und billig, es in das ihrige aufzunehmen. Bon! Beide wiſſen ja, wie man das empfindlichſte, das eigenſinnigſte, das leidenſchaftlichſte, aber auch zu gleicher Zeit das dümmſte Publikum der Welt behandeln darf. Am 31. nahm die Mars den rührendſten Abſchied von ihm. Möge man mir verzeihen, eine ſo düſterklingende Nachricht mit ſo heiterem Munde zu geben. Noch mehr, ich kann mich nicht enthalten, nach einem vielgeleſenen Witzblatte wörtlich getreu eine äußerſt lebendige, burlesk-tragiſche Schilderung ihres Scheidens mitzutheilen, das dem Abſchiede des Kaiſers von Fontainebleau, der Trennung von ſeiner alten Garde wirklich auf ein Haar ähnelt — nur iſt dieſes Haar von etwas ungewöhnlichem Umfange.

„Vorgeſtern, heißt es in jenen ewig ſpottenden Spalten, vorgeſtern verließ uns die Mars. Sie verließ uns gerade, als die Blumen kamen, ſie, welche ihrerſeits nimmer vom Frühling verlaſſen ward. Und, o welch ein ſeltſames Zuſammentreffen! der Tag nach dem letzten jour de Mars, war ein erſter April! In den Baignoirs*) ſaß der dicke Kritiker**), im buchſtäblichſten Sinne in Thränen gebadet. Er ſtarrte nach der großen Künſtlerin, ſo nahe dem Scheiden, die ihm ihr letztes Lächeln ſandte — welches Lächeln! — und mit ihrem letzten Lächeln ihre erſte Thräne — welche Thräne, guter Gott!

Während Beide auf dieſe Weiſe im Anſchauen verſunken waren, ſie, tief bewegt, und er, nicht minder bewegt, ſie, durch ihn immer trauriger geſtimmt, und er durch ſie, und die Eine durch den Andern, zwei Pilgern gleich, die am Ziele einer langen Wanderung ſich trennen müſſen und ſich nun das letzte Lebewohl ſagen, für immer, für immer, ach, welch ein Wort — während Beide alſo in dieſem gegenſeitigen Anſchauen verſunken waren:

Geſſroy, Menjaud, Samson, plus ou moins affligés,
Imitaient leur silence, autour d'elle rangés.

Welch feierlicher Augenblick! So tief war das Schweigen, daß man den Schatten des Königs Hamlet gehört hätte, wäre er zufälliger Weiſe über die Bühne geſchritten.

* Ein Logenrang in den franzöſiſchen Theatern.

** Jules Janin.

Nun trat Celimène dem Publikum einige Schritte näher. Bei ihrem Nahen zitterten die Herzen der Zuſchauer, und ihre Augen füllten ſich mit Thränen. Celimène aber deutete durch eine Handbewegung an, daß ſie zu ſprechen wünſche, und alſobald trat eine wahrhaft religiöſe Stille ein, ſo daß Jedermann die letzten Worte der großen Schauſpielerin an das ſie umgebende ausgewählte Publikum hören und bewahren konnte.

„„Vordere Logen, erſte Seitenlogen, Balcon, Parterre und Paradies, ſagte ſie, ich bringe Euch mein Lebewohl. Seit einem halben Jahrhundert bin ich zufrieden mit Euch: ich fand Euch ſtets auf dem Wege des Bureau de location.

„„Die hinterliſtigen Verbündeten brachten ganz Europa gegen mich in die Waffen. Ein Theil der ſehr ordinären*), königlichen Schauſpieler ward ſeinen Pflichten ungetreu, und Frankreich ſelbſt wollte eine andere jugendliche Liebhaberin.

„„Wohl wäre es mir möglich geweſen, mit Eurer Hülfe und mit der jener Braven, welche mir treu geblieben, noch drei Jahre lang ganz annehmliche Gagen zu beziehen; aber dann wären die Franzoſen unglücklich geweſen, und ich hätte dem Zwecke, welchen ich mir vorgeſetzt, entgegen gehandelt.

„„Beklagt mein Schickſal nicht. Immer werde ich glücklich ſein, ſobald ich weiß, daß Ihr es ſeid.

* Bekanntlich beginnt die tägliche Affiche des Theaters français mit den altherkömmlichen Worten: „Les comédiens ordinaires du Roi donneront aujourd'hui:“

Ich hätte mir den Tod geben können; nichts wäre mir leichter geweſen, und wahrlich, ich hatte ein Recht dazu. Aber ich habe nachgedacht und gefunden, daß ich die Nachwelt meiner Memoiren nicht berauben darf. Nun alſo bleibt mir noch die Pflicht, niederzuſchreiben, was wir mit einander vollführt. Es dürfte ein wenig lang werden. N'importe!

Nicht Euch Alle kann ich umarmen; eine ſolche allgemeine Liebkoſung könnte leicht einige Unannehmlichkeiten mit ſich führen, etwa für Eure Schnurrbärte und für meinen Teint. Aber Euren Stellvertreter will ich umarmen, den dicken Kritiker da. Komm, dicker Kritiker! Hier! Pſt!

Herr J. J. ſpringt auf die Scene. Celimène preßt ihn, ſo weit dies ihr nämlich möglich iſt, in ihre Arme.

Man bringe mir Doze*), fährt die große Schauſpielerin fort. Doze wird gebracht. Celimène küßt ſie. — Meine theure Doze, o möchten dieſe Küſſe im Herzen aller dieſer Braven wiederhallen; und Du, meine Kleine, vergiß mich, wenn Du kannſt, aber laß mich nicht durch Dein Spiel vergeſſen werden. Lebt wohl, meine Kinder — mes vieux.

* Jene junge Schülerin der Mars, durch dieſe, wie durch ihre Jugendfriſche am Theater français engagirt, im Uebrigen eine ängſtlich getreue Copie der äußeren Haltung und Declamation ihrer berühmten Lehrerin.

Bei dieſen Worten ſchluchzen alle Umſtehenden laut auf. Alles, was ſich in der Nähe der großen Schauſpielerin befindet, der Soufleur ſogar, bricht in Thränen aus. Eine Couliſſe trocknet ſich die Augen. Zwei Orcheſterlämpchen erlöſchen in ihren Zähren.

Jetzt nimmt der dicke Kritiker das Wort.

„Undankbare! ſchreit er, und alſo könnten wir ſie ziehen laſſen? Wie? Ohne die geringſte Anſtrengung, ſie zurückzuhalten? Sie, unſre ſie! welche wir lieben, und von der wir geliebt werden? ſie, der wir ſo Vieles ſchulden, und die ſich uns ſchuldet? ſie, dieſe Schauſpielerin que vous savez, ſie, die einzige, die wahre, die große, die unnachahmliche Schauſpielerin? Sie könnte abgehen, wie eine andere abgeht? Sie könnte uns Lebewohl ſagen, und damit ſollte Alles abgethan ſein? Wir ſollten ſie verlieren, wie wir Dem. Dupont, Hrn. Bouchet, Mad. Desmouſſeaux und tutti quanti und tutte quante verloren haben, ohne einen Schmerzensſchrei, ohne eine Thräne, ohne nichts! Oh, que non, Messeigneurs! Raſch, meine Herren, meine Damen, eine ſchöne Aufwallung! Laſſen Sie uns ihr aus unſern Armen ein Gefängniß, aus unſerem Enthuſiasmus eine neue Jugend machen. Geben wir ihr das Scepter zurück, dieſes Scepter der Kunſt, welches nimmer ihrer Hand entſchlüpfen ſollte. Errapia, pia, errapia — pia — pia, rappapia pia*)."

* Parodie des Janinſchen kurzathmigen Feuilleton-Styls.

Nun lohnte es in der That der Mühe, die Wirkung zu ſehen, welch dieſes Crescendo kleiner Phraſen, dieſe Raketen flimmernder Interjectionen, dieſe ſprühenden und kniſternden Stylwendungen hervorbrachten. In ganzen Wäldern flogen die Blumen auf die Bühne, und die Männer ſtiegen ebenfalls hinauf. Man ſchrie, und welches Schreien, man bat, und welches Bitten!

Niedergebeugt unter einer Laſt von Blumen, die Augenlider halb geſchloſſen, von fünfzehn athemloſen Pompiers aufrecht erhalten, ſo ſtand die große, die unnachahmliche Schauſpielerin da, und auf ihren Lippen irrten unbeſtimmte Verheißungen.

Genug, genug! — Nun, nun, meine Freunde — dieſe Erſchütterung tödtet mich —

Dank — Dank — es iſt genug — ich werde ferner ſpielen — — noch ein ganz kurzes Engagement — — aber nur drei Mal wöchentlich — — und nur bis 1850 — ja, nur bis 1850!

Nun bricht ein Beifallsſturm los, ein Roſenregen, Jubel, Tänze, Tollheit, Delirium! Man nimmt ſich bei der Hand, man umſchlingt ſich, man improviſirt die Cachucha. Der dicke Kritiker, mit dem kürzlich direct aus Konſtantinopel erhaltenen Nitchan-Iſtichar geziert, ſchlägt ein Rad. Die fünfzehn Pompiers werden im Triumphe fortgetragen. Die Verſammlung vertheilt unter ſich ein Haar der unnachahmlichen Schauſpielerin, das der Zufall von ihrem Haupte ſinken ließ.

Und das Publicum, dieſer gutmüthige Burſche, geht nach Hauſe, ohne im Mindeſten zu bemerken que le dernier jour de Mars était tout bonnement — Ein Aprilfiſch!

Am folgenden Tage und in ihren heutigen (montäglichen) Theaterberichten halten ſämmtliche Journale der Geſchiedenen mehr oder weniger claſſiſche Todtenreden, die nur den einzigen Fehler haben, ein wenig wie beſtellte Waare auszuſehen. Was iſt das für ein rührend Weinen, Schluchzen, Segnen der Schauſpielerin, Verfluchen der Natur, die ſelbſt eine Mars in den April ſchickte, als ſie eine ewige Jugend verlangte. Jules Janin iſt natürlich Kapellmeiſter bei dieſem Trauerconcerte und man muß geſtehen, er

„ſchlägt den Tact erbärmlich ſchön,"

etwa wie Kater Heinz in der drolligen Lichtwehr'ſchen Fabel vom „Schwarm geſchwänzter Gäſte." „Pan ſtirbt, Pan iſt todt!" ſchreit man uns nun ſchon Monate lang mit forçirter, gutbezahlter Rührung in die wehrloſen Ohren. Ei, ſo laßt ihn ſterben und laßt die Todten ruhen, in Gottes Namen! wenn es denn nicht anders ſein kann. Auch Talma iſt geſtorben und die Duchesnois und Mourrie und die Malibran, aber, eines natürlichen, ſoliden Todes. Man hat ihnen die gebührenden letzten Ehren erwieſen und läßt ſie ſchlummern in Frieden. Die Mars aber hat den Puff zum Doctor genommen und der hat ſie in den letzten zwanzig Jahren ſo oft begraben und auferweckt, daß man

mit dem beſten Willen von der Welt nicht mehr ſo mir nichts, dir nichts um ſie heulen und wehklagen kann. Sie war eine große Künſtlerin! Jemand, der ſie nur eine Viertelſtunde lang auf der Bühne ſah, wird freudig in dieſen Ruf einſtimmen. Aber die Sonne geht nicht für ewig unter, wenn ſie am Horizonte ſtirbt. Mit dem neuen Morgen erſcheint die alte Königin hehr, verjüngt, um der Erde und Allem, was ſie trägt, ſo herrlich zu ſtrahlen, wie am erſten Tage ihres Wandelns auf der Azurſtraße der Himmel. Und Ihr, mit Eurem Grabesjammer, mit Euren hohlen Vergötterungsphraſen, troſtlos gackernde Feuilletons-Leichenhühner, verzweifelt Ihr denn ſo ganz und gar an der Zeugungskraft, an dem Genius Eurer Nation, an der Sonne des Schönen, daß Ihr widerlich wehklagt: die Mars iſt dahin und mit ihr die Kunſt!?

Das Genie ſtirbt nimmer, eben weil es keinem Geſchlechte und keiner Kaſte angehört. Nimmer harrt ein Thron in ſeinen weiten Reichen des Königs. Das Scepter entfällt einer Hand, die Krone einem Haupte, aber nur, um in eine andere Hand, auf ein anderes Haupt zu ſinken. Das Genie iſt ſchon auf Erden jene Unſterblichkeit, von der Ihr träumt, jener aus der Aſche jugendlich ſchön emporſchwebende Phönix, von dem Euch das Mährchen erzählt. Hattet ihr nicht einen Lekain vor einem Talma, nicht eine Duchesnois vor einer Rachel? Nun,

auch der königliche Reif der Mars wird bald eine andere ebenbürtige Stirn umschließen. Bereitet Euch, den Thronerben würdig zu empfangen, aber schändet nicht Eure eigene Ehre, indem Ihr sein Erscheinen geradeweg als unmöglich bezeichnet, indem Ihr Eure Züge in fratzenhafte Trauerfalten legt.

Neunter Brief.

9. April.

Von dem Dichter der „Divine Epopée," jenem erſt vor wenigen Monaten erſchienenen und ſo bekannt gewordenen Werke, bereitet das Theater français eine längſt empfangene Tragödie: „Der Gladiator," vor. Erhält das Stück den Succes des epiſchen Gedichtes, ſo werden ſich die Claſſiker, ohnehin durch das lange, geheimnißvolle Schweigen Hugo's ermuthigt, laut prahlend als Sieger proclamiren, bis endlich es ſich auch im feindlichen Lager wieder regt, bis endlich der grollende Achill, im Zorne doppelt ſchön, das Zelt verläßt, um ſeinen Patroklus, den Ruhm, den Händen der frohlockenden Feinde zu entreißen. Ja, Soumet's Gedicht fand, trotz ſeiner ſo zahlreichen Verzerrtheiten, trotz des Modergeruches, der, wie aus Dante's Grabe aufgeſtiegen, an ihm haftet, eine faſt beiſpiellos günſtige Aufnahme. Vom König bis zum allergriesgrämigſten

Journaliſten hörte man nur eine Stimme der Anerkennung, der Bewunderung. Ganz Paris dachte volle acht Tage lang an den Himmel und an die Hölle, an Gott und Sathaniel — etwas ganz Unerhörtes, ſeitdem man geſcheut genug war, die Jeſuiten zum Henker zu jagen. Der Dichter ſelbſt, trotz ſeiner akademiſchen Würde im Laufe der Jahre ziemlich vergeſſen, ward auf jede Weiſe belohnt, ausgezeichnet, fetirt. „Dante II.," ſchrie man in den Feuilletons und in den Salons, „ſei begrüßt von Deinem Jahrhundert!" Auch Madame Recamier, ebenfalls eine mühſam erhaltene Ruine der Celebrität, ſtimmte in den allgemeinen Ruf ein und ſie lud Alexander Soumet in ihre literariſch-ariſtokratiſchen Soiréen, ſie gab ihm einen Stuhl zur Seite Chateaubriand's und Kuchen und Thee — ja, ſie ließ ihn ihren Gäſten den „Gladiator" vorleſen. Der alte Pilger von Paläſtina und Verona aber ward ſchon am Ende des zweiten Actes ſo ſeltſam bewegt, daß er ſein Taſchentuch und ſeinen Hut nahm, um ſich die Augen zu trocknen und daron zu gehen.

Nun aber tritt Theophile Gautier, der Ex-Langlockige, der auf ſeiner neulichen ſpaniſchen Reiſe ſeine Haare Gott allein weiß wie und wo gelaſſen — ganz vernünftig-nüchtern in der Revue de deux Mondes auf und beſpricht die „Divine Epopée," wie ſie es verdient. Er läßt nämlich ihren Vorzügen die vollkommenſte Gerechtigkeit widerfahren, während er mit ſcharfem, kritiſchem Meſſer ihre kranken und ungenießbaren Stellen ſecirt. „Dies

Gedicht," sagt er unter Anderm, „könnte recht wohl in einen Theil zusammengedrängt werden, ohne daß deßhalb die Handlung im Mindesten zusammenschrumpfte. Die Beschreibungen schleppen sich in einer unendlichen Länge hin, eben so ist es mit den Gesprächen und es gehört ein wahrhaft robuster Wille dazu, bis zur letzten Seite des Werkes zu lesen. Der Mangel an Interesse bei einer Handlung, welche außerhalb der Zeit und des Raumes liegt, hätte den Dichter bestimmen sollen, nüchterner in seinen, größtentheils völlig zwecklosen Entwicklungen zu sein. In diesen zwölf ungeheuren Gesängen liegt nichts Wahrscheinliches, nichts Menschliches, nichts, was sich an unser Fühlen und Denken knüpfte; das Abstracte allein genügt nicht in der Poesie. Um seine Kräfte zu erneuern, muß der Dichter von Zeit zu Zeit die Erde berühren, wie Anthäus in seinem Kampfe mit Herkules. Zuweilen wohl darf er im kühnen Fluge die Wolken theilen, aber nicht bleiben darf er da oben, wenn er nicht allein dort sein will. Dante, der gleichfalls einen außerhalb der menschlichen Möglichkeit liegenden Gegenstand behandelte, gehört indessen zu gleicher Zeit zu den am meisten realen Schriftstellern. Je abstracter bei ihm die Materie wird, um so tastbarer ist die Phrase, deren Zeichnung stets genau, deren Anwendung stets haarscharf treffend ist. Die ungreifbaren Schatten, in schmerzlicher Resignation da sitzend, werden Marmor-Kariatiden verglichen, die unter den Säulenkrönungen (entablements) das Haupt beugen. Durch ganz

unerwartet erſcheinende Gleichniſſe wird uns beſtändig die wirkliche Welt zurückgerufen. Hier iſt nichts Unbeſtimmtes, nichts Schwankendes. Die myſtiſchen oder hiſtoriſchen Anſpielungen allein, deren Sinn verloren gegangen, ſind Urſache manches Dunkels, nicht aber des Dichters Styl, welcher letztere beſtändig mit feſter Hand gemeißelt, beherrſcht und ſo ſcharf bezeichnend bleibt, als beleuchtete die Sonne der Lebenden die Scenen, welche er ſchildert. Herr Alexander Soumet aber hielt für übernatürliche Ideen, welche ſeine Dichtung bilden, einen vagen, in gigantiſche Formen gegoſſenen Styl beſſer geeignet. Er vergaß, daß gerade, wenn der Gedanke dunkel iſt, die Form am klarſten ſein muß, daß die untaſtbaren Schatten der Metaphyſik eben durch kräftig erſchaffene Bilder Leben erhalten müſſen. Der Idee einen Körper geben, das Wort in Fleiſch und Blut verwandeln, das iſt der Beruf des Dichters. Freilich kann man gerade nicht ſehr verſtändlich ſein, wenn man von Myſterien, wie z. B. vom Unendlichen, vom Unerſchaffenen, von der Ewigkeit u. ſ. w. redet, aber kann man die Theologie nicht reſpectiren, ſo ſoll man wenigſtens vor der Syntax Achtung behalten." Weiter unten bricht Gautier den Stab über den falſchen Geſchmack, der in Schilderung und Versbau mehrere Theile der Dichtung verunſtaltet, rühmt hingegen als eine ausgezeichnete Schönheit derſelben das poetiſche Bild, welches einen Mann aus der Tiefe eines Brunnens an einer Kette emporſteigen läßt, von der jeder Ring ein begangenes Verbrechen be-

deutet. C'est là une invention digne du poëte florentin! ruft der Kritiker aus. „Die Erzählung Nero's," fährt er fort, „trägt ein wahrhaft antikes Gepräge der Größe und des Einfachen und ſie zeigt, was Soumet leiſten könnte, ließe er ſich nicht hinreißen durch die Leichtigkeit, mit welcher er verſificirt, läuterte er ſeinen Styl von allen dieſen fabricirten Worten, von allen dieſen barbariſchen Neuerungen, deren er ſich mehr als jeder Andere enthalten ſollte."

Ich denke, ganz wie mein verehrter Freund Th. Hell in einem ſeiner jüngſten Briefe mir bemerkte, wir haben in unſerer reichen deutſchen Literatur eine Dichtung, welche weit über dieſem Werke Soumet's ſteht — Tiedge's „Urania." Ach, ſie haben ihn begraben, den edlen Sänger mit dem frommen Worte, und die Unſterblichkeit, welche er ſo ſchön beſungen, iſt ihm geworden. Wohl jeden von uns Deutſchen hier, die wir aus der uns ewig fremden Weltſtadt mit lebendigſter Theilnahme nach Allem blicken, was ſich drüben im lieben Vaterlande Freudiges und Trübes ereignet, hat ſein Scheiden innigſt ergriffen. Nun, ſein Tod war ein ſanfter, ſein Andenken iſt ein geſegnetes, denn wahr iſt, was der Redacteur der „Abendzeitung", der den greiſen Sänger mit zur Gruft begleitete, mir ſchrieb: „Manchem hat ſeine „Urania" Troſt in's Herz geſungen!" Wer ſo gelebt, wer ſo geſtorben, dem ward ein hehres, ein neidenswerthes Loos! Seine Dichtung ſpricht zu unſerm Herzen, denn das Herz hat ſie geſchaffen. Die Begriffe: Religion,

Tugend, Seligkeit, Ewigkeit werden bei ihm nicht vom rothen Flammenmeere der Hölle umbraus't, nicht von Teufelsfratzen umgrinzt, nicht von Schwefeldämpfen umwirbelt und, seiner todten Muse sei Dank, in den melodischen Versen der „Urania" heult und zähneklappert es nicht. Wozu auch dergleichen mittelalterliche Schnurren im neunzehnten Jahrhundert? Ich denke, hätte der Zufall unsere Tage mit dem Genie eines Dante Alighieri beschenkt, es würde sich ein ganz anderes Thatenfeld gesucht haben, als Hölle, Fegefeuer und Paradies. Die Schöpfungskraft des Dichters wird von seiner Zeit befruchtet, und später erst giebt er ihr, als Rückzahlung des Empfangenen, den Impuls zum Fortschritte. In der Schauernacht des blinden Glaubens, welche Europa gegen Ende des dreizehnten Jahrhunderts noch umhüllte, war die „Divina Comedia" eine gigantische, eine wunderbare Erscheinung; sie blieb es bis zu dieser Stunde, aber je weiter der Zeiger auf der Uhr rückt, um so gefährlicher und nutzloser wird das Wagstück, sie zum zweiten Male schaffen zu wollen. Wir brauchen gegenwärtig andere Epopöen, als die von Verdammniß und Seligkeit. Herr Justinus Kerner in Weinsberg ausgenommen, glaubt zur Stunde kein vernünftiger Mensch mehr an Gespenster und Höllenspuk — denn daß der bei seinem Geistercommerce dennoch ein ganz vernünftiger Mensch, ist gerade das Allernärrischste. In unserm geschmackverschiedenen Jahrhundert dürfte übrigens ein Gemein-Paradies oder eine Gemein-Hölle den Wünschen

der dabei nothwendig Betheiligten durchaus nicht entsprechen. Jeder der Sterblichen würde sich eine aparte Verdammniß und eine aparte Seligkeit erbitten. Ich z. B. kann mir ein charmantes Paradies platterdings nicht ohne ein pariser Café nebst täglich mit Thurn- und Taxischem Courier eintreffender „Augsburger Allgemeinen" vorstellen. Von meinem Ideal der Hölle will ich lieber nicht reden — es ist so gottlos, daß Sie's, mein verehrter Bruder in Gutenberg, vielleicht gar nicht sehen dürften. — Doch nun vom Unendlichen endlich zu etwas Anderem.

Die Elementargeister spielten uns hier in der letzten Woche einen bitterbösen Streich. Sie stahlen uns keck — Longchamps, die Hoffnung aller Putzmacherinnen, das Paradies der müßigen Gaffer, den Triumphzug der Dandys, der Löwen, Löwinnen und sonstiger modischer Thiergeschlechter. Hu! wie der kalte Regen klatschte, wie der schneidende Wind hohnlachend pfiff in den breiten, schauerlich öden Baumgängen, in denen nur hie und da einige Equipagen hinschlichen, als wollten sie trotz der grauen, drohenden Wolkenschichten dem Kalender den Sieg verschaffen über die grollende Natur. Die Ostertage brachten gleiches Mißgeschick, und so waren die Pariser denn gezwungen, um doch irgend etwas zu besuchen, in Massen zur Kirche zu strömen. Die Predigten und die lateinischen Gesänge sind seit langen Jahren nicht so stark in der Mode gewesen, wie heuer. In jeder der Hauptkirchen war ein Piket der handfesten Municipalgarde aufgestellt, um die

Gläubigen den Glauben an Sitte und Ordnung nicht vergessen zu lassen. Vor der Kirche des heiligen Rochus hatte sich am ersten Ostertage gar eine Queue von einigen hundert Andächtigen gebildet, just wie vor den Thüren des Theater français und der italienischen Oper, seligen Andenkens. Ich denke, hier könnte man so recht eigentlich sagen: „Les *dehors* trompent!“ Auch der Abbé Coquerau trat in der heiligen Woche in dieser Kirche auf, und mit glänzendem Erfolge natürlich, denn er, der Aumônier de la Bellepoule, der die Kaiserleiche von St. Helena nach Paris begleitet, ist noch ein Mann in der Mode.

Die Civilisation der hiesigen Handgeschickten oder Travailleurs, wie die „Gazette des Tribunaux“ sie nennt, macht wirklich mit jedem Tage staunenswerthe Fortschritte. Cartouche und Mandrin müßten sich ordentlich schämen über ihre Schulerstreiche im Diebshandwerk, könnten sie nur auf einen Tag aus der Hölle hervorschlüpfen, um die pariser Gerichtszeitungen und die Heldenthaten ihrer Jünger darin zu lesen. Welch ein Aufwand von List und Verschlagenheit, um eine Mansarde auszuplündern, oder einem gaffenden Engländer die träumerischen Rocktaschen auszuschneiden! Der flanirende Engländer war übrigens seit Menschengedenken das lohnendste Thatenfeld der pariser Spitzbuben. Seine Uhren, Ketten und Börsen schweben in beständiger Gefahr, eine unfreiwillige Wanderung anzutreten, und noch am letzten Charfreitage schnitt einer jener gewandten Halunken, und

zwar in St. Roche, nur wenige Schritte unter dem predigenden Abbé Coquereau, einem harmlosen, breitschulterigen Sohne old Englands einen ganzen Rockschoß ab — Zwei Tage darauf las man in Galignanis „Messenger“ eine Art von Entschuldigung Seitens des Bestohlenen, daß der Dieb für seine Mühe in der erbeuteten Tasche nichts als einige Visitenkarten gefunden haben könnte. — Die Lectüre der „Gazette des Tribunaux“ und des „Droit“ setze ich selten um einen Tag aus. Kein einziges der übrigen Organe der Oeffentlichkeit bietet dem Beobachter der französischen Gesellschaft, von der höchsten bis zur niedrigsten Stufe derselben, eine so reiche, wahrhaft unheimlich reiche Fundgrube dar. Diese Blätter sind der getreue Spiegel aller Lächerlichkeiten, Verzerrtheiten, Verderbtheiten, Vergehen und Verbrechen, welche nur um einen Zoll breit aus dem Dunkel der Verborgenheit hervortreten oder hervorgezogen werden. Sie werfen einen entsetzlich düstern Schatten auf diesen uns allerdings als leichtsinnig und lebenslustig bekannten französischen Charakter, den wir indessen schwerlich der schauerlich oft wiederkehrenden Gräuel fähig halten würden, in deren Details uns die Gerichtsblätter mit einer Art allgewaltig packender Beredsamkeit einweihen. Wahrlich, die Franzosen, und nicht etwa ausnahmsweise die Pariser, sondern die Franzosen im Allgemeinen, stehen in moralischer Hinsicht tief unter der Mehrzahl der europäischen Völker. Weder Italien noch Spanien sieht jährlich eine so große Zahl von Opfern

unter dem Mordmesser fallen, wie „die civilisirteste Nation der Welt.“ Väter erschlagen ihre Söhne, Brüder ihre Brüder, Söhne ihre Mütter, Mütter werfen ihre Neugebornen den Schweinen vor, wie das im Jahre 1840 zu verschiedenen Malen erwiesen ward, Vergiftungen, Raubmorde, Brandstiftungen gehören seit langer Zeit recht eigentlich zu den criminalen Alltäglichkeiten, so daß sich kaum noch ein besonderes Interesse an dergleichen Grausenthaten knüpft, falls nicht zufälliger Weise eine „Dame der feinen pariser Gesellschaft, oder eine sonstige ausgezeichnete Figur“ vor dem Richterstuhl erscheint. Man glaube nicht, daß ich übertreibe. Ich weiß sehr wohl, daß auch in andern Ländern Verbrechen verübt werden, welche die Gesellschaft nicht minder schänden, als die eben genannten. Aber in dieser Anzahl? — nirgends! Leider absorbiren hier und im beobachtenden Auslande andere Interessen die Forschung auf diesem Felde, sonst würde sich Frankreich seit lange ein allgemein anerkanntes monstruöses Alleinstehen auf ihm erworben haben. Man nehme einen Jahrgang jener Tribunalzeitungen zur Hand. Durchschnittlich wird man in jeder der dreihundert Nummern mindestens einen Mord und eine ähnliche Scheußlichkeit besprochen sehen; von sonstigen Criminalfällen sei hier gar nicht die Rede. Bestrebt man sich nun, die Lösung des empörenden Räthsels zu finden, so tritt uns als Grundursache dieser entsetzlichen Wahrheit die lockere Knüpfung jedes Familienbandes, der Mangel jeder echten und innigen religiösen

Ueberzeugung, die trostlose, grauenhafte Herzensleere des Einzelnen wie der Massen entgegen. Das französische Wörterbuch kennt das Wort „Gemüth" nicht, sehr natürlich, denn man suche in der französischen Gesellschaft, und man findet es eben so wenig. Der Franzose sagt in jeder Minute ein paar Mal: „Mon Dieu!" denkt aber Tage lang an alles Andere, nur nicht an Gott. Er hat nur einen Wunsch, nur ein Ziel, an welches sich sein Ehrgeiz, seine Eitelkeit, sein ganzes übriges Streben knüpft — taumelnder, egoistischer Lebensgenuß. Unter Tausenden sind kaum Einzelne in der Wahl ihrer Mittel, um dieses Ziel zu erreichen, ein wenig gewissenhaft, den Uebrigen gilt jeder Weg zu ihm vollkommen gleich. Der Robert-Macairisme ist die getreueste, aber auch die gefährlichste Wiederspiegelung dieser heillosen, moralischen Zerrüttung, und der Minister des Innern muß das auch eingesehen haben, als er seiner Zeit die weitere Darstellung jenes Stückes, in welchem man sie mit einer Art Glorie umkränzt hatte, untersagte. Dabei ist das, was man hier Succeß nennt, die völlige Freisprechung, gleichsam die Canonisation dieses unseligen Wesens. Es ist ungefähr wie in Scribe's „Bertrand und Raton": Das Gelingen oder Mißlingen bestimmt den Urtheilsspruch. Die letzten Wochen brachten uns gerade in diesem Puncte den überzeugendsten Beweis. Ganz Europa kennt bereits durch die Zeitungen den grandiosen Bankerott des Notars Lehon, Bruder des belgischen Gesandten am französischen Hofe.

Gut, der Mann bringt die vornehme pariſer Welt, den König, die Civilliſte und ihren Hirten, Montalivet, mit inbegriffen, um circa 6—7 Millionen Franken. Er hat mit dem bei ihm angehäuften fremden Gelde ſpeculirt, wie das alle franzöſiſche Notare, trotz einer, ſich gegen dieſen Mißbrauch des öffentlichen Vertrauens ſehr beſtimmt ausſprechenden Geſetzclauſel, thun. Aber Herr Lehon war ſo dumm, unglücklich zu ſpeculiren, und in dieſem Mißgeſchicke liegt gerade ſein Verdammungsurtheil. „Der Elende!“ ſchrie man acht Tage lang in allen Cirkeln, „welche Schändlichkeit, mit anderer Leute Baarem ſpaniſche Papiere und Kohlenwerks-Actien zu kaufen und zu — verlieren!“

Zehnter Brief.

12. April.

Die dießjährige Gemäldeausſtellung in den Sälen des Louvre iſt eröffnet. Die pariſer Maler ſind ohne allen Zweifel die fleißigſten Bürger ihres Vaterlandes; höchſtens ſtehen ihnen die Vaudeville-Fabrikanten an ſchaffender Emſigkeit gleich. Wer hätte es wohl dem griesgrämigen 1840ger Jahre angeſehen, daß es mit circa 4000 mehr oder minder den Namen „Kunſtwerke" verdienenden Gemälden ſchwanger g'ng? Die Arbeiten der Sculptur, des Kupferſtiches und der Lithographie gar nicht zu rechnen. Die Jury, nach dem Publicum leider der höchſte kritiſche Richterſtuhl der vertheidigungsloſen Helden von Pinſel und Palette, hat zum Glück nahe der Hälfte der oben angegebenen Zahl den Eintritt in die königlichen Hallen verwehrt. Zum Glück, ſage ich, denn einem gewiſſenhaften Berichterſtatter wäre es ja im entgegengeſetzten Falle völlig

unmöglich gewesen, trotz des Führers „Katalog," in diesem farbenprächtigen Labyrinthe mit einiger Sicherheit umherzuirren, und mit einiger Klarheit zu erzählen, was er gesehen. In anderer Hinsicht aber schließt sich innige Trauer an diese Freude. Es scheint nämlich, als mieden die eigentlichen Heroen der französischen Kunst nach und nach freiwillig die ihrer Göttin geheiligten Hallen des Louvre. Auch in diesem Jahre vermißt man mit aufrichtigem Schmerze einen de la Roche, Ary Scheffer, Vernet und Andere, die sicher, gleich Saul, um eine volle Kopfeslänge über all dies „ausstellende Volk" emporragen würden. Horace Vernet besonders hatte durch seine jüngste syrische Reise hier manche Hoffnung auf neue Werke seiner Meisterhand erweckt, die nun leider alle unerfüllt geblieben. Den talentvollen Heinrich Lehmann vermissen vor Allen wir Deutschen mit Bedauern, denn, mochte auch die neidische französische Kritik sagen, was ihr in den bestochenen Mund kam, seine „heilige Katharina" im letztjährigen Salon war, trotz einer bizarren Auffassung und mancher Fehler in der Zeichnung, ein schönes, sinniges Werk. — Aufrichtig gestanden, diese armen ausstellenden Maler thun mir oft in der Seele leid. Welch einem Schwarm gänzlich incompetenter, arroganter, unbarmherziger Feuilletonswespen sind sie zwei volle Monate sans merci Preis gegeben! Schwerlich dürfte ein einziges der 250 in Paris erscheinenden periodischen Blätter, das nur ein paar Dutzend Abonnenten zu fangen wußte, ohne

hochtönende Kritik des Salons sein. Welch fades, ungewaschenes Zeug über Kunst und Künstler da von Leuten zu Tage gefördert wird, die kaum ein Seestück von einer Sandlandschaft zu unterscheiden verstehen, wissen einzig und allein die Götter und die Maler — die erstern vermöge ihrer pflichtschuldigen Allwissenheit, die letztern vermöge einer sehr begreiflichen menschlichen Schwäche. Ueber diesen Pöbel der Kritik erheben sich die Matadore derselben nur in sehr geringem Maßstabe, denn, will der erstere für sein glattes Gewäsch baarklingend bezahlt sein, so geben sich die letztern sehr oft kaum die Mühe, ihre Füße einige Mal in die Ausstellung zu tragen, verdammen nach dem Kataloge ohne Ausnahme Alles, was ihnen unter die Feder fällt, oder lassen sich noch häufiger von rein persönlichen Sympathien oder Antipathien bestimmen, Diesen an das Kreuz der Vernichtung zu nageln, Jenen im Triumphwagen überschwenglichen Lobes zu promeniren. Was bleibt nun bei einer solchen ekeln Entartung der öffentlichen Beurtheilung dem Künstler, ich meine, dem echten Künstler, übrig? In der heiligen Stille seines Arbeitszimmers schuf er, zuerst mit dem Gedanken, dann mit der fleißigen und sichern Hand, sein Werk. Viele Monate hat es ihm gekostet, vielleicht Monate der schmerzlichsten Entbehrung, des Hoffens und Fürchtens und Zweifels. Da steht es endlich vor ihm, in jungfräulichem Reize, noch von Niemandem gekannt, als von ihm, seinem liebenden Schöpfer, noch nicht entweiht von den Blicken

einer rohen, neugierigen Menge, ein keusches Gebild des Genius, ein zartes Kind, das in seiner Schöne den Vater selbst freudig überrascht und ihn leise ahnen läßt, daß es den Tempel der Kunst würdig schmücken wird. Und nun verläßt es in dem breiten, golden blitzenden Rahmen das bescheidene Zimmer des Malers; die finstere Jury selber ist gerecht genug, ihm die Aufnahme nur mit 4 Stimmen gegen 3 streitig zu machen — wenige Wochen noch, und es prangt an einer günstigen Stelle der königlichen Säle.

In den nächsten Tagen brechen die Fluthen der Kunstkritiken über das geduldige Paris los. Der Maler sitzt drei Stunden täglich in der stillen Ecke eines Lesecabinets, und forscht und forscht, um endlich zu wissen, wie die gestrengen Herren des Feuilletons sein anspruchsloses Werk empfingen? In den „Débats“ findet er einige gleichgültige Worte über das Unpassende des Sujets; der „Artiste“ meint, eben so flüchtig vorübergehend, die Auffassung sei eine gänzlich verfehlte; der „Courrier français“ ist gefällig genug, die letztere zu loben, aber die Farben zu schreiend zu finden; der „National“ dagegen ist überzeugt, daß man eine Brille aufsetzen müsse, um hier das Roth vom Schwarz zu unterscheiden; die „Revue de deux mondes“ räth dem Künstler in ihrem arroganten Wohlwollen, sich fortan in einem andern Genre zu versuchen; die „Revue de Paris“ aber versichert wirklich, nur in dem gegenwärtig von ihm erwählten würde er mit der Zeit die diesmalige Verirrung vergessen machen können.

Von den minder bekannten Stimmführern der öffentlichen Meinung wird ihm dann ebenfalls das abſurdeſte und widerſprechendſte Zeug aufgetiſcht, und der Künſtler wirft empört und dennoch niedergeſchlagen den ganzen Papierwuſt weit von ſich, und eilt hinaus in die freie, friſche Frühlingsluft, um im Anſchauen der Natur, die ihn zu ſeinem Werke begeiſtert, Troſt gegen die Erbärmlichkeiten der Menſchen zu finden. Das etwa iſt das Schickſal jener Werke, deren Schöpfer in keinerlei intimer Verbindung mit den Paſchas der Feuilletons ſtehen, denn es begreift ſich leicht, daß ein guter Theil der ausſtellenden Maler die geeigneten Mittel zu ergreifen weiß, ſich übereinſtimmendere und günſtigere Beurtheilungen zu ſichern. Verdenken kann man den letzteren dergleichen Nothmaßregeln eben nicht, denn dieſe kritiſche Preſſe iſt trotz ihrer Erbärmlichkeit im Beſitze einer bedeutenden, faſt entſetzlichen Macht, und ihr verächtliches Schweigen oder rückſichtsloſes Verwerfen iſt oft ein Todesurtheil für den Künſtler und ſein Werk.

Beim erſten Blicke bemerkt man, daß die jährliche Ausſtellung von Malern und Privatleuten auch diesmal auf eine Weiſe gemißbraucht ward, der, leider, nicht eine einzige der Legion öffentlicher Stimmen wirkſam entgegentritt — ich meine durch die Unzahl der vorhandenen Portraits. Ein ſtreng zu befolgender Grundſatz ſollte in dieſer Hinſicht die Jury leiten, der, nur dem wahrhaft Ausgezeichneten in jenem Genre der Kunſt die Pforten des Salons zu

öffnen. Statt deſſen aber begegnen wir hier zuweilen mehrere Dutzend größerer und kleinerer Portraits, die, theils durch eine nur zu natürliche Häßlichkeit der reſpectiven Originale, theils durch jämmerliche, ſogenannte künſtleriſche Ausführung, dem Auge wahrhaft wehe thun. Im Auslande dürfte man der vollkommen wahrhaften Verſicherung kaum Glauben ſchenken, daß die in anderer Hinſicht ſo äußerſt ſcrupulöſe Jury hier Arbeiten des Pinſels Aufnahme gewährt, mit welchen man jedenfalls Bedenken tragen würde, ein anſpruchsloſes Privatzimmer zu ſchmücken. Da ſtand ich geſtern vor dem lebensgroßen Bruſtbilde einer Dame in den Blüthentagen der 30ger mit kupferbraunem, dick aufgeblaſenem, und obendrein lächelnden Geſichte, ein wahrhaftes Ideal der Häßlichkeit, mit roh aufſtreichendem Pinſel hingeklecſt — im eigentlichſten Sinne des Worts ein Schandfleck der Ausſtellung. Und ſolchen Erſcheinungen begegnet man in jedem der Säle, bald in männlicher, bald in weiblicher Form, bald im ſchwarzen Advocatenkleide, bald in buntleuchtender Uniform, bald als Greis, bald als Kind, zuweilen ſogar in der unzweideutigen Geſtalt junger Mädchen — ſo daß man ſich unzählige Male voll unwillkürlichen Ekels fragt: „Wie kommen dieſe Fratzen in den Tempel der Kunſt?“ — Hätten jene Leute nur den leiſeſten äſthetiſchen Sinn, ja, gehorchten ſie nur den erſten Geſetzen der Menſchlichkeit, ſie würden ihre grundhäßlichen Geſichter zu Hauſe, zum Privatgenuß laſſen. Man iſt wahrhaftig ſchon unglücklich genug, auf den

Straßen oder an öffentlichen Orten, in einer Theaterloge z. B., ſo wehrlos allen Arten von Häßlichkeiten ausgeſetzt zu ſein. Nun giebt es nahe an 1000 Portraits im dießjährigen Salon. Man denke, welch eine Welt von Runzeln, gelbem Teint und abſcheulichen Zügen! —

Den erſten Platz im diesjährigen Salon nimmt der allgemeinen Anſicht zufolge Leuillier's: „Le vengeur“ ein. Das iſt ein Schiff, ein ſterbendes Schiff, nein, ein mit dem Tode ringendes Schiff der franzöſiſchen Republik, und wäre nur ein klein wenig mehr des furchtbaren, aufgeregten Elementes, das mit ihm kämpft, vorhanden, ſo könnte man es nicht ohne Grauſen und eigene Todesangſt betrachten. Indeſſen, auch bei dieſem Mangel bleibt es ein anziehendes, ein treffliches Werk. Um es ganz zu verſtehen, muß man freilich die folgenden Verſe Lebrun's leſen, der den Untergang des „Vengeur,“ vom Ozean mehr als von drei engliſchen Fregatten beſiegt, ſo ſchön beſungen:

„Plus fiers d'une morte infaillible,
Sans peur, sans désespoir, calmes dans leurs combats,
De ces républicains l'âme n'est plus sensible
Qu'à l'ivresse d'un beau trépas.

Près de se voir reduits en poudre,
Ils défendent leurs bords enflammés et sanglants;
Voyez les défier et la vague et la foudre
Sous des mâts rompus et brûlans.

Voyez ce drapeau tricolore
Qu'élève en périssant leur courage indompté
Sous les flots qui les couvre, entendez vous encore
Ce cri: Vive la liberté!"

In dieſen Zeilen liegt die Analyſe des grandioſen Gemäldes. Am Stumpfe des letzten Maſtes, von den engliſchen Kugeln zerſchmettert, flattert eine dreifarbige Fahne hoch und kühn, als wäre auch ſie von dem Heldenmuthe ihrer Vertheidiger durchglüht, und unter ihr erwartet der Reſt der Mannſchaft den geweihten Tod. Die Kanoniere ſenden den Feinden die letzte Ladung, während die Verwundeten ſich freudig emporrichten, um im vollen Bewußtſein den Untergang ihrer Brüder zu theilen, während hier die unglücklichen Tapfern ſich im wilden Enthuſiasmus umarmen und dort andere Haufen mit ſtolzer Ruhe hinunter in das ſchäumende Meer, hinüber in die donnernden Feuerſchlünde blicken, und alle Stimmen ſich noch einmal vereinen zu dem jubelnden Freiheitsrufe: „Vive la république!" Wahrlich, dieſe begeiſterten Söhne der Republik ſind ihrer Mutter treu bis in den Tod.

An Thieren jeder Gattung iſt ein wunderlicher Ueberfluß in der Ausſtellung. Man könnte allenfalls eine Noahsarche zum Behufe eines neu zu bevölkernden Erdballes mit ihnen füllen. Sogar ein blaues Pferd, Löwen mit Eſelsköpfen, Hunde mit drei Pfoten und Declamator-Mäulern, Eber mit Dictatorphyſiognomien, und eine violette, platterdings durchſichtige Schlange habe ich entdeckt.

Die letztere trägt obendrein ein absichtliches Kindergesicht, und wäre sie nicht gar zu sehr mit Madame Eva, die sie eben zum Apfelbiß verleitet, beschäftiget, ich würde sie fragen, bei welchem Carnevalsballe sie es zuerst getragen? Der beste Thiermaler im diesjährigen Salon ist Jadin, bis auf jene dreipfötigen Hunde, deren er sich füglich hätte enthalten können. In seinen Hirschen, Wildschweinen und auch in seinen vollständigen Hunden ist viel Naturfrische und Lebendigkeit. Im Genrebilde begegnen wir in der That manchem eben so glücklich aufgefaßten, als vollendet ausgeführten Werke. Ueberhaupt dürfte die französische Kunst bei ihren Schöpfungen immerhin dem Humor freieren Lauf lassen. Laune und Witz sind ihr angeboren, im Reiche der Farben sowohl, wie auf dem Theater und in der Literatur. Die Holländer standen einst unerreicht da im Genrebilde, sie, denen die Natur von allen europäischen Völkern am meisten Gemüthlichkeit, indessen am wenigsten Geist gegeben hat. Wie herrlich könnte bei den Franzosen der letztere die erstere ersetzen, und dies Bewußtsein beginnt bereits bei ihnen aufzudämmern. Die nächstjährigen Kunstausstellungen werden sicher in diesem Zweige der Malerei immer Vortrefflicheres bringen. Die Krone der Genrebilder des Salons von 1841 dankt man indessen der Hand eines Fremden. Joseph Hornung in Genf lieferte ein Werk, bei dem auch die allerstrengste Kritik sich eines behaglichen Lächelns unmöglich erwehren kann. Der Katalog sagt: „Nr. 998. Plus heureux qu'un roi“ —

und ſo finden wir denn zwei friſche, mit der höchſten Lebendigkeit gezeichnete Savoyarden-, Schornſteinfeger-, oder ſchlechtweg Betteljungen, auf hartem Steinpflaſter gelagert, aber ſo kerngeſund, ſo göttlich vergnügt mit den geöffneten ſaftigrothen Lippen und den übernatürlich weißen Zähnen uns anlachend, während ſie ſich bei einem hochgehaltenen Glaſe Wein und einem Stück Schwarzbrot, glaube ich, gütlich thun, daß man unwillkürlich mit ihnen kreuzfidel iſt, mit ihnen ſich auf den Boden ſetzen, mit ihnen das frugale Mahl theilen möchte. Freilich hält es ein wenig ſchwer, dieſe glückliche Gruppe mit Muße zu betrachten, denn der Platz vor ihnen wird nimmer leer von Beſchauern, und man drängt und ſtößt ſich von 8 Uhr Morgens bis 4 Uhr Nachmittags nach Herzensluſt, um ſie zu ſehen, ſie, ihre zerriſſenen Jacken, ihre plumpen Holzſchuhe mit den ungeheuren Nägeln darunter, ihre Kappen, und ihren würdigen Freund, den weißgelben Hund, der vor ihnen kauernd, zutraulich zu ihnen aufblickt und auf ſeinen Theil an der Mahlzeit zu harren ſcheint. Unter den Genre- und Fruchtmalern des Salons verdient J. Jakob aus Berlin, durch ſeine früheren Arbeiten auf das Vortheilhafteſte bekannt, Erwähnung. Er lieferte ein anmuthiges, ächt deutſch-gemüthliches Bild nach Beranger's bekanntem Gedichte: „Lise, vous ne filez pas," und wieder eins jener Fruchtſtücke, die er ſo zauberhaft-täuſchend zu ſchaffen weiß, daß man ſie kaum von Natur unterſcheidet.

Elfter Brief.

15. April.

Herr Frederik Lemaître hier iſt ein leiblicher Zwillingsbruder einer gefeierten Darſtellerin in Berlin. So wenigſtens erſcheint er mir, nach dem Streiche, welchen der Ex-Robert Macaire*) neulich dem armen Director der Renaiſſance geſpielt und nach den allerliebſten Rollen- und Coſtüme-Caprizen, welchen ſich die deutſche Künſtlerin, laut ergötzlicher Schilderungen, in den Couliſſen des berliner Hoftheaters hingeben ſoll. Eine geiſtreiche Verwandtſchaft beſteht jedenfalls zwiſchen dieſen beiden Sternen des Theaterhimmels, aber es ſcheint, daß der lohnende und

* Dieſer humoriſtiſche Typus der franzöſiſchen Induſtrieritter gehörte zuerſt der Bühne an, wurde von Lemaître, wie die Franzoſen ſagen, créé, dann vom Miniſter des Innern, ſeiner Immoralität halber, theaterverwieſen und wanderte ſo in die freie Republik der Literatur.

richtende Gott des Firſterns in Berlin ein viel ſanfterer iſt, als der des Kometen Lemaître. Ja, Frederik, einſt der Günſtling des Boulevard du crime, iſt ein Komet und ein recht eigenſinniger obendrein. Er erſcheint, nur von einem aſtronomiekundigen Director erwartet, urplötzlich vor den Augen des Publikums, das nicht weiß und nicht fragt, woher er kommt? Er ſpielt einige Wochen, einige Monate höchſtens und verſchwindet dann eben ſo geheimnißvoll, wie er erſchienen, und das Publikum, obwohl entzückt, berauſcht von ihm, weiß und fragt wieder nicht, wohin er gegangen? Das iſt ein getreues Bild der ganzen Lebensweiſe eines der geprieſenſten franzöſiſchen Schauſpieler neuerer Zeit. Vielleicht thäte er beſſer, dies poetiſche Sternenſein mit einem menſchlicheren, ſolideren zu vertauſchen, aber es behagt ihm ohne Zweifel, und — chacun a son goût. Nun führt kein pariſer Theater ſeinen Namen mit größerem Rechte, als die Renaiſſance, denn es ſtirbt regelmäßig dreimal im Jahre und wird eben ſo oft wiedergeboren. Antenor Joly iſt ein unermüdlicher Director-Geburtshelfer und ſo oft eine unerwartete Kataſtrophe ihn zwingt, die kaum geöffneten Pforten des eleganten Hauſes wieder zu ſchließen, ruft er traurig, aber nie muthlos: „Mon théâtre est mort. Vive mon théâtre!“ Eine ſolche heldenmüthige Beharrlichkeit erweckte ihm natürlich längſt die Sympathieen aller Heroen des übermüthigen Vaudevilles, des blutdürſtigen Melodramas und aller Gottheiten des Feuilletons. Er, der Jupiter des Bühnen-

himmels, bedurfte ihrer in ſeinem letzten Kampfe mit dem Titanen Lemaitre. Welch ein gewaltiges Ringen war das, welch ein gepreßtes Stöhnen, welch ein langes Schwanken des Sieges. Jupiter wollte den Titanen in ſeinen herrlichen, blauangeſtrichenen Himmel ziehen — die umgekehrte Mythologie, wie man ſieht — wo Hebe in der Geſtalt des Souffleurs ihm die volltönigſten Schreckensphraſen in üppigſter Fülle kredenzen, wo Ganymed, als Regiſſeur, ihm die allerſchmeichelhafteſten Dinge ſagen ſollte, aber der Titan ſtrampelte mit Händen und Füßen dagegen, obwohl er die Aſcenſion bereits zugeſagt hatte. Ja, er war bereit, dem verzweifelnden Jupiter ſechstauſend baare Franken zu zahlen, wenn er ihn mit ſeiner Seligkeit und dem neuen Drama des Herrn Roziers ungeſchoren laſſen wollte — aber der Gott hatte einmal die Dame in Berlin zürnend geſehen und er rief, wie ſie: „Rom hat geſprochen!“ Und Frederik Lemaitre ward bezwungen, weniger freilich durch das Machtwort ſeines Gegners, als durch den Bannſtrahl der geſammten Preſſe, der bereits bedrohlich nahe über ſeinem Verrätherhaupte flammte. Am letzten Sonnabende erſchien er endlich in dem längſt angekündigten, aber durch ſeine Wortbrüchigkeit beſtändig wieder verſchobenen Effectgebräu: „Zacharie, oder: der Geizige von Florenz.“ Lemaitre ward von dem in dichtgedrängten Maſſen herbeigeſtrömten Publikum, als er ſich kaum blicken laſſen, auf eine in der That großartige Weiſe ausgepfiffen und ungeachtet einer raſchen, den Zorn des geſtrengen

Richters etwas beſänftigenden Bußrede, ungeachtet des unermüdlich arbeitenden Heeres der Claqueurs bis zum endlichen Fallen des Vorhanges von einem immer neu ausbrechenden Sturm des Unwillens umbrauſ't. — —

Der Text zu der neuen Oper Auber's: „Les diamants de la couronne“ iſt eine wahre Curioſität unter den Opernterten, ein ſo grandioſer Unſinn, daß meine plaudernde Feder gezwungen iſt, einige Augenblicke bei ihm zu verweilen. Wenn ſich die Herren Scribe und St. Georges bei dem Fabriciren dieſes Libretto nicht ſelber ausgelacht haben, ſo giebt's keine Heiterkeit in dieſer Welt mehr. In dem Stücke da wird uns alles Ernſtes eine Königin von Portugal vorgeführt, die ſich mit böhmiſchem Straß ſchmückt, um den verſiegten Finanzſtrom ihres Landes wieder golden fließen zu machen. Es lohnte ſich in der That der Mühe, einen Expreſſen nach Liſſabon zu ſchicken, um von Ihrer ſchönen Majeſtät Donna Maria da Gloria zu erforſchen, wer dieſe ihre edelmüthige Vorgängerin geweſen? Die Verfaſſer der neuen Oper nennen ſie, entſinne ich mich recht, Maria Franceska. Aber bekanntlich exiſtirt für die pariſer Bühnendichter eine ganz andere Geſchichte, als die bei den ordinairen Menſchen beglaubigte. Suche Einer in den Annalen Portugals die Königin Maria Franceska und ihre Wuth, gute Krondiamanten zum Beſten ihres Volkes, unter eigener Leitung, in einer Felſenſchlucht in falſche zu verwandeln — ich mache mich anheiſchig, ein ganzes Jahr lang das „Sie ſollen ihn nicht haben“ als

Morgen- und Abendſegen abzuſingen. Dieſelbe Königin verliebt ſich auf ihren abenteuerlichen Verfälſchungs-Fahrten in einen allerliebſt trillernden Edelmann, außer dem Theater Coudere, hier Don Henrico genannt, und da ſie ſich vor einer Mesallianz mit ihm ſo wenig wie vor dem böhmiſchen Straß ſcheut, ſo reicht ſie ihm zum Jubel des Parterre und zum Entſetzen der ariſtokratiſch geſinnten Könige ihre kleine, weiße, engliſch-portugieſiſche Hand. Wahr iſt's freilich, daß gleich darauf der Vorhang fällt, als wolle er die Schmach des alten Hauſes der Braganza ſo ſchnell als möglich mitleidig bedecken.

Es iſt viel Dialog in dieſer jedenfalls originellen Oper, aber doch noch nicht genug. So proſaiſche Phraſen der Katharina (Pſeudoname der Königin), wie:

„Monsieur, votre tasse est remplie,"

und die Antwort Don Henrico's:

„Madame, je vous remercie,"

könnten wohl auch ohne Tonfall und Muſikbegleitung debütirt werden.

Man fragt, ob Herr Auber nicht nächſtens einen Text, wie den folgenden componiren werde:?

— Garçon, une demie tasse!

— A la crême?

— Oui, garçon!

— Versez!

Eben dieſe „Krondiamanten" waren Schuld an dem Bruche der Damoreau mit der Direction der komiſchen Oper. Der

Componiſt vertraute die Hauptrolle darin, die der Königin, nicht ihr, ſondern einer hübſchen, blauäugigen Engländerin, Mß. Anna Thillon, vor einigen der letzten Sterbefälle der Renaiſſance an dieſem Theater engagirt. Da umgürtete ſich die Primadonna des Salle Favart mit dem Racheſchwert, trat zürnend hin vor den Director, Herrn Cerfbeer, und ſprach das Donnerwort: „Je m'en vais.“

Da ich in einem früheren Briefe eine gedrängte Biographie Delavigne's und eine Ueberſicht ſeiner Leiſtungen gegeben, darf ich auch jetzt nicht verſchweigen, daß er ſo eben mit einer durchaus verfehlten Arbeit auf dem Theater français niedergekommen. — Seine Zeit iſt vorüber. Er iſt körperlich und geiſtig kränklich, arbeitet nur mit übermenſchlicher Anſtrengung, ſo daß ihm jeder Akt ſeiner Stücke ſo und ſo viel Tage Bluthuſten und Bettlager koſtet. Zum guten Glück iſt er Bibliothekar des Königs, ein Poſten, zu dem ihn Louis Philipp noch als Herzog von Orleans berief. Mit Victor Hugo, ſeinem romantiſchen Antipoden, lebt er noch immer, obwohl dieſer nun die Ehren der Akademie mit ihm theilt, in feindſeliger Spannung. Man dürfte ſich gar nicht wundern, ſollte Delavigne am Empfangstage Hugo's in jenen geweihten Hallen am Gallenfieber ſterben. So ſtehen ſich denn noch immer zwei der bedeutendſten Dichter, welche Frankreich je hervorgebracht, nichtiger Axiome halber, erbittert gegenüber. Jeder von ihnen verleugnet, oder verkleinert doch — gegenwärtig freilich nur noch im Privatzirkel — die Verdienſte

des Andern, als wenn das wahrhaft Schöne nicht in jedem Gewande ſeinen Reiz behielte, als wenn das Verzerrte im Reiche des Geiſtes je auf die Dauer zur Herrſchaft kommen könnte? — Jetzt zu dem neuen Werke Caſimir Delavigne's. Doch nein, es fällt mir bei, daß er nur den Prolog zum Conseiller Rapporteur gemacht haben will, und daß er ſich in demſelben mit Händen und Füßen gegen die Autorſchaft des Stückes wehrt. Das letztere will er in den Papieren eines verſtorbenen Freundes, deſſen Teſtamentsvollſtrecker er geweſen, gefunden haben. Nun, wir wiſſen ſelber, in wie weit man dieſen geheimnißvollen Verleugnungen Glauben beimeſſen darf. Als Lamartine ſeinen „Jocelyn“ drucken ließ, wollte er ihn ebenfalls den Papieren eines verſtorbenen Freundes, des alten Dorfpfarrers, entnommen wiſſen, — das heißt, er hätte ſich ſelber zu Tode geärgert, würde man nur einen einzigen Tag die Schönheiten des Gedichtes einem Andern zugeſchrieben haben. Das ſind Autorlaunen, Autorgrillen, Autorbedürfniſſe, Autorliebenswürdigkeiten et caetera. Geſtehen wir indeſſen, Caſimir Delavigne iſt wahrhaftig zu entſchuldigen, ſich eines harmloſen Kunſtgriffes bedient zu haben, um ſeinem Neugebornen das ſo wunderbar flimmernde Adjectiv „intereſſant“ als Schutz- und Trutzmantel um die zarten Schultern zu hängen. Das Warum ſoll ſogleich klar werden. Molière und Marivaux ſind ein paar prächtige, charmante Kerle, das leugnet wohl Niemand in unſerer, an echter Heiterkeit ſo blutarmen Zeit,

ſelbſt Hr. Wolfgang Menzel und ſein Literaturblatt nicht, die Franzoſenfreſſer. Jene beiden Jupiter des franzöſiſchen Luſtſpiels des 17. und 18. Jahrhunderts ſind in der That göttlich geſunden Humors, voll derber, aber faſt immer gutmüthiger Schelmereien, und ſo kunſtgewandt in den gefährlichſten Situationsverwicklungen und ſonſtigen Schlüpfrigkeiten, daß wir ihnen herzlich gerne auf die glatteſte Eisbahn folgen, im Voraus überzeugt, wir werden weder Hals noch Bein brechen, nicht einmal eines unwillkürlichen Erröthens halber uns zu ſchämen haben. Nun kommt Herr C. Delavigne oder ſein todter Freund im Jahre der Gnade 1841, und will den längſt ſeligen Luſtſpieldichtern der guten alten Schule die wohl erworbene Krone ſtreitig machen. In der That, jener quaſi Anonyme geberdet ſich ganz und gar, als wäre es heilige Pflicht für Jeden, der einen Gran geſunden Menſchenverſtandes beſitzt, die modernen Fracks, Oberröcke, Pantalons mit Strippen, die Stiefel u. ſ. w. weit von ſich zu ſchleudern, um das Regime der pour-points und der haut-de-chausses in ſeine vermoderten Rechte wieder einzuſetzen. Dieſer dramatiſche Miſſionär wird ſchwerlich glücklich ſein im Proſelytenmachen. Wie konnte nur ein ſo vernünftiger, claſſiſch beſonnener Mann, wie Delavigne, ſich in der Hoffnung wiegen, das Publikum werde Intereſſe nehmen an aufgewärmten Situationen und Charakteren, an traditionellen Phraſen, die ſeine unſterblichen Vorgänger mit ſolcher Meiſterſchaft nach dem Leben zeichneten, daß jeder Verſuch,

dieſe zu erreichen, einem Bühnenſchriftſteller unſerer Zeit als Tollhäuslerſtreich angerechnet werden muß. Hier gilt einmal wieder die köſtliche Sentenz aus „Wallenſteins Lager“: „Wie er räuſpert und wie er ſpukt“ u. ſ. w. Man bemerke nur einige Namen der auftretenden Perſonen: Dorante, Criſpin ꝛc. Auch jene charakteriſtiſche Eigenthümlichkeit der Molièreſchen und der nächſtfolgenden Epoche, die handelnden Perſonen auf den Gaſſen, unter Gottes freiem Himmel converſiren und Stockprügel geben und nehmen zu laſſen, hat der todte Anonyme getreulich beibehalten. Zwei recht ehrlich blickende Geſellen in der Bediententracht aus dem Anfange des achtzehnten Jahrhunderts rennen über die Bühne, welche einen öffentlichen Platz darſtellt, und mit den Naſen gegen einander. Natürlich beginnt ſogleich folgende, einem Dutzend der alten Theaterſchriftſteller buchſtäblich entnommene Unterhaltung:

„Butor!“

„Animal!“

„Ah! c'est toi, Crispin.“ —

„Tiens, c'est toi, Labranche.“

Und Criſpin und Labranche tauſchen ſogleich auf das Geſchwätzigſte ihre Vertraulichkeiten aus, erzählen ſich allerlei wunderliche Abenteuer, die nur der Zuſchauer leider ſeit ſeiner zarteſten Kindheit unzählige Male geleſen und gehört hat. Criſpins Herr iſt ein königlicher Rath, Torponnerain; Labranche iſt der Diener des berühmten Advocaten Dorante, den eben jetzt ein höchſt kitzlicher und ſchwieriger Rechtsfall

beſchäftigt — es handelt ſich nämlich darum, die Unſchuld der Dame Corniquet, Gattin eines Tuchhändlers, bündig zu beweiſen. Dieſer Herr Corniquet — ein Name, der, wahrſcheinlich des Contraſtes halber, dem Wörterbuch des modernen Vaudeville entnommen iſt — gehört zum Geſchlechte der unglücklichen George Dandins. Er überraſchte ſeine Frau en conversation criminelle, wie heutzutage die Gerichtsjournale das Ding nennen, und hat einen Proceß gegen ſie anhängig gemacht. Das, mein todter Herr Anonymus, widerſpricht ein wenig den Eheſtands-Grundſätzen im Anfange des vorigen Jahrhunderts, widerſpricht vor Allem der moraliſchen Gleichgültigkeit, der ſittlichen Abgeſtorbenheit der Epoche des Regenten, in welcher das Stück ſpielt. „Tu l'as voulu! tu l'as voulu!“ ſchreit George Dandin — will man, um einen ähnlichen Fall zu finden, zu Molière zurückkehren — und damit iſt ſein ganzer Schmerz und ſein ganzer Troſt ausgedrückt. Im Jahre 1720 nun würde es noch bei Weitem weniger irgend einem betrogenen Ehemanne eingefallen ſein, die koloſſale Lächerlichkeit einer ſolchen Klage auf ſich zu laden. Der todte Anonyme läßt da auf unverantwortliche Weiſe den Zipfel eines Humann'ſchen*) Frackes unter ſeinem altmodiſchen Pourpoint hervorgucken. Doch weiter und ſo raſch als möglich zum Schluſſe mit dieſem närriſch coſtumirten Stücke. Dorante giebt ſich alle erdenkliche Mühe,

* Humann iſt ſeit lange einer der Kleiderkünſtler en vogue der pariſer Dandywelt.

die verbrecherische Gattin der richtenden Hand der Justiz zu entreißen, aber seine Anstrengungen scheitern an der felsenstarren Gewissenhaftigkeit des vortragenden Rathes, der die Gerechtigkeit nicht schwach und die junge Frau verdammt sehen will. Der Präsident des Tribunals ist gleich unbeugsam, und so sind die Schuldigen dean ganz nahe daran, in den 10,000 Exemplaren der „Gazette des Tribunaux“ zu figuriren, und für 4—6 Monate Bürger der Arbeitshäuser des Zuchtpolizeigerichtes zu werden, als der Rath zum guten Glück sich wüthend in eine sogenannte Wittwe verliebt (welche Niemand anders ist, als die von ihm angeklagte Dame Corniquet selber), und bald darauf durch allerlei seltsame Zwischenfälle irre geführt, sich einer Verführung, und eines Mordes schuldig glaubt. Der gestrenge Herr Präsident, zweiter Todfeind der schuldigen Dame, liebt, eben so glücklicher Weise, den Champagner mehr noch als die Pandecten. Er läßt im Rausche den klagenden Ehemann ins Gefängniß stecken, denkt sogar alles Ernstes daran, ihn hängen zu lassen, was indessen nicht geschieht, denn, ehe der Vorhang fällt, ist der Unglückliche so glücklich, von seiner treulosen Hälfte wieder zu Gnaden angenommen worden zu sein — eine erbauliche Moral! Der Prolog übrigens, den Delavigne wirklich als legitimen Sohn anerkennt, ist die wunderlichste Schöpfung dieser Art, welche die modernen Theaterannalen auf die Nachwelt bringen werden — wenn überhaupt unsre Zeit auf die Nachwelt kommt?! Wir werden darin auf

die allernärrischsten Dinge vorbereitet. „Das, was ich Euch erzählen werde," ruft der Dichter einige Dutzend Male aus, „ist wirklich zum Todtlachen frivol. Thut mir indessen den einzigen Gefallen, und nehmt die Sache nicht krumm. Haue ich auch ein wenig über die Schnur, so bedenkt, daß ich Euch in die gute alte Zeit zurückführe, wo die Prüderie noch nicht Mode war, wo man ein derbes Wort und eine schlüpfrige Situation wie ein Glas Zuckerwasser hinunterschluckte, wo man noch ein Freund herzlichen Lachens war." — Man kann sich vorstellen, welch eine Wirkung diese unbegreifliche Anklage der zu großen Ernsthaftigkeit und Sittenstrenge unserer Epoche auf ein pariser Publikum hervorbringen mußte. Die Damen erröteten ordentlich unter ihrem rouge über ihre eigene Tugend, die Herren in den Logen zwickten an ihren gelben Handschuhen, und selbst die Leute im Parterre sahen ganz betroffen aus über ihre Ehrbarkeit. — Nun faßte man den festen Entschluß, Herrn Casimir Delavigne zu gehorchen und während der angekündigten drei Acte ganz außerordentlich lustig zu sein — als ob die Heiterkeit ein Theeaufguß wäre, den man nur nach dem Recept des Apothekers zu bereiten und verschlucken braucht, um das Lachen aus allen Poren zu schwitzen! Weder Molière, noch Regnard oder Beaumarchais erlaubten sich, unter der Form eines Prologes dergleichen Lach-Ordonnanzen dem Publikum vordeclamiren zu lassen. Sie ahnten selber nicht, welch eine Zauberkraft diese oder jene Situation, diese

oder jene Pointe auf ihr Parterre üben würde, als ſie ihre Meiſterwerke ſchrieben.

„Warum liebſt Du dieſen Mohren?“ fragt im „Othello“ der Doge von Venedig ſeine Tochter.

„Warum? Ich weiß es nicht. Ich liebe ihn!“ antwortet Desdemona. Fragt ein Theaterpublikum, wenn es ſo recht aus vollem Zwerchfelle lacht, nach dem Warum? „Ich weiß es nicht,“ wird es antworten, „ich lache.“

Zwölfter Brief.

21. April.

Seit Monaten hatte ich mir vorgenommen, etwas Näheres über die hiesige Darstellung der Schiller-Lebrun'schen „Maria Stuart" zu schreiben. Gestern sah ich sie zum dritten Male, und darf somit die nachfolgenden Bemerkungen als reiflich überdacht und unparteiisch bezeichnen. Hätte Jules Janin, in einer jenseit des Rheins sehr heftig zurückgewiesenen Kritik, nicht das Originalstück, nur die Rollenvertheilung des Theater français, die Bearbeitung und die Darstellung derselben in ihren Details angegriffen, so würde er in seiner ganzen Journalistenlaufbahn kein gerechteres Feuilleton geschrieben haben. Aber seine leichtsinnige Hand tastete den Lorbeer unsers großen Dichters an, und daher that man von deutscher Seite vollkommen recht, ihm derb auf die schreibseligen Finger zu klopfen. Verstände der Pascha der pariser Kritik nur nothdürftig

unſre ſchöne, vollkräftige Sprache, ſo würde er ſich jenes Verbrechens ſicher nicht ſchuldig gemacht haben. Aber den poetiſchen Reiz, der Schiller's „Maria Stuart" in jeder Zeile durchglüht und umduftet, konnten ihm die ſteifbeinigen franzöſiſchen Alexandriner allerdings nicht wiedergeben, und ſein Auge war nicht ſcharf genug, das leuchtende Gold unter der ſchwarzen Bleikruſte zu erkennen. Die Uebertragung, in den Verſen oft wörtlich getreu, oft auf unverantwortliche Weiſe ſich vom Originale entfernend, hat in dem Bau der Acte die kräftigſten Pfeiler bei Seite geworfen, die das deutſche Stück ſtolz und herrlich tragen, tragen werden, ſo lange in deutſchen Herzen noch ein Funken der Liebe glüht für echte, lebenswarme Poeſie. So ſuchen wir in der Lebrun'ſchen Verſtümmelung der Schiller'ſchen Tragödie vergebens eine der ſpannendſten Scenen zwiſchen Mortimer und Leiceſter, eine andere zwiſchen Paulet und ſeinem Neffen, in welcher der biedere Kerkermeiſter der unglücklichen Königin für die Tugend des jungen Mannes zittert. Eben ſo wenig fand es Herr Lebrun angemeſſen, uns jenes bedeutungsvolle Tête à Tête Eliſabeths und Mortimers zu geben, in welchem die Erſtere einen Mörder der gefangenen Marie anzuwerben hofft. — Die Liebe Mortimer's zur Königin ahnen wir kaum: ſie iſt ſo leiſe angedeutet, daß man ſeine heroiſche Aufopferung für Marie platterdings nicht begreift. Daß alſo die ſtürmiſche, auf der deutſchen Bühne ſo effectreiche Erklärungsſcene zwiſchen ihm und dem Gegenſtande ſeiner

ungeſtümen Leidenſchaft wegblieb, verſteht ſich von ſelbſt. Aber wie viele Fäden des lebhafteſten Intereſſes an dem Fortgange der Handlung ſchnitt Herr Lebrun mit dieſer einzigen Scene ab! Mortimer ſtirbt übrigens in dieſer jämmerlichen Verſtümmelung einer großartigen Originalſchöpfung, keineswegs von ſeiner eigenen Hand, oder auf der Bühne ſelbſt. Leiceſter läßt ihn gefangen nehmen, um ſich ſelber zu retten, ſagt indeſſen gleich darauf ſeinem Vertrauten Seymour (eine Figur, die in der deutſchen Tragödie gar nicht vorhanden iſt):

— Ecoute, sois discret!
Sauve ce malheureux; qu'il s'échappe en secret.
Qu'il s'échappe, et se hâte et, sans perdre de temps,
Assemble ses amis .... cette nuit je l'attends.

Dieſe Scene gehört in den Anfang des vierten Actes. In der letzten des fünften endlich, nachdem die Königin eben der Hand des Henkers übergeben iſt, und Leiceſter, von ihrem verzeihenden Lebewohl vernichtet, auf der Bühne zurückblieb, ruft er:

Et moi, je vis! Je vis! Les cieux ne tonnent pas!
Mortimer! viens, accours, un seul moment nous reste.
Ah! Seymour!

Seymour. Mortimer, frappé d'un coup funeste,
Milord, vient de périr. C'en est fait sans retour:
Il a trouvé la mort au pied de cette tour.

Leicester. Il n'est plus!

Nun folgt ein näherer Bericht Seymour's über den Tod Mortimer's und seiner Genossen, die bereits, zur Rettung der Königin, auf einem geheimen Wege die zweite Ringmauer des Schlosses übersiegen, hier aber durch die Wachsamkeit Burleigh's unüberwindlichen Widerstand gefunden hätten. Leicester ruft: „Barbare Elisabeth! Abominable reine!“ declamirt in diesem Style weiter über das nichtige Streben der „prudence humaine,“ will dann in eigener Person bei der Hinrichtung der Königin gegenwärtig sein, hält indessen an der Thür unwillkürlich seinen Schritt an, will entfliehen, findet eine Seitenthür verschlossen, hört gleich darauf im oberen Stockwerke ein dumpfes Geräusch, und sinkt „en proie à une émotion déchirante,“ wie das gedruckte Stück sagt, in die Arme seines Vertrauten, und endlich sinkt auch der Vorhang. Die letzte Scene des Schiller'schen Trauerspiels im Palaste Elisabeth's fehlt also ebenfalls, und zwar, gleich mancher andern oben angedeuteten, aus dem wichtigen Grunde, weil er auf den classischen Brettern des Theater français die Einheit des Ortes nicht opfern wollte. Aber auch die so ergreifende, wenn auch im Originale etwas brusk herbeigeführte Beichtscene der Königin fehlt. Herr Lebrun gab indessen ein Surrogat. Die Königin, zum Tode vorbereitet, ruft in ihren letzten Augenblicken:

Puisse de mes erreurs Dieu ne pas me punir!
Melvil! pour m'en absoudre, ah! daignez me benir.

Le ciel aux cheveux blancs donne ce droit suprême,
Le pardon d'un vieillard est celui d'un dieu même.

Und Melvil verzeiht und ſegnet. — So weit über die Bearbeitung, welche hier vor zwanzig Jahren bei ihren erſten Darſtellungen einen Orkan des Enthuſiasmus erregte, ihren Autor ſogar berechtigte, auch Corneille's „Cid" noch ein Mal zu ſchaffen, den er in der neuen Geſtalt: „Le Cid d'Andalousie" taufte, als ob, wie Janin ſehr treffend fragt, der Corneille'ſche ein „Cid de Pontoise"*) geweſen wäre. Nur zu ſchneidend wahr ſind die Worte Janin's in jenem vielbeſprochenen Feuilleton: „Or, figurez vous le drame de Schiller traduit en français par un homme sans poésie; le drame ainsi privé de son auréole puissante, reste là, tout nu, tout froid, tout grelottant sous la tunique trouée dont s'affuble le traducteur." — Was nun die Aufführung der Tragödie betrifft, ſo muß ich geſtehen, daß jede deutſche Bühne dritten und vierten Ranges das Stück ſelbſt in ſeiner oben angedeuteten Verzerrung und Verſtümmelung unendlich beſſer geben würde, als das weltberühmte Theater français. Ein eiſiger Hauch, ein Modergeruch durchkältet jede Scene, jeden Vers, jedes Wort, vom Aufziehen bis zum Fallen des Vorhanges.

Die Seele fehlt, das innere Bewußtſein, das lebendige Begreifen der Schöpfung, welche uns dieſe Leute in

* Eine Ortſchaft, welche den Pariſern das beſte Kalbfleiſch liefert.

ihren Coſtumen eines entſchlafenen Jahrhunderts groß und ergreifend verkörpern ſollen. Welch eine ſeltſame Caprice ließ der Rachel die Rolle der ſo tief geſunkenen, in ihrem Unglücke aber ſo erhaben daſtehenden ſchottiſchen Königin zufallen? Die Eliſabeth hätte ſie geben ſollen, ſie, die in ein einziges Wort eine Welt von blutdürſtigem Haß, von zerreißender Ironie und ungeheurer Leidenſchaft zu legen vermag. Die einzige Scene, die Schlußſcene des dritten Actes, in welcher ſie den ihr ſo läſtigen Mantel der Sanftmuth, der Zerknirſchung, der Reſignation abwirft, und nun gegen ihre gekrönte Kerkermeiſterin endlich, endlich die ganze verhaltene Bitterkeit ihres Innern auswettern darf, würde ſie daher unübertrefflich wahr und mit Allgewalt hinreißend ſpielen — wüßte ſie künſtleriſches Maß zu halten, vergäße ſie nicht, daß ſie auch in dem wildeſten Ausbruche gerechten Zornes noch Weib und Königin bleiben muß. Aber die Rachel ſtößt mit ihrem von der Natur mit geringer Kraft begabtem Organe athemlos, wüthend, heiſer die letzten Worte heraus:

Le fruit de l'adultère
Profane insolemment le trône d'Angleterre.
Le noble peuple anglais, par la fraude trompé,
Gémit depuis vingt ans sous un sceptre usurpé.
Si le ciel était juste, indigne souveraine,
Vous seriez à mes pieds, et je suis (?) votre reine.

Wahr iſt's, es liegt dabei eine ſo entſetzliche Wildheit in jeder Sylbe, in jeder Bewegung der Hand, in jedem

Zucken der Gesichtsmuskel dieser Schauspielerin, daß man unwillkürlich zittert, daß jeder Nerv des Hörers von einem geheimen Grauen gepackt wird — etwa, als hätte eben vor seinen Augen eine Hyäne die Eisenstäbe ihres Käfigs zerrissen, und dehnte nun, nach heißem Blute wollüstig, die freigewordenen Tatzen, heulte nun nach Rache und Beute ——— aber, wohin entfloh die Kunst? Im Spiel der Rachel war keine Spur von ihr geblieben, ich wenigstens konnte sie nicht entdecken, obwohl neben, über, unter mir Alles in einen donnernden, unauslöschlichen Beifallsruf ausbrach, daß die ohnehin schwindsüchtigen Wände des Hauses erbebten. Die Scenen der Resignation, der Duldung, des Verzeihens, der Hoffnung auf Rettung spielt die Rachel ganz vernünftig, ganz gemüthlich weich, etwa, wie Mad. Volnys, vom Gymnase dramatique, sie spielen würde, nur schade, daß nichts eigentlich Rührendes, nichts zur Seele Dringendes in ihrer Stimme liegt. Selbst der Abschied von ihren Frauen, von Melvil und ihrer Amme, ging eiskalt vorüber. Wie weint und schluchzt bei uns Alles, von der Gallerie bis zum Parterre herab, in dieser Scene. Hier zu Lande perlte keine Thräne, netzte sich kein armseliges Taschentuch, hob sich kein mitleidiger Busen. Die Leute blieben alle so entsetzlich illusionsfrei, nicht einmal die Grisetten auf dem Amphitheater wurden von Rührung ergriffen. — Eine Dem. Dubois giebt die Elisabeth. Man kann sich nicht leicht etwas Unbehaglicheres, Frostigeres in Spiel und Declamation denken.

Die Engländer hatten wahrhaftig bitteres Unrecht, einer ſolchen Unholdin zu geſtatten, ſo mir nichts, Dir nichts die arme Rachel köpfen zu laſſen. Eine große, breitſchulterige, dickarmige Perſon, mit ungeſchminkten Backen und kleinen glitzernden Augen, gedehnter Ausſprache und unbeholfen in der allergewöhnlichſten Bewegung – das iſt ein getreues Contrefei der Eliſabeth des Theater français. Ein ganz und gar würdiges Seitenſtück zu ihr iſt Ligier, als Leiceſter. Ich möchte wiſſen, welche Theaterſchule der Mann beſucht hat? Oder ſollte er etwa mit dieſem Genie, die Endwörter der Verſe zu verſchlucken, die Haare bis an die Naſenſpitze zu kämmen, keine Geſichtsmuskel zu verziehen, wenn er eine ſtumme Scene hat, ſeine ganze Rolle in einem ſtereotypen Tone abzuleiern, geboren ſein? Ferner ſpielt noch allerlei obſcures Volk, Perſonen, die ich vorher nur als Bediente oder Schreiber geſehen hatte, in dieſer ſogenannten „Maria Stuart.“ Der einzige Melvil unter ihnen iſt erträglich; der Mann hat ſeine Rolle nicht nur auswendig gelernt, ſondern auch verſtanden.

Dreizehnter Brief.

---

8. April.

Da schaut mir die liebe Sonne endlich wieder neckisch über die Schulter auf das glitzernde Papier und mir ist so seltsam wohl zu Muthe, als sähe ich einen herzigen Freund nach langer, bitterer Trennung wieder. O, wie herrlich, wie lebensfroh, wie jugendfrisch ist Alles um mich her! Die Bäume drunten im Garten des leichtsinnigen Palais royal in ihrem funkelnden Blätterharnisch, die lärmenden Gamins mit den göttlich vergnügten Gesichterr, die im Sonnenglanze gebadeten Colonnaden, die Blumen, die Läden, die Bänke, die Caféschlürfer sogar, das Alles strömet einen Reiz der Neuheit, der Genesung aus, daß man unwillkürlich jubeln muß: ja, der Lenz ist das Hohelied des Weltengeistes, das untrügliche Symbol der Auferstehung, der Unsterblichkeit! Frei gestanden, im Winter glaube ich nicht an die letztere. Durch den Nebel-

und Schneeſchleier, mit dem die ſchläfrige Natur dann ihr vieltauſendjähriges Antlitz verhüllt, höre ich keine Stimmen des Troſtes, der Liebe. Dann iſt's todt und leer in mir, wie draußen im froſtſchlotternden Walde. Dann iſt auch meine einzige Erdenfreundin bang' entflohen, die ſüße, melancholiſche Poeſie. Nur zuweilen, wenn die Schwermuth mir ihre Krallen gar zu tief in das Herz ſchlägt, erſcheint ſie urplötzlich, aber bleich, geſpenſtiſch-ſchön, wie eine dem Grabe entſtiegene, mit modernden Blumen geſchmückte Leiche. Sie redet, aber tonloſe, traurige Worte; ſie blickt, aber verzweifelnd, mit gebrochenem Auge. O, ſolch ein Beſuch birgt grauenvolle Reize. Noch vor wenigen Wochen erſchien ſie mir ſo und als ſie geſchieden, hatte ich, ſelber nicht wiſſend, wie und warum, folgende Zeilen geſchrieben:

Finſtere Stunden.

Ich bin ein ſeltſam Weſen! finſter träumend
Am hellen Mittag, wie im Arm der Nacht.
An meine Wiege hat ein böſer Engel
Des Liedes kummervoll Geſchenk gebracht.

O, daß ich deuten doch und bannen könnte,
Was in mir fühlend zweifelt, trauernd denkt,
Was bald berauſchend in ein Meer der Wonne
Und bald in gift'gen Schmerz mein Sein verſenkt.

Sprich, meine Mutter, traf mich böſer Zauber,
Als mich Dein Schooß mit Lieb' und Wehen trug,
Der Engel Schweſter, deute doch dem Kinde,
Das Du geboren, ſeines Daſeins Fluch.

Zerbrich die Pforte Deines frühen Grabes,
Erscheine mir, ein segnendes Gespenst,
Erlöse mich aus gold'ner Sclavenkette,
Die wie ein Feuerreif mein Haupt umkränzt.

Wohl leuchtet sie wie eine Blumenkrone,
Wenn lächelnd mir der Lenz erschienen ist,
Heut' aber brennt sie tief in meine Stirne,
In diese Stirn, die Du so gern geküßt.

Es flammt mein Hirn, die Kirche der Gedanken,
Im lohen Wirbel kreisen, jagen sie,
Wie Hohngelächter tönen Dämonsstimmen,
Verführend ruft's: Entflieh' dem Leben, flieh'!

— — Wer aber bürget mir, daß dieser Himmel,
Dort wölbend sich in stummer Majestät,
In seinem ew'gen Bau zur Ernte wandelt,
Was gläubig kühn hienieden wir gesä't?

Wer bürget mir, daß jenes and're Leben
Nicht einer schönen Lüge Schmeichelklang?
Daß nicht mein Geist, mit dieser Pulse Stocken,
Zur Nacht entflieht, zum Nichts, dem er entsprang?

Ein todtes Buch, aus grauer Vorzeit Tagen,
Wie eine heil'ge Leiche, uns vermacht?
Der Menschen Wort, in Himmelsglanz gehüllet,
Als Offenbarung gläub'gem Sinn gebracht?

Ich möchte glauben! ja, recht innig glauben,
So wie das Kind an Mutterliebe glaubt,
Doch, ach! der schwarze Zweifel hat mir Armen
Seit lange schon den sel'gen Wahn geraubt.

So will ich ſeufzen denn in Gramesketten,
So will ich tragen denn der Tage Laſt,
Und fallen ſeh'n vom Baume meines Lebens
Der Jugend Blüthe und der Hoffnung Aſt. ——

Dann ſenken ſie wohl einſt mit frommem Murmeln
Den morſchen Stamm in's kühle Bett hinab,
O, wär' es heute doch! Mich drängt's zu ſterben,
Denn Licht und Löſung birgt allein das Grab!

Nichts mehr davon. Die Leſer dürften fragen, was dieſe Reime in einem pariſer Briefe ſollen, und ich würde kaum eine andere Antwort haben als die einer Bitte um Entſchuldigung. Uebrigens, der Frühling iſt gekommen und ich hoffe, ich glaube wieder — ausgenommen an das dramatiſche Talent des Herrn Alexander Soumet, der mich am letzten Sonnabend um fünf herrliche Abendſtunden gebracht. Es iſt eine wunderbare Geſchichte und ich will ſie erzählen. Nichts iſt leichter, als die Pariſer zum Narren zu haben; fängt's Einer geſcheidt an, ſo kann er ſie vom 1. Januar bis zum 31. Dezember in den April ſchicken. Jener Herr von der Akademie verſteht die Kunſt aus dem Grunde. Ueber ſeine göttliche Epopee ſchrieb ich neulich. Ihre günſtige Aufnahme bewog den Dichter, ſeinem alten Schreibpulte die unſchuldigen Eingeweide zu öffnen und ihren Inhalt den Pariſern als claſſiſche Speiſe aufzutiſchen. Eine nach antikem Schnitte geformte Tragödie: „Le Gladiateur," und ein unglaublich fades, langweiliges Luſtſpiel: „Le chêne du Roi," hatten die Journale ſeit

Wochen mit immenſem Pompe angekündigt. Viele Hunderte gingen in die Falle, und unter ihnen war auch ich, weniger indeſſen, um Herrn Soumet's Stücke, als um einmal wieder einer erſten Aufführung beizuwohnen. Da giebt's nämlich immer eine Art von Schauſpiel im Schauſpiel. Was die Weltſtadt an Berühmtheiten im Felde der Schönheit, der Wiſſenſchaft, der Adels- und Finanzariſtokratie, der Journaliſtik und der freien Künſte zählt, giebt ſich bei einer ſolchen Gelegenheit Rendezvous in den Räumen der eleganten Theater. Es glänzt und prangt da wie eine Muſterkarte des wahren und falſchen Ruhmes. Hat der Fremde ſich mit einem freundlichen Cicerone verſehen, ſo kann er in wenigen Augenblicken die Mehrzahl der pariſer Helden und Heldinnen, welche täglich tauſend Zungen und Federn in Bewegung ſetzen, von Angeſicht zu Angeſicht ſchauen. So ſah ich am letzten Sonnabend die Sand und die Mars, Victor Hugo, Janin, Alexander Dumas, Lamartine, Chateaubriand, Horace Vernet, Paul de Kock und ſo in abſteigender Linie bis zu den Feuilletoniſten herab, welche im Bewußtſein ihrer Amtswürde unabläſſig mit ihren gelben Handſchuhen und ihren mehr oder minder goldenen Lorgnetten kokettiren. Doch wenden wir uns nun, von den Zuſchauern ab, zu der Bühne ſelbſt. Der Vorhang hebt ſich; das Parterre oder vielmehr die Claque, denn die letztere allein bildet das erſtere, bereitet Hände und Füße zum beſtellten Beifallsſturme vor. Wir ſind zu Rom und werden ohne Zweifel

bald die Bekanntſchaft eines gewiſſen Spartacus oder eines andern berühmten Gladiators machen. En attendant machen wir die eines baumhohen Prieſters, in brauner Kutte und langem, weißgrauen Barte. Das iſt Herr Origène, Herr Guyon, wollte ich ſagen, einer jener katholiſchen Ur-Prieſter, die in den römiſchen Katakomben die Myſterien des jungen chriſtlichen Glaubens feiern.

Eine hübſche, blonde Sclavin, Dlle. Doze, erſcheint, und befragt den ehrwürdigen Vater, ob ſie, die Chriſtin, ihren Herrn und Gebieter, den Römer Flavian, der ſie überdies freigeben will, heirathen darf.

„Contre le chaste amour Dieu n'est pas irrité,"

antwortet der Graubärtige und Niobemie eilt ſeelenvergnügt davon. Jetzt erſcheint der angekündigte Gladiator, aber Spartacus heißt er leider nicht, ſondern ſehr beſcheiden Monſieur Ligier. Der hat in Geſellſchaft ſeiner Kameraden Luſt, ein zweiter Nero, Rom an diverſen Ecken anzuzünden, die Römer zu beſiegen und die Welt den Klauen ihrer Unterdrücker zu entreißen. Den Nazarener will er bei dieſem gefährlichen Wagſtücke um Rath befragen, erhält indeſſen die in ſehr ſchönen Verſen ausgeſprochene Antwort, daß der chriſtliche Glaube nicht mit den Waffen der Gewalt, nicht mit Feuer und Schwert, ſondern mit den ſanftern der Ueberzeugung und Vergebung ſeine Feinde bekämpfe. Der Gladiator geht, mit ſolchen Grundſätzen wenig einverſtanden. Halt, ich vergaß, die ſehr gerechten Beſchwerden des armen Mannes näher zu bezeichnen. Er hatte

ein Weib, ein ſchönes Weib; ſie wollte ihn eben zum Vater machen, als ein Soldatenhaufen, von der Kaiſerin Fauſtine abgeſchickt, ſich ihrer bemächtigte und die Frucht der zärtlichſten Liebe mit dem Schwerte ihrem Leibe entriß. Warum dieſe, obgleich von einem Claſſiker erzählte, unglaubliche Schandthat? Weil die Kaiſerin durch ein Orakel erfahren, daß das Leben ihres eigenen Sohnes durch die Schickſalsmacht auf das Innigſte mit dem des unſchuldigen, gewaltſam der Mutter entriſſenen Wurmes verbunden ſei. Stirbt dies Kind, ein Mädchen, ſo wird auch für Gordian, den Kaiſerſohn, die Todesſtunde ſchlagen. Die hohe, abergläubiſche Frau ließ nun die Kleine nach Egypten bringen, um ſie dort dem Dienſte des Oſiris zu weihen. „Als Prieſterin wird ſie weder von Nahrungs- noch Liebesſorgen geplagt," ſagte die Kaiſerin, „ſie wird ein hausbacknes, ſolides langes Leben führen und mit ihr mein Sohn." Auf dieſem curioſen Orakelſpruche beruht Knüpfung und Löſung des in Rede ſtehenden dramatiſchen Knotens. Niobemie und Gordian, welcher letztere übrigens nur in den Verſen der Kaiſerin und des Gladiators, keineswegs in Perſon erſcheint, ſehen den beiden zuſammengewachſenen Siameſen, die vor einigen Jahren der europäiſchen Neugierde zum Schauſpiele dienten, frappant ähnlich. Mir fehlt die Luſt, das ſogenannte claſſiſche Stück weiter in ſeinen Details zu verfolgen. Begnüge man ſich mit den Andeutungen, daß die junge, blonde Chriſtin, als eben im Tempel Jupiters ihre Vermählung mit Flavius gefeiert

werden soll, den Altar des Gottes umstürzt und nun von den rasenden Priestern dem Zorne des Volkes übergeben wird. Im vierten Acte, wo die Scene sehr glücklich den gigantischen römischen Circus darstellt, soll die Unglückliche durch unsern wohlbekannten Gladiator den Göttern geopfert werden. Schon zuckt er sein scharfes Messer, das so manchem Tiger und Leoparden das Garaus gemacht, als ein Blick auf die weiße Schulter des Mädchens ihn eine Narbe und somit sein eigenes Kind erkennen läßt. „Ich kann sie nicht tödten," schreit er, in Freude und Verzweiflung gegen die Kaiserin gewandt. „Bedenke übrigens, daß die Tage Deines Sohnes an den ihrigen hängen. Diese Erinnerung wandelt plötzlich die Feindschaft der Kaiserin, welche, beiläufig gesagt, Nebenbuhlerin der blonden Christin in der Liebe des jungen Flavius war, in die wärmste Freundschaft. Sie besucht die Arme in ihrem trostlosen Kerker, wo sie den folgenden Tag und den Rachen des Löwen erwarten soll, dem der unerbittliche, des furchtbarsten aller Schauspiele mit heißer Ungeduld harrende Richter, le peuple souverain, sie übergeben hat. Dieser folgende Tag ist da. Schon grollen draußen die ungestümen Volkswogen, der Meinung des ebenfalls im Gefängnisse erschienenen Gladiators nach, um das ihnen gestern entzogene Opfer zu fordern. Aber die guten Römer, von Flavius Beredtsamkeit bearbeitet, entsagten bereits so blutdürstigen Gedanken. Auch sie stürmten heran, um das vielbedrohte Mädchen zu retten, wie die Kaiserin, wie der ehrwürdige

christliche Priester, der eben im Zwischenakte eine zweistündige Tortur erlitt, wie Flavius und der Gladiator selbst. Endlich krachen die Thüren, das Volk donnert herein und dem Gladiator bleibt kaum noch Zeit, eine pathetische Phrase zu declamiren und à la Virginius sein Messer in den weißen Busen der Tochter zu stoßen, um sie, wie er glaubt, den Römern und ihren Löwen zu entreißen. Niobemie stirbt, nachdem sie eine gute Anzahl langbeiniger Alexandriner als letztes Röcheln ausgestoßen, und in demselben Augenblicke fällt draußen der junge Kaiser Gordian durch den Dolch der Empörung. So ist denn, seltsam genug, in einem Stücke, das die Klarheit, die heroische Selbstverleugnung, die auf innerer Wahrheit beruhende Kraft, den gesunden Menschenverstand des christlichen Glaubens gegen die finstere Tyrannei, gegen die Lügenhaftigkeit des heidnischen glänzend herausstellen soll, die Ehre eines düstern Orakels gerettet! Wie sich dieser Widerspruch mit den Classikeransprüchen Soumet's verträgt, mögen allein die Götter verantworten, deren Gebieterwort er in Erfüllung gehen läßt, obwohl er ihre Altäre stürzt. Immerhin aber bleibt der Charakter des christlichen Priesters, Origène, der interessanteste und am sichersten durchgeführte im ganzen Stücke. Das Talent Soumet's ist ein lyrisch-religiöses, und wo ihm Gelegenheit wird, seine frommen Gefühle in das Gewand des Dialoges zu hüllen, schreitet sein Vers kühn und begeistert dahin, werden seine Bilder erhaben, farbenschwellend, wie ein heiliges Banner,

das ſonnenbeglänzt im Morgenwinde flattert. Dagegen läßt ſich nichts Langweiligeres und Abgeſchmackteres denken, als die Erſcheinung dieſes „Gladiators.“ Wäre uns die ganze Geſchichte nicht in ſo bitterem Ernſte erzählt, man könnte glauben, Soumet habe einen deutſchen bramarbaſirenden Schneidergeſellen parodiren wollen. Nichts als hohle, widerlich geſpreizte Worte, lächerliche Drohungen, wenn es zu handeln gilt, weibiſche Schwäche und endlich ein matt abconterfeiter Heroismus. Um das Maaß des Unnatürlichen voll zu machen, übergab der Verfaſſer dieſe Rolle Herrn Ligier, einem Schauſpieler, der es ſich platterdings zur Lebensaufgabe gemacht haben muß, kein Künſtler zu ſein. Der Menſch declamirt, daß einem die Eingeweide vor Grauen zittern, geſtikulirt und rollt die Augen ſo erbärmlich ſchön, daß man im höchſten Schwunge der Emphaſe vor Lachen platzen möchte. Uebrigens kann das Theater français nicht leicht etwas Unſinnigeres wagen, als ohne die Rachel ein Trauerſpiel zu geben. Auch dieſe bemerkte ich in ihrer Loge und ich glaubte mehr als ein Mal auf ihren dünnen, zuſammengekniffenen Lippen ein leiſes Lächeln höhneln zu ſehen bei all dem tragi-komiſchen Poltern und Seufzen unten auf der Bühne. Die Doze iſt ein liebliches Kind, mit einem netten Stumpfnäschen und blauen koketten Augen, aber mit keiner Spur von Talent für das Trauerſpiel. Sie fängt, nebenbei geſagt, bereits an, ihre Kleider oben ſehr weit ausſchneiden zu laſſen. Das kann immer als ein übles Omen in Betreff

der Privattugenden der französischen und auch der deutschen Schauspielerinnen gelten. Oder bezwecken die Damen mit dieser Offenheit vielleicht, dem Publicum ein weißes Herz zu zeigen? Die Mars hat ihr übrigens auch diese Rolle wieder eingeimpft, und so zuckt denn beständig unter den rührendsten Alexandrinern des Soumet'schen Stückes irgend ein Molière'sches Lächeln, oder ein Mundzucken aus Scribe'schen Conversationsdramen, eine Handbewegung aus den Lustspielen des Beaumarchais hervor.

Was nun den Charakter dieses „Gladiateur" im ganzen Zusammenwurfe der Personen, Scenen und der Diction betrifft, so bezeichne ich ihn als langweilig und vor Allem als diebisch. Ein gedankenschwerer Vers in der Wüste leeren Wortprunkes hie und da wie eine durch ihre Seltenheit doppelt reizende Oasis auftauchend, entschädigt nicht für fünf eisigkalte Acte, in denen der Zuschauer an keinem der Auftretenden eigentliches Interesse nimmt. Und der „Polyeuct" Corneille's, der „Mahomed" Voltaire's, die „Märtyrer" Chateaubriand's und Donizetti's sind von der ersten bis zur letzten Scene mit einer Naivität geplündert, die wohl nur lächeln machen würde, träte sie nicht obendrein mit gewaltigen Ansprüchen vor uns hin. Sogar der „Mazeppa" Victor Hugo's mußte der auftretenden dramatischen Schöpferkraft Soumet's sein Schärflein steuern. Jedermann erinnert sich jener schönen Zeile am Schlusse des in Rede stehenden Gedichtes:

„Il tombe esclave et se relève roi!"

Gut; als Niodemie durch einen Schwertſchlag — ich verſtehe leider kein Latein und weiß daher nicht, ob die alten römiſchen Schriftſteller den Act der Freiſprechung eines Sclaven auf die Weiſe des ſpäteren Ritterſchlages vor ſich gehen laſſen! — ihres geliebten Herrn, vor dem ſie niederkniet, eine freie Römerin wird, ruft einer der anweſenden Freunde voll pathetiſcher Wichtigkeit:

„Elle s'agenouille esclave et se relève reine!"

Bis auf wenige Buchſtaben würde dieſer Vers nothwendig dem Dichter der „Notre-Dame" zuerkannt werden, fiele es ihm ein, ſeine Anſprüche darauf vor dem Handelsgericht geltend zu machen. —

Uebrigens beſchäftigt man ſich hier in dieſem Augenblicke mit viel ernſteren Dingen als mit dem Theater français, ſeinen luſtigen Tragödien und traurigen Luſtſpielen. Es herrſcht in allen Claſſen der Geſellſchaft eine Aufregung, wie ich ſie bisher nur in den Tagen außerordentlicher politiſcher Kriſen beobachtete. Am Sonnabend ward das legitimiſtiſche Journal „La France" in dem berüchtigten Briefhandel, nach ſeiner glänzenden Vertheidigung durch Berryer, von der Jury in allen Punkten freigeſprochen, d. h., in andern Worten, die Dynaſtie Orleans verlor eine der entſcheidendſten Schlachten, welche ſie in den Stürmen des letzten Jahrzehnds je zu liefern hatte. Was ſie in wenigen Tagen in der öffentlichen Meinung eingebüßt, iſt in dieſem Augenblicke noch unberechenbar, aber das dumpfe

Grollen der Massen, und die ungeschickten Drohungen des Ministeriums, es zu beschwichtigen, lassen ein nur zu anhaltendes Bluten der schmerzlichen Wunde fürchten. Bisher waren jene Briefe, da man die Oppositionsblätter, welche sie mitgetheilt, vor Abgang der Post mit Beschlag belegt, noch gar nicht in den Provinzen bekannt geworden. Das wird nun binnen wenigen Tagen geschehen und der Himmel weiß, welch eine Wirkung es hervorbringen kann. Der Zweifel allein war in diesem bösen Handel schon eine schwere Verdächtigung der königlichen Ehre — aber gegenwärtig zweifelt man nicht mehr, man ist überzeugt. Mögen nun die dem Könige zugeschriebenen Briefe in Wirklichkeit von ihm angefertigt, zum Vortheile der diesen ganzen Scandal veranlassenden Partei bloß ein wenig umgeknetet, oder gänzlich falsch sein — für Deutschland dürfte es von so größerem Interesse bleiben, mindestens einen Theil dieser vielbesprochenen und bestrittenen Schreiben in der Ursprache vor Augen zu haben, als zufolge der raschen Beschlagnahme jener Journale, von welchen sie mitgetheilt wurden, nur wenige deutsche Blätter Kenntniß von ihnen nehmen konnten, und der Handel jedenfalls von der nichts fürchtenden Kühnheit der politischen Factionen einen deutlichen Begriff zu geben vermag. Die folgenden drei Brief-Fragmente wurden, wie ich für den mit dem Thatbestande unbekannt gebliebenen Leser hinzufügen muß, als vom Könige Louis Philipp in den Jahren 1830 und 1831 an Talleyrand, damaligem französischen Gesandten

am engliſchen Hofe, geſchrieben, von dem legitimiſtiſchen Journale „La France“ mitgetheilt.

I.

„La voilà cette fameuse épître. Vous qui *n'ignorés**) rien des nécessités qui l'ont inspirée, vous seul ne vous tromperez pas sur le véritable sens qu'elle doit avoir pour vous, et quoique je vous la copie moi-même, je me garderai de vous dire: *tenez-vous-en rigoureusement* et consciencieusement *à la lettre.*

„En thèse générale, ma résolution la plus sincère et la plus ferme est de maintenir inviolables tous les traités qui ont été conclus depuis quinze ans entre les puissances de l'Europe et la France. Quant à ce qni concerne l'occupation d'Alger, j'ai des motifs plus particuliers et plus puissans encore pour remplir fidèlement les engagemens que ma famille a pris envers la Grande-Bretagne.

„Ces motifs sont le vif désir que j'éprouve d'être agréable à Sa Majesté Britannique, et ma conviction profonde qu'une alliance intime entre les deux pays est nécessaire, non seulement à leurs intérêts réciproques, mais encore à l'intérêt de la liberté et de la civilisation de l'Europe. Vous pouvez donc, Monsieur l'ambassadeur,

* Die vorkommenden orthographiſchen Fehler ſollen ſich in der angeblichen Handſchrift des Königs befinden. Das iſt eine Curioſität in der Curioſität.

affirmer à votre gouvernement que le mien se conformera ponctuellement à tous les engagemens pris par Sa Majesté Charles X, relativement à l'affaire d'Alger.

„Mais je vous prie d'appeler l'attention du cabinet britannique sur l'état actuel des esprits en France, de lui faire observer que l'evacuation d'Alger serait le signal des plus violentes récriminations contre mon gouvernement, qu'elle pourrait amener des résultats désastreux, et qu'il importe à la paix de l'Europe de ne point dépopulariser un pouvoir naissant et qui travaille à se constituer. Il faut donc que, rassuré sur nos intentions et convaincu de notre ferme volonté de remplir envers elle la promesse de la Restauration, Sa Majesté Britannique nous laisse le choix du temps et des moyens.“

2.

„Il paraît que vous n'avez pas encore réussi à faire comprendre à Vienne et à Saint-Pétersbourg, que sans la non-intervention l'Europe était ébranlée, que l'Autriche eût perdu l'Italie comme on a enlevé la Belgique à la Hollande. A-t-on pu ou dû oublier que lors du gouvernement Czartoriski, la Pologne en masse, sous l'influence révolutionnaire, eût été debout, et que sans notre sage et salutaire influence elle se fût réunie à la France pour repousser, pour écraser, qu'on n'en doute pas, la Russie malgré ses forces colossales; parce qu'il est immortellement vrai que *lorsqu'un peuple vraiment peuple* est debout

pour sa liberté, il n'y a pas de pouvoir absolu, qui suffit pour le dompter. J'avais mieux espéré des éclaircissemens que vous avez dû donner sur l'immensité du service que nous avons rendu à la Russie, à l'Autriche et à la Prusse, service qui ressort du fait, puisque la Pologne a succombé et non pas sans quelque péril pour nous. Qu'on y songe un peu plus, pour ne pas nous mettre dans la nécessité d'en faire souvenir sans cesse.

„N'avez-vous pas les deux lettres de Lafayette, contenant les reproches à notre ministre *d'avoir paralysé par ses conseils et promesses les moyens de défense de la Pologne?* En faut-il plus pour les cabinets de Vienne et de Saint-Pétersbourg, et peut-on ignorer tout le danger qui existait pour la Russie dans les plans et le système de defense adopté par les Polonais sous le prince Adam, et voudrait-on oublier ce qu'on nous doit à nous comme unique et puissant moteur des mésures qui ont paralysé ces résolutions, neutralisé le système et réalisé les paroles prophétique de Sébastiani?

„Mais brisons là-dessus; la Pologne n'est plus, et c'est nous, bien plus que le vainqueur de Varsovie, que le cabinet de Saint-Petersbourg doit remercier d'avoir ÉCRASÉ ce foyer d'incessante rébellion. Faites qu'on s'en souvienne un peu plus à Vienne et sourtout à Saint-Petersbourg."

3.

„Il y a d'épouvantables conséquences à redout
dans les crises politiques, lorsqu'une volonté sage
prévoyante se trouve en inévitable contact avec l'obst
nation d'un zèle qui peut, dans ces cas, se réput
hardiment mauvais vouloir. Si au lieu d'en finir brutale
ment avec les artilleurs civiques, l'on eût suivi mon se
avis, qu'on eût flatté, cajolé ces hommes, qu'on leur eû
fait entrevoir que, si l'on pensait à construire des fort
c'était pour leur en confier la garde; si on leur eû
persuadé qu'en cas d'une invasion, Paris ne pourra
devoir son salut qu'à de pareils défenseurs; si enfin
au lieu d'une déstitution brusque, on eût pris ces *citoyen*
par la vanité, Arago et les siens n'eussent pas été admi
à prouver que les forts, bien loins d'être destinés
repousser une invasion étrangère, deviendraient, le ca
échéant, une ressource victorieuse pour maintenir dan
le devoir et la soumission la très turbulente populatio
de Paris et *ses aimables faubourgs.*"

„C'était du temps qu'il fallait gagner, et au lieu
d'irriter les esprits il fallait endormir le civisme en émo
pour le préparer au salutaire moment où une ordonnance
nous eût fait justice de tout récalcitrant. Du reste, rien
ne me fera renoncer à un projet si sagement conçu et
à l'exécution duquel, dans l'état de choses où se trouve
la France, j'attache en quelque sorte, non certes la durée
de la monarchie constitutionelle, mais la perpétuité de

ma dynastie, ce qui sonne mieux et vaut mieux pour la France. Qu'on se persuade bien que moi seul je pouvais affronter, diriger et vaincre l'hydre révolutionnaire. Qu'on nous en sache donc un peu plus de gré. On ne tient aucun compte de nos efforts inouis, on ne sait pas à quel peuple nous avons à faire, et que depuis quarante ans on peut regarder Paris comme étant la France.

„Qu'on s'assure donc que je ne renonce pas à mon projet ni à celui de maîtriser la presse, notre plus dangereuse ennemie. On a gagné grande partie des écrivains, les autres suivront, et le calme succédera aux excitations malignes et journalières de ces plumes guerroyantes. Qu'on pense à ce que Juillet eût pu attirer sur l'Europe en 1830. Que l'on voie ce que notre seul et forte volonté a fait de cette effrayante ébullition populaire. Que l'on juge par là de ce que nous ferons, et surtout qu'aucune des puissances n'oublie que nous seuls nous pouvions le faire, sauver la France et l'Europe, et nous l'avons fait.

„Que ni Vienne, ni Saint-Petersbourg, ni Berlin ne l'oublient."

Das iſt ein Theil der inhaltſchweren Epiſteln, welche eben ganz Frankreich in Allarm ſetzen. Den legitimiſtiſchen Journalen wurden ſie von der als Contemporaine bekannten und berüchtigten Geliebte des halben Generalſtabes Napoleons, Madame Ida St. Elme, in London lebend, für eine ſtarke

Summe käuflich überlassen. Allerdings eine sehr unlautere Quelle. Denkt man indeß an die ehemaligen intimen Verbindungen dieser Frau mit hochgestellten Personen, so fühlt man sich dennoch nicht berechtigt, die angebliche Authenticität der Briefe als geradezu unmöglich verächtlich zu belächeln. Die Dame behauptet, sich die Schriften durch die dritte Hand aus dem Secretaire Talleyrands verschafft zu haben und kündigt obendrein, mit unerhörter Kaltblütigkeit, eine neue Serie ähnlicher Mittheilungen an. Der Himmel allein weiß, welche Gestaltung all dies Für und Wider im Laufe der Alles sichtenden und aufklärenden Zeit nehmen wird!

Aber die Jungen unten machen einen abscheulichen Lärm. Mag ich wollen oder nicht, ich muß ans Fenster treten. Da tummelt sich der Haufen. Frische, lachende Gesichter und zerrissene Blousen, blitzende Augen und ungekämmte Haare, blendend-weiße Zähne und ungewaschne Hände. Dem seligen Murillo würde das Herz in dem todten Leibe lachen, könnte er die Bürschchen sehen. Da übrigens der große Maler als guter spanischer Christ gestorben, so dürfen wir immerhin vermuthen, daß er vom Schooße irgend eines Heiligen herab in den vielbesagten Garten schaut und die gute Gelegenheit nicht entschlüpfen lassen wird, die nächste Kunstausstellung im Himmel mit einem Meisterwerke zu beschenken. Da ist besonders ein keck aufgeschossener Geselle mit gesundheitsstrotzenden Pausbacken und rothen, derben Händen, ein wahres Prachtstück

unter den Gamins; der wirft mit unbarmherziger Kaltblütigkeit ſeine Geſpielen, die ihm ein ſchmutzig abgegriffenes Zeitungsblatt entreißen wollen, Einen nach dem Andern zu Boden und lieſt eben jetzt mit Stentorſtimme: Acquittement de la France. —— Jetzt! Jetzt! Alle Vorübergehenden bleiben ſtehen. Schon hat ſich ein dichter Haufen Hörbegieriger um den Jungen verſammelt und auch der ganz charmant, blau mit Gold, uniformirte Aufſeher des königlichen Gartens kommt heranſtolzirt und leiht bedächtig ſein beamtetes Ohr. Unſer Gamin, obwohl er ſchwerlich auf ein ſo fremdes und zahlreiches Auditorium gerechnet hatte, iſt keineswegs verblüfft. Er ſetzt ſeine Lectüre mit ſo vollkommener Gemüthsruhe fort, als ſtände er vor dem Cirque Olympique und läſe den Anſchlagzettel des neuen großen Spektakel- und Pulverdampf-Stückes: Anita, la Bohémienne! Der ſchlaue Kerl thut, als ſähe er Niemanden in ſeiner Nähe, als ſeine belfernden Kameraden. Er lieſt und lieſt, und lieſt: Anklageacte, Rede des Generalprocurators, die angeblich verfälſchten Briefe, den Vortrag Berryer's, das Reſumé des Präſidenten und endlich die freiſprechende Entſcheidung der Juri. Uff! jetzt iſt er fertig. Die Leute gehen kopfſchüttelnd aus einander, der Junge ſteckt ſein Zeitungsblatt in die Taſche und wirft im urplötzlichen Davonlaufen einen mißtrauiſchen Blick auf den blau-goldenen Gartenaufſeher, als fürchte er, nun ſelber eingeſteckt zu werden. — Das iſt eine Scene aus dem rieſigen Guckkaſten Paris, die, ohne alle Kunſtmiſchung nach

dem Leben gezeichnet, beweisen mag, wie allgemein bereits der immenſe, durch den Briefproceß veranlaßte Scandal wurde!

* * *

Moſaik. — In Baiern werden die Röckchen der Tänzerinnen länger, hier immer kürzer; auch will ſich der pariſer Tricot nicht die mindeſte Invaſion von Seiten der Pauſchhoſen gefallen laſſen. — Das boulogner Gehölz hat neulich einen Schwur geleiſtet, mit allen ſeinen Bäumen davon zu laufen, ſobald die Feſtungswerke in ihm vollendet ſein werden; „dann," ſagt es mit ſchmerzlicher Emphaſe, „kann ich meine Stämme und Blätter in Unſchuld waſchen." — Thiers zeigt ſich jetzt fleißig in ſeinem abgeſchabteſten ſchwarzen Fracke zu Fuße in den elyſeiſchen Feldern und auf ſonſtigen öffentlichen Promenaden. Sollte der kleine Ex-Premier zu gleicher Zeit auf mecklenburgiſche Güter und pariſer Popularität ſpeculiren? Die Leute gucken ihn verdutzt an, zeigen ſich ihn mit den Fingern und grüßen ihn nicht. — Die Mars ſprach kürzlich dem Miniſter des Innern den Wunſch aus, fortan als Mumie in dem egyptiſchen Muſeum des Louvre aufbewahrt zu werden. Darauf ſoll ſie Herr Duchatel zur „Inspectrice de l'art dramatique en France" mit einem Jahrgehalt von 6000 Francs gemacht haben.

Vierzehnter Brief.

27. Mai.

Da ſetze ich die Feder an zu meinem letzten Schreiben aus dem lärmenden Zaubergarten, Paris genannt. Noch wenige Stunden und das Schickſal führt mich in der Geſtalt eines robuſten Diligencekutſchers nach Brüſſel, und ſo der langerſehnten Heimath entgegen. Ach, die Trennung wird mir ſchwer, entſetzlich ſchwer. Welch ein ſeltſam Ding iſt es doch um das menſchliche Herz. Das, was wir in dieſer Secunde mit dem verzehrendſten Brande unſerer Wünſche herbeirufen, wir verwünſchen es in der nächſten, da es erſchienen. Ein Gemeinplatz — ich weiß es wohl, aber ein Gemeinplatz, deſſen innere, troſtloſe Wahrheit ſo tief in meiner gegenwärtigen Stimmung liegt, daß ich ihn ausſprechen mußte. Ja, mir graut jetzt vor dem Augenblicke der Abreiſe, vor ihm, den ich im Laufe zweier Jahre ſo oft und mit glühender Sehnſucht herbeigewünſcht. Mir

ſcheint es jetzt, als wüchſen die Reize der gewaltigen Stadt mit jedem Augenblicke, der mich der Trennung von ihr näher bringt, ſo wie einem Liebenden das Mädchen ſeiner Wonne und ſeiner Pein gerade dann am unwiderſtehlichſten erſcheint, wenn er für immer mit ihr zu brechen im Begriff iſt. Ich habe 'mal ein Lied geſchrieben, das hieß „Heimweh," und jedes ſeiner Worte war aus einem Zucken meiner wunden Bruſt gekommen. Hier iſt's:

O, Heimath mein,
Ich denke Dein,
Im Herzen verzehrendes Sehnen,
Im Auge die brennenden Thränen,
Gedenk' ich Dein.

Wenn purpurn-licht
Die Wolke bricht,
Im Oſten in flammenden Garben
Entſtrahlen des Morgenroths Farben,
Gedenk' ich Dein.

Wenn ſtill und hehr
Auf Land und Meer
Der Abend, der trauliche, dunkelt,
Verheißend die Sternenwelt funkelt,
Gedenk' ich Dein.

Wenn ſich enthüllt
Der Träume Bild,
Dann führet auf gold'nem Gefieder
Ein lächelnder Engel mich wieder
Zur Heimath mein.

Nun fürchte ich faſt, dieſelben Worte könnten mir bald zum Ausdruck einer andern Sehnſucht werden. Man muß freilich längere Zeit in Paris gelebt haben, um das zu begreifen. Hier iſt die Welt der Contraſte, im materiellen wie im Seelenleben. Auf keinem andern Flecke des Erdbodens wechſelt man ſo leicht und ſo unwillkürlich in den Phaſen des innerſten Fühlens, des Hoffens und Fürchtens, der Wehmuth und der Freude, des geheimen Grauens vor dem nächſten, des ſtürmiſchen Genuſſes der gegenwärtigen Augenblicke. Es giebt hier Leute, denen in dieſer Minute ihr Daſein wie ein ſonnenbeglänztes Frühlingsfeld erſcheint, von untrüglichen Hoffnungen wie von farbenprächtigen Blumen luſtig durchblüht und durchblitzt, und die in der nächſten, an Allem verzweifelnd, ſich eine Kugel durch das Hirn jagen oder von der Notre-dame hinabſpringen. Dergleichen heterogenem Gefühlsſchwindel bin auch ich oft genug während meines hieſigen Lebens zum Raube geweſen und — ſo ſeltſam dieſer Gedankenſprung auch ſcheinen mag — ich kann mir jetzt mit leichter Mühe erklären, wie es hier unter den Männern ſo viel Atheiſten und unter den Frauen ſo viele Bigotte und Stillwahnſinnige giebt. Wie ſchwach, wie morſch iſt der Bau deſſen, was wir den menſchlichen Geiſt nennen, und dennoch wundern wir uns, wenn er, von dem Sturme des Lebens gepackt und gerüttelt, ſchrill zerreißt, wie eine ſpringende Saite. Giebt es denn in der endloſen Folge der Tage, in dem troſtloſen, aber ſo nahe liegenden Grübeln über irdiſches

Sein, über Gottheit, Sterben und Sternenwelt etwas Leichteres, als den Verstand zu verlieren? Glücklich der, welcher gar keinen empfing oder, in löblicher Vorsicht, ihn nicht zum Denken veredelt, sondern wie ein gefährliches Capital bewußtlos schlummern läßt, etwa wie man ein Pulvermagazin vor dem zündenden Funken bewahrt. Vielleicht lebten und leben in den Irrenhäusern die größten Denker und worüber ich mich immer am meisten wundere, wenn ich Göthe's „Faust" lese, ist, daß der nach Lösung des Welträthsels dürstende Magister selbst im zweiten Theile noch bei Sinnen bleibt. —

Doch, nach Paris zurück. Es ist ein wahres Glück für die Franzosen, daß ihnen die Natur kein Gemüth gegeben. Was sollten sie damit? Würde es ihnen plötzlich, sie könnten bei diesen ewigen Schwankungen der Grundfesten ihres politischen und gesellschaftlichen Lebens über Nacht sammt und sonders verrückt werden. Den Trank der Sentimentalität halten sie sich sammt und sonders von den Lippen, denn sie würden sonst nothwendig jene nüchterne Kraft einbüßen, bei dem beständigen Beben ihres vulkanischen Bodens auf festen Füßen zu bleiben.

Andrerseits bereitet sich im Schooße der französischen Gesellschaft, in friedlichster, loyalster Stille, eine Umwälzung vor, deren Gelingen unumstößlich sicher, wenn auch der Zeitpunkt desselben noch nicht abzusehen ist — ich rede von dem täglich mehr zur Entwickelung kommenden geistigen Bewußtsein der arbeitenden Classen. Mit

dem Geiſte veredelt ſich die Materie, und ſobald wir dieſe Ouvriers auf jener Stufe ächter Bildung ſehen werden, welcher ſie ſeit Jahren mit dem ganzen Aufgebote vollkräftigen Willens entgegen ſtreben, muß ihre bürgerliche Stellung, zur herzlichen Luſt jedes Freundes der Menſchenwürde, zum ingrimmigen Verzweifeln einer verfaulten Adels- und Geldariſtokratie, an Höhe und Beachtung in unberechenbarem Maße gewinnen. Der Himmel bewahre vor der Wiederkehr jener tumultuariſchen Septemberſcenen des letzten Jahres, welche die Gefängniſſe mit Schuldigen und Unſchuldigen füllten und dem Marſchall Gérard eine ſo erwünſchte Gelegenheit gaben, das ſtrategiſche Problem, über das gigantiſche Paris in weniger als einer Stunde ein unzerreißbares Truppennetz zu werfen, auf vielverſprechende Weiſe zu löſen. Die Arbeiter und ihre aufrichtigen Freunde verfolgen jetzt mit ſicherſter Ruhe einen anderen Weg, ihr ſchönes und großartiges Ziel zu erreichen — den des Denkens, der freien Entfaltung ihrer intellectuellen Kräfte. Sie kämpfen nicht mehr mit der rohen Waffe phyſiſcher Stärke, ſie ſetzen nicht mehr all ihr Hoffen und Harren auf einen unnützen Widerſtand gegen überlegene Mächte; nicht in lärmenden, Aufruhr-gährenden Verſammlungen mehr, in der ſinnigen Stille der Lehrſtunden, der Hörſäle ihrer Pflichten und ihrer Rechte, wird die Stunde einer vollſtändigen Emancipation vorbereitet. Ueberdies iſt man hier bei Weitem mehr als bei uns, im lieben, vorurtheilszähen Vaterlande, geneigt, hunderttauſenden, zu

jeder Art von Entbehrung gezwungenen und absolut nothwendigen Gliedern der Gesellschaft ihre Menschen- und Bürgerwürde zuzugestehen. Das ist der erste Schritt zum Ziele und so weit dies immer hinausgerückt sein mag, auch der letzte wird einst gethan. Um unerschütterliche Ueberzeugung zu gewinnen, besuche doch jeder Unbefangene einige jener Arbeiter-Zusammenkünfte, in denen Gegenwart und Zukunft der erzeugenden Classen mit philosophischer Ruhe und wahrhaft überraschender Schärfe des Urtheils besprochen werden. Das ist eine Schule, die mancher der hohlgeschwätzigen Professoren der Sorbonne und des Collège de France mit Vortheil besuchen könnte. Da ist kein schillernder Bombast der Worte und Phrasen, kein pretentiöses Ineinanderkleben alltäglichen, bis zum Ekel abgenutzten Gedankenkehrichts. Der oratorische Bau ist roh, aber originell zusammengefügt, die Sätze jagen irre und wild durch einander, wie eine Schaar nackter, ungebändigter Pferde, aber ihr Ensemble ist nie wirkungslos, zuweilen großartig, und wenn so ein Redner — oft in Blouse und Leinenhosen — mit seinem Vortrage zu Ende ist, muß man ihm und der Mehrzahl seiner Hörer mindestens intellectuelle Reife zugestehen. Unsere steifleinenen, philiströsen Kritiker könnten hier zu ihrem ergötzlichen Erstaunen wahrnehmen, wie man Dinge und Individualitäten, in ihren verjährten Wirrnissen und schroffen Gegensätzen anscheinend weit über dem Gesichtskreise des Redenden, auf ganz vernünftige, kerngesunde Weise beleuchten und erfassen

kann, auch ohne auf deutschen Kopir- oder Schlafsälen, gemeinhin Universitäten genannt, drei Jahre lang alle möglichen Vorlesungen belegt und geschwänzt, ohne es im Biertrinken und Tabakrauchen und Gassenhauer-Brüllen zu gräulicher Genialität gebracht, ohne sich den Kopf mit griechischen und lateinischen Brocken und dem barbarischen Studentenjargon vollgepfropft zu haben. Ich glaube, die Natur und die Presse sind die besten Universitäten auf dieser Erde, und ein kühner, freier Blick, fleißiges Denken, geistige Mündigkeit, das sind die tüchtigsten Professoren in ihren Lehrstühlen! Mindestens gilt dies in Bezug auf Dinge und Sachlagen, die zur Domaine des schlichten Menschenverstandes gehören oder die doch, obgleich in dem Mantel spitzfindigen, theoretischen Flitterkrames einherpfauend, von ihm allein sehr wohl begriffen und zergliedert werden können. Bei uns heißt es: „Der Mann hat studirt" — nämlich eine Unmasse von Katheder-gelehrsamkeit in sich gefressen. Ob er sie nun verdaute oder nicht? — was liegt daran? wer fragt darnach? Hat er nur seine Universitätszeugnisse in der Tasche oder gar einen Doctortitel vor seinem Namen! Hier zu Lande kümmert man sich verzweifelt wenig um dergleichen. Man forscht nicht, wo und wie, sondern erstens, ob man etwas gelernt hat und zweitens, ob man das Gelernte anzuwenden, praktisch zu benutzen versteht? Daher heißt es hier: „Dis moi ce que tu peux et je te dirai ce que tu sais!"

Die letzten Geburtstags- und Tauffestlichkeiten würden

in ihrer wichtigthuenden Bedeutungslosigkeit kaum einer Erwähnung werth sein, hätten sie nicht zu einer Bemerkung Anlaß gegeben. Mehr nämlich als bei irgend einer der früheren officiellen Feierlichkeiten, zeigte sich das Bestreben, aus der ärmlichen Schlichtheit des Bürgerkönigthums in den legitimen Pomp des ancien régime zurückzugleiten. Man könnte glauben, die neue Dynastie schäme sich ihrer Mutter, der Barricade, und wäre nun alles Ernstes entschlossen, die unbequemen Lehren und Erinnerungen der Revolution für immer bei Seite, etwa in eine der zahlreichen Rumpelkammern der Tuilerien zu werfen. Bisher gab es verschiedene Schwierigkeiten, auf diesem längst betretenen Wege endlich einen entscheidenden Schritt zu wagen. Die hauptsächlichste war jene Spaltung zwischen Hof und Kirche, durch die mittelalterlich-trotzigen Starrsinnigkeiten des letzten Erzbischofs immer gefährlicher klaffend. Seitdem das Volk mit seinen nackten aber nervigen Armen die Quadersteine des erzbischöflichen Palastes aus einander gerissen, als wären es die Blätter eines Kartenhauses gewesen, seitdem Mitra und Krummstab und goldverbrämte Meßgewänder geschändet, verachtet, gleich schmutziger Streu, auf den finstern Wellen der Seine trieben, — ein Frevel, den die weltliche Macht weder vorhersehen noch verhindern konnte — hing der verbissene fromme Grimm der Geistlichen wie eine donnerschwangere Wolke über der neuen Dynastie. Blitze trug diese Wolke nicht, so schwarz und schwer sie auch drohen mochte, denn

dem Jupiter im Vatican und seinen Untergöttern in der römisch-katholischen Christenheit blieb nur noch der heiser bramarbasirende Donner des Zornes von dem einst so vollständigen Rüstzeuge ihrer gefährlichen Gewitter-Macherei. Sein gewaltiger Bruder, der Drache des Bannstrahles, ist in dem unerbittlichen Laufe der Jahre gelähmt und rostig in sich zusammengekrochen, so daß er kaum noch der Schatten seines Schattens, obwohl er warme Nachtmützen, flanellene Gesundheitsjacken und Unterhosen trägt, um furchtsamen Leuten weiß zu machen, er existire noch und könne lebens- und throngefährlich werden, wenn er nur wolle. — Jener Donner aber, partiell aus legitimistischen Knallerbsen zusammengesetzt, wäre wohl einst über das junge Königthum losgebrochen, hätte nicht plötzlich der Herr v. Quelen den gescheuten Einfall gehabt, das Irdische mit dem Jenseitigen zu vertauschen. Der letzte Athemzug des Prälaten war unverkennbar das Signal der Versöhnung zwischen Staat und Kirche. Ludwig Philipp wußte bald darauf mit seinem gewöhnlichen Tacte eine kluge Wahl unter den Bischöfen seines Reiches zu treffen — Monseigneur Denis Affre ist ein gescheuter, friedliebender Herr, und er nahm durchaus keinen Anstand, den unschuldigen Grafen von Paris durch feierliche Taufe von den ihm noch anklebenden Flecken des Heidenthums zu säubern. Er nannte ihn sogar einen Sprößling des heiligen Ludwig, zum Entsetzen und Verblüffen der Legitimisten, welche eher dem Emir Abdel Kader, als der branche cadette eine

solche Ehre gönnen würden. Ich fühle mich nicht berufen, hier die in den letzten Wochen so vielseitig behandelte Frage, ob die Julidynastie durch den mit der Kirche geschlossenen Frieden sich nun mit gutem Rechte in's Schlepptau der antiken Monarchie genestelt, abermals zu erörtern, aber ich kann nicht umhin, aus einer kleinen, boshaften, zerrissenen Brochüre, die zufälliger Weise vor mir liegt, einige nicht uninteressante Zeilen anzuführen. Sie ist aus dem Jahre 1837, „Lettres sur l'Apanage de Monseigneur le Duc de Nemours" betitelt und hat einen gewissen Herrn de Cormenin zum Verfasser.

„Il n'y a rien de commun entre vos prédécesseurs et vous," sagt er dem Herzoge, „il y a entre eux et vous des montagnes, des océans, des abimes infranchissables, sans fonds, sans limites; toute leur force, tout leur éclat leur venait de la legitimité et de la consécration des saintes Ampoules; toute votre force, tout votre éclat ne peuvent vous venir que de l'usurpation et de la consécration du peuple. Vous êtes, comme dynastie, moins vieux que nous tous, moins vieux que vous même. Vous pourrez avoir des descendants, mais vous n'avez point d'ayeux; vous ne datez que de Juillet; vous n'avez que six ans de vie et d'âge; pour vous les huit siècles de l'antique monarchie sont et doivent être comme s'ils n'étaient pas!"

Die hiesigen Volksfeste haben noch immer einen ganz besondern Reiz für mich. Ich weiß nicht, ist's die zuckende Beweglichkeit, das mäßige Genießen, der kerngesunde, derbe und dennoch nimmer rohe Witz, das blitzschnelle, lebendige Auffassen des Unscheinbarsten in diesen unübersehbar auf- und niederwogenden Massen, was mich an solchen Tagen immer und immer wieder in die elyseischen Felder zieht? — genug, sie locken mich unwiderstehlich. In den letzten Tagen nun gab es genügende Gelegenheit, meiner Lieblingszerstreuung nachzugehen. Das Geburtsfest des Königs, die Taufe des Grafen von Paris, die in dem heißen Strahlenmeere der Frühlingssonne frisch und fröhlich auferstandene Natur hatte den weitgedehnten Ballsaal des Concordeplatzes und die anstoßenden blüthenleuchtenden Baumgallerien von früh bis spät mit immer neu anströmenden Volkswogen bedeckt. Es ist schon so sommerdumpf, so entsetzlich schwül in den engen, schwarzen Riesenstraßen der Stadt. Man benutzt mit ungemessenem Jubel jede Gelegenheit, ihr, wäre es auch nur für einige Stunden, zu entgehen. Das aber ist nicht so leicht ausgeführt, wie gesagt. Paris ist ein ungeheurer Polyp, dessen ausgestreckte Glieder sich immer und immer wieder um den verzweifelnden Flüchtling klammern, wenn er längst aus ihrem Bereiche zu sein glaubt. Dies mag die in den letzten Jahren auf fast wunderbare Weise erfolgte Ausdehnung der Weltstadt andeuten, welche, gleich der Gigantin jenseits des Canals, die umliegenden Dörfer, Weiler und Städtchen in kürzerer

oder längerer Frist mit unersättlicher Gier an sich reißt, in ihrem Schooße begräbt, und oft kaum einen todten Namen übrig läßt, um zu bezeichnen, daß dort einst etwas Selbstständiges gewesen.

Doch zurück zu den Volksfesten. — Wir sind in dem sogenannten Carreau des jeux der elyseischen Felder. — Die Abendsonne gießt ihren flammenden Purpur über ein wirres, schreiendes, aber herzig fröhliches Treiben. Bude an Bude, und Kopf an Kopf gereiht, Verkäufer und Käufer, ehrliche Leute und Gauner, volle und leere Taschen, Nüchterne und Betrunkene, wie auf tausend Messen und Jahrmärkten anderer Länder und Städte allerdings. Aber ein scharf ausgeprägter, eigenthümlicher Charakter dieser Volksfeste ist dennoch vorhanden. Er liegt in der neidenswerthen Eigenschaft der Franzosen, nicht blos mit den Sinnen, sondern vor Allem mit dem Geiste zu ergreifen und zu genießen. Seht den Haufen Landleute dort in den kurzen, blaugestreiften Blousen und den abgeplatteten Hüten. Sie stehen mit weit aufgerissenen Augen und Mäulern vor einem militärischen Schauspiele, das auf Kosten des hohen Festgebenden auf einer erhöhten, geschmackvoll mit Waldung, Felsschluchten und schwebenden Brücken decorirten Bühne dargestellt wird. Die Franzosen sind im Gefechte mit den Beduinen — das ist seit dem Jahre 1830 stereotyp gewordenes Sujet dieser harmlosen Kampfscenen. Die Beduinen bekommen natürlich fortwährend die entsetzlichsten Prügel, zum Ersatze hingegen auch mehr Geld

für ihre passiven Rollen, als die siegreichen Franzosen. Den Statisten der kleineren Boulevardstheater wird die zweideutige Ehre zu Theil, die in den Ebenen der Metidja kämpfenden Parteien auf den Theatern en plein vent der elyseischen Felder zu repräsentiren. Unsere Bauern nun gaffen keineswegs mit kindischer Illusion, sie wissen und vergessen keinen Augenblick, daß alle diese bunten Uniformen, diese in der Abendsonne glitzernden Bajonette und Säbel, dieses schwindsüchtige Pulvergeknatter, diese so wild gegen einander stürmenden Haufen ganz gewöhnliche Theatererbärmlichkeiten sind. Nichtsdestoweniger aber funkeln ihre Augen, ihre derben Fäuste krampfen sich fest zusammen, als umklammerten sie eben jetzt einen Degengriff, und ihr plump beschuhter Fuß stampft den Frühlingsrasen voll Muth und Kampfbegierde, wie ein junges Kriegspferd, das auf fernes Trommelgewirbel und Trompetengeschmetter horcht. Bei jedem Blitz und Knall der wahrscheinlich aus staatswirthschaftlicher Oekonomie nur äußerst schwach geladenen Flinten athmen sie hoch auf — denn sie versetzen sich mit Leib und Seele auf irgend ein Schlachtfeld der französischen Geschichte, denn unter diesen unscheinbaren Kitteln glüht ein todesverachtender Patriotismus, pochen Herzen, die zu Großem fähig sind. Uebrigens scheint jeder Franzose mit einer gar seltsamen Liebe für Schießen und Soldatenspiel geboren, und man möchte es für einen Widerspruch in dem Gange der Ereignisse halten, daß die Erfindung des Pulvers nicht den Franzosen zufiel.

Die Gamins auf den Straßen exerciren in ihren Prügelspielen fast eben so gut, wie die Linienſoldaten in ihren großartigen Evolutionen auf dem Marsfelde, Trommeln und Trompeten üben in Frankreich einen wahren Zauberreiz auf Jung und Alt, und die Nationalgarden gewinnen von Tag zu Tag mehr an impoſanter, echt martialiſcher Haltung. Möge indeſſen die Feuerprobe des Krieges, noch vor Kurzem ſo bedrohlich nahe, nimmer für ſie eintreten — und dieſer Wunſch ſei das Schlußwort meiner anſpruchsloſen, der ganzen Nachſicht des Publikums und der Kritik bedürfenden „Pariſer Briefe.“

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

12 .. 6
x3 xo II
1911003
Jubilee[?]
Franklin[?]